This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 825,633

Neue Christoterpe

1899.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Neue Christoterpe.

Neue Christoterpe.

Ein Jahrbuch

begründet von

Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur.

Herausgegeben von

Max Vorberg.

1899.
C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung in Bremen.

BR
4
N48
1899

Alle Rechte vorbehalten.

GL
GIFT
3-9-93

Inhalt.

Seite

Weihnachten. Von Heinrich Zander. 1
König und Prophet. Von Max Löhr. 3
Sonntag. Gedicht von Alexander Nüesch. 17
Seine Heimkehr. Eine Erzählung von Friedrich Jacobsen. 18
Nun danket Alle Gott. Gedicht von Paul Kaiser. . . 36
Im Sonnenschein. Novelle von Hermann Öser. . . . 39
Verschiedene Dinge. Gedicht von Stephanie von Goßlar. 75
Das schönste Kind. Märchen von Ad. Gründler. . . . 77
Schattenrisse aus meinem Amtsleben in der südrussischen Steppe. Von Ernst Schrill. (S. Keller.) 81
Das Gebet des Moses. Gedicht von R. Lehmann-Filhés. 106
Georg von Kunheim, der Schwiegersohn Martin Luthers. Von Albert Nietzki. 108
Jacob Böhme. Von Leopold Witte. 120
Zwei Tage im Gefängnis. Von Fritz Fliedner . . . 145
In der Sacristei. Gedicht von R. Eckardt. 165
Einige Bemerkungen über Schillers Lyrik. Von Georg Lasson. 173
Reynheit. Fünf Bilder aus meinem Skizzenbuche. Von August Sperl. 196
Das Stärkste in der Welt. Eine Parabel von August Sperl. 215
Der Taubstummme. Eine Lebenserinnerung von Johannes Renatus. (Joh. v. Wagner.) 220
Gustav Wasa und die schwedische Reformation. Von Paul Kaiser. 250

Skizzen aus meinem ersten Pfarramt. Von Otto Funcke. 275
König Robert. Gedicht von Max Vorberg. 317
Zur Erinnerung an D. Kögel:
1) Aus Dämmerstunden. Von Rudolf Kögel. . . . 320
2) Unseres Vaters Studirstube. Von Marie Blech, geb. Kögel. 324
Hieronymus Savonarola. Von Paul Wolff. . . . 334
Wahrheit. Erzählung von Max Vorberg. 380
Zur Erinnerung an Albert Knapp. Von C. Kayser. 425

Weihnachten.

Von Heinrich Zander.*)

Ueber Eis und Schnee, durch Dunkel und Sturm
Hallt es und jubelt's von Thurm zu Thurm.
Die Glocken läuten das Chriſtfeſt ein.
Viel Worte der Liebe klingen darein.
Und Lichter ſchimmern und Lieder ſchallen
Aus des Königsſchloſſes prangenden Hallen,
Aus des Bürgerhauſes beſcheidenem Bann,
Aus der Förſterklauſe tief draußen im Tann.
Und wo ſich auf dem unendlichen Meer
Zwei Schiffe begegnen, durch Nebel und Böe
Strahlt es und grüßt es hinüber und her:
Ehre ſei Gott in der Höhe!

Ein Sabbath des Herrn, eine heilige Zeit!
Die Menſchheit wandelt im Feierkleid
Mit entrunzelter Stirn und feiernder Hand,
Der Sorgen frei und dem Joch entſpannt.
Und wie die Räder der Arbeit, ſchweigen
Die Stürme, die Aengſte im Menſchenherzen,
Und lichte, fromme Gedanken ſteigen
Still leuchtend auf wie am Baum die Kerzen.
„Kein Neid — kein Streit — vergieb — verſöhne —"
Nachklingt es im Buſen wie Glockentöne:
Es ſoll ein Ende des Haders werden
Und Friede auf Erden!

*) Geſtorben an ſeinem Geburtstage 1. Februar 1897 im Alter von 15 Jahren.

Der Gottesfrieden die Seele durchzieht.
Aus alter Zeit tönt ein ſüßes Lied.
Mich lehrt' es als Kind der Mutter Mund,
Und wieder ſingen's die Kinder zur Stund:
„Vom Himmel hoch, da komm' ich her . . .“
Vom Kind in der Krippe die „gute Mär“.
Und der Muth vertraut, und das Herz wird weich,
Denn das Wort, das Gott iſt, ward uns gleich.
Und wahr wird werden in der Welt,
Was die Engel ſangen ob Bethlehems Feld:
Im Himmel ein Jauchzen und Benedei'n,
Und Friede ſoll auf der Erde ſein
Und den Menſchen ein Wohlgefallen!

König und Prophet.

(Jes. 7, 1—9).

Von Max Löhr.

Im Jahre 736 v. Chr. hatte zu Jerusalem der jugendliche Ahas den Thron seiner Väter bestiegen und damit die Königsherrschaft von Juda, einem Lande etwa von der Größe des heutigen Großherzogthums Sachsen-Weimar, übernommen.

In Folge eines fast fünfzigjährigen, kaum unterbrochenen Friedens und Dank des einsichtsvollen Regimentes seiner letzten Herrscher, erfreute sich Land und Volk von Juda einer gesicherten Wohlfahrt und nicht unbeträchtlichen Kultur.

Nach dem Grundsatz si vis pacem para bellum hatten die Könige Usia und Jotham es sich angelegen sein lassen, strategisch wichtige Punkte der judäischen Landschaft durch Schlösser und Thürme zu befestigen und ihre Hauptstadt selbst mit Achtung gebietenden Vertheidigungswerken versehen. Dazu war das Heer reorganisirt und die Arsenale mit dem Kriegsmaterial jener Zeit: Schilden, Speeren, Helmen, Panzern und Schleudersteinen reich gefüllt.

Neben dieser Sorge für den Krieg hatte die Arbeit des Friedens nicht geruht: Thürme waren in der Steppe erbaut und zahlreiche Zisternen ausgehauen zum Schutz und zur Erquickung für die dort weidenden Herden; und nicht geringer war das Interesse, welches jene beiden Könige dem Ackerbau und der Winzerei entgegenbrachten. Der Chronist erwähnt es geflissentlich, König Usia liebte den Landbau.

Naturgemäß nahmen auch Handel und Gewerbe damals einen neuen Aufschwung; Landesprodukte wie Feigen, Wein, Honig, Pistazien und Mandeln mögen in nicht geringen Lasten durch Karawanen nach Aegypten oder über den Hafen von Elath am rothen Meer, der zur Zeit Usia's wieder an Juda gekommen war, in noch fernere Gegenden ausgeführt sein.

Der weithin berühmte Jehova-Tempel zog Scharen von Opfernden nach der Hauptstadt, und wir dürfen mit Rücksicht auf orientalische Lebensgewohnheiten annehmen, daß die Opferfeste einen lebhaften Einfluß auf die jerusalemische Industrie geübt haben. Das Bild der hauptstädtischen Bazare wird in jenen Tagen ein bunteres und lebensfrischeres gewesen sein als heute; wenigstens finden wir häufig Kleinodien und Götterbildnisse der Silber- und Goldschmiede, prachtvolle Webereien wie Teppiche, Schleier und Shawls, sowie die mehr dem täglichen Leben dienenden Erzeugnisse der Tuchmacher und Töpfer erwähnt.

Hinter dieser materiellen Wohlfahrt stand die geistige Entwicklung des Volkes keineswegs zurück; es darf als sicher gelten, daß die Kunst des Lesens und Schreibens zu jener Zeit im Lande allgemein verbreitet war: Der Prophet Jesaia stellt eine seiner Weissagungen, auf eine Tafel geschrieben, aus, damit jeder Vorübergehende sie lesen könne; und die Steinhauer, welche am Bau des Siloah-Tunnels beschäftigt sind, bringen zur Erinnerung an den Augenblick, wo sie nur noch durch eine dünne Felswand von einander getrennt, gegenseitig ihre Stimmen und das Hämmern der Spitzhacken vernehmen, eine Inschrift im Tunnel an, welche im Juni 1880, durch badende Kinder bemerkt, von Professor Guthe in Leipzig entziffert worden ist.

So ist also das judäische Reich, wie es Ahas von seinem Vorgänger überkam, trotz mancher natürlich nicht fehlenden Schatten, ein anziehendes Kulturbild: ein Land, reich gesegnet durch Fruchtbarkeit und ein günstiges Klima; ein Volk, für

den Krieg gerüstet und der friedlichen Berufsthätigkeit in stillem Fleiße nachgehend. Die Finanzen des Staates in bester Ordnung: eine gefüllte Staatskasse, ein reicher Tempelschatz, und dieses irdische Glück zu verwalten und zu erhalten, der junge König berufen.

Nun brachte aber die geographische Lage des judäischen Staates, in jenen Jahrhunderten wenigstens, nicht geringe politische Schwierigkeiten mit sich. Juda bildete mit seinem Bruderreich Israel und anderen größeren und kleineren Staatswesen die Brücke zwischen Asien und Afrika. Die ehrgeizige Politik der großen Eroberer am Euphrat und am Nil, der assyrischen Großkönige und der ägyptischen Pharaonen, trachtete nach dem Besitz dieser Brücke, um dadurch den Nebenbuhler in der Weltherrschaft im Schach zu halten. Schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend sehen wir das elamitische Königsgeschlecht der Kuduriden in das „Westland", wie sie Palästina nennen, bis zur Südspitze des todten Meeres vordringen. Um die Mitte des zweiten Jahrtausends sind es die großen Pharaonen der 18.—20. Dynastie, welche ihre siegreichen Waffen durch ganz Palästina hindurch bis an die Ufer des oberen Euphrat tragen. Im ersten Jahrtausend, zumal in des Ahas' Zeit, ist wieder die asiatische Weltmacht im Vordringen: der assyrische König Tiglat Pileser III., der biblische Phul, ein Kriegsheld und Herrscher zugleich, sucht die kleinen Reiche des Westlandes in das Netz der assyrischen Vasallenstaaten hineinzuziehen.

Um diesem Schicksal zu entgehn, schlossen die beiden, sonst feindlichen Nachbarn Nordpalästinas, Syrien und Israel, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den Eroberer und, damit dieses Bündnis eine größere Bedeutung gewinne, forderten sie Ahas, den König von Juda, zur Theilnahme auf. Dieser weigerte sich indeß, in den geplanten Dreibund einzutreten, und in Folge davon suchten der König Rezin von Syrien und Pekah von Israel ihn mit Waffengewalt zum Beitritt zu zwingen.

Die Kunde von dem Herannahen der verbündeten Heere rief in Stadt und Land, unter der jerusalemischen Bevölkerung und bei Hofe die größte Bestürzung hervor: „Wie die Waldbäume vor dem Sturmwind“ — sagt der Prophet Jesaia, „so erbebte das Herz des Königs und seines Volkes.“ Warum diese allgemeine Bestürzung? — Oder war es nur, daß der König sich unsicher fühlte im Bewußtsein seines jugendlichen Alters und der Unerfahrenheit in kriegerischen Aktionen? — War es nur, daß das Volk noch nicht Vertrauen gefaßt hatte zu seinem bisher unerprobten Herrscher und darum in Unruhe den Ausgang des bevorstehenden Krieges erwog? — Das Reich von Juda war ja doch auf's beste für einen Feldzug gerüstet.

Nein, es war eine wirkliche Panik, welche lähmend Haupt und Glieder des Staates ergriff.

Man fürchtete die numerische Ueberlegenheit des Feindes: wie Hornissenschwärme sah man sie heranziehen, die syrischen und ephraimitischen Scharen, Streitwagen, Speerträger, Bogenschützen. Das kleine judäische Heer hätte diese Gegner wohl für einige Zeit aufzuhalten, aber nimmer erfolgreich von den heimatlichen Grenzen zurückzuhalten vermocht.

Weitmehr aber als die Größe des feindlichen Heeres schreckte das Gerücht, das ihm vorausging: „ein Grauen wollten sie den Judäern einjagen.“ Man sah im Geiste schon die Saatfelder zerstampft, die Fruchtbäume umgehauen, die Dörfer eingeäschert, die waffenfähigen Männer und Jünglinge getödtet, Weiber und Kinder in Sklaverei geschleppt.

„Bresche wollten sie legen in die Hauptstadt.“ Die Schrecken der Belagerung nahmen alle Gemüther gefangen. Wie wird es werden, wenn erst der plünderungslustige Feind vor den Thoren steht und auf Straßen und Plätzen der Stadt Hungersnoth und Pest ihre entsetzliche Ernte halten? —

„Den Sohn des Tab-El wollten sie an Ahas' Stelle zum König machen.“ Grausame Hinrichtung oder qualvolle

Gefangenschaft erwartete den König, in jedem Falle der Verlust der Krone, einer Krone, welche seine Vorfahren seit Jahrhunderten getragen, welche Zeuge war der einstigen Herrlichkeit eines David und Salomo.

Nur über Einen hatte dieser sinnverwirrende Schrecken nicht Macht zu gewinnen vermocht, es war Jesaia, der Prophet. War er so thöricht, die nahende Gefahr zu unterschätzen? — Oder lebte er so zurückgezogen, daß er gar nicht ahnte, was sich vorbereitete? — Mit nichten. Er wußte wohl, was sich begab; aber mit ruhigem, sicherem Blick hatte er das Wesen der Gegner richtiger als alle Andern erkannt.

Was sind es — so mochte er in der Stille seines Hauses sich fragen — was sind es für Reiche, die Juda mit Krieg bedrohen? — Sie erscheinen ihm wie „zwei Stumpfe rauchender Feuerbrände". Das letzte Ende einer verlöschenden Fackel ist jedes von ihnen. Der Glanz ihres Ruhmes ist verblichen und im Entschwinden die Fähigkeit, in Feindesland ein Kriegsfeuer zu entfachen. Nur noch eine kurze Frist, so zertritt der Assyrer ihren letzten glimmenden Funken. Wer wollte sich fürchten vor solchen Gegnern? —

Und was für Könige sind es, die das Schwert wider Juda erheben? Keinen von Beiden verknüpft mit seinem Volke jenes unzerreißbare Band, wie es des gutgesinnten Bürgers Liebe zu seinem von Gott eingesetzten Herrscher zu schlingen pflegt.*) Der Thron des Einen gesichert allein durch orientalischen Despotismus, der des Andern ruhend auf dem schwanken Grunde der Volksgunst. Ja, noch mehr: die Stufen, auf denen der Letztere zu seinem Throne emporsteigt, sind blutbefleckt: ein Schildträger seines Königs, hat er diesen

*) Darum nennt der Prophet sie nie Rezin von Aram und Remalja's Sohn (d. i. Pekah) von Israel; sondern er sagt stets: Rezin und Aram; Remalja's Sohn und Israel, als liege hier eine nur zufällige, durch keine natürlichen Bande gehaltene Zusammengehörigkeit vor.

treulos in seinem Palaste überfallen und niedergestoßen, des Ermordeten Krone sich selbst auf's Haupt gesetzt: gar kein König, nur ein Thronräuber.*) Wie könnte Jehova mit solchen Tyrannen und Frevlern sein!

In wie anderem Lichte erschien unserm Propheten dagegen das Davidhaus! — Sein Begründer ein Mann, den zeitlebens, in lichten Tagen und in trüben Stunden, die Gottesgnade sichtlich geleitet. Das ganze Geschlecht durch die Jahrhunderte eng verwachsen mit seinem Volk — keine Revolution hatte die Bande zwischen Herrscher und Unterthanen gelockert, kein Bürgerkrieg den Parteigeist zu Gunsten des Umsturzes entfesselt. Ja, vielleicht sah des Jesaia prophetisches Auge schon zu dieser Stunde denjenigen Sprößling aus Davids Stamm erstehn, auf dem der Geist Jehova's in einzigartiger Weise ruhen sollte.

Während den Propheten noch diese Gedanken über die gegenwärtige politische Lage beschäftigen, da ist es, als wenn ihn plötzlich himmlische Klarheit umleuchte; da steht es mit einem Mal in göttlicher Gewißheit vor seiner Seele, daß nicht zu Stand und Wesen kommen soll, was jene Feinde mit Frevelmuth gegen König und Vaterland beginnen.

Von unsichtbarer Macht fühlt er sich hinausgetrieben, seinem Herrscher die tröstliche Wahrheit, die Botschaft seines Gottes zu bringen.

Ahas hatte inzwischen die Vertheidigung der judäischen Landschaft, freiwillig oder gezwungen, aufgegeben; nur die Hauptstadt sucht er zu halten. Unter seiner persönlichen Leitung werden die letzten Vertheidigungsmaßregeln ausgeführt. Eine der wichtigsten bestand darin, daß man den Abfluß der den Zion mit Wasser versorgenden Kanäle verstopfte und dadurch den Belagerten einen ebenso wünschens-

*) Darum nennt ihn der Prophet nie mit seinem eignen Namen — derselbe verdient nicht genannt zu werden; sondern nur „Sohn Remalja's".

werthen Wasservorrath, wie umgekehrt den Belagerern einen empfindlichen Mangel an Wasser bereitete. Deshalb hat sich der König, wie Jesaia erfährt, an die Wasserleitung des oberen Teiches begeben. Dorthin eilt der Prophet, um Ahas zu treffen. Wir sind über die Lage des oberen Teiches nicht mit Sicherheit unterrichtet; doch ist es wahrscheinlich, daß er auf dem südlichen Theil des Zionberges gelegen habe. Den Tempel mit dem großen Brandopfer-Altar, die Davidsburg und das säulengeschmückte Zeughaus im Rücken, blickte man von hier in einer Höhe von über 700 m südwärts über die königlichen Gärten und das Walkerfeld hinunter nach den beiden, das Kalkplateau des Zion einschließenden Thälern, dem Hinnom- und dem Kidronthal. An dieser Stelle, wo man den feindlichen Angriff voraussah, müssen wir uns die Begegnung des Propheten mit Ahas geschehen denken: Der König, umgeben von seinen Höflingen, die ihn gewissenlos berathen und ohne Herz und Einsicht der Sache des Vaterlandes gegenüberstehn. Jesaia, des heiligen Geistes voll, an der Hand seinen Sohn Schear Jaschub, der als das wandelnde Zeugnis einer gnadenreichen Zukunft dem Könige und dem ganzen Hofe bekannt ist.

Der Gottesmann ermahnt seinen Fürsten: „Sei stille im Herrn“ — von allen kriegerischen Maßnahmen solle er getrost ablassen; und weiter fordert er: „Fürchte dich nicht, und dein Herz verzage nicht.“ — Er soll als König, allen Andern voran, sich losmachen von seiner Panik und frei von Furcht und Zagen der Zukunft entgegensehn. Denn dem Beginnen ohnmächtiger Menschen — nichts Anderes sind die beiden Könige von Damaskus und Samaria an sich schon und in der gegenwärtigen Zeit noch besonders — steht der unabänderliche Gotteswille gegenüber: „Nicht soll es kommen zu Stand und Wesen.“ So gewiß aber diese Zusage ist, die Jehova durch Prophetenmund dem Könige giebt, so unabweisbar ist dessen Aufgabe, mit gläubigem Herzen dieselbe

hinzunehmen und in fester Zuversicht zur göttlichen Allmacht ihrer Verwirklichung sich zu getrösten. Darum schließt Jesaia seine Rede mit dem unvergänglichen Worte: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.“ In einem unerschütterlichen Vertrauen des Königs auf seinen Gott liegt allein die Gewähr dafür, daß er gegenüber allen seinen Feinden den Sieg behält.

Was der König auf die Worte des Propheten entgegnet hat, ist uns nicht bekannt. Sein Thun aber beweist, daß er sie nur mit tauben Ohren gehört.

Die Macht der Götzen erscheint ihm größer als die seines eignen Gottes, die ja nur den still fließenden Wassern Siloahs zu gleichen scheint. So opfert er in seinem Aberglauben den erstgeborenen Sohn dem Moloch, um dessen Huld zu gewinnen.

Auch die sichtbare Hilfe eines mächtigen Herrschers dünkt ihm verläßlicher als der unsichtbare Schutz Jehova's. Darum entsendet der Kleinmüthige Huldigungsgeschenke an Tiglat Pileser III. von Assyrien, Gold und Silber in Menge aus den Schatzkammern des Tempels und seines eignen Palastes, mit der Bitte: „Dein Sklave und dein Sohn bin ich! — Komme und hilf mir aus der Gewalt des Königs von Damaskus und des Königs von Israel, die mich angegriffen haben.“ —

Der Großkönig eilt im eigenen Interesse hilfsbereit herbei; Pekah von Samaria und sein Land werden empfindlich gestraft, Damaskus wird nach nicht langer Belagerung erobert, seine Einwohner deportirt, Rezin verliert Krone und Leben. Bald darauf, im Jahre 732, finden wir Ahas in Damaskus, wie er dem Könige in der Reihe vieler andrer Fürsten seine Huldigung darbringt und seine Unterwürfigkeit bezeugt.

Juda und die Hauptstadt sind gerettet; aber um den Preis der Freiheit. Ahas behält den Thron; aber mit Verlust seiner Unabhängigkeit; auf Davids Herrschersitz ein Schattenkönig; sein Regiment ein bloßer Schein.

Ein König hat hier seine Existenz von einem anderen, mächtigeren erkauft durch Verzicht auf seine Selbständigkeit. —

Wie oft erzählt uns nicht die Weltgeschichte von einem solchen Ereignis, und wie viel öfter mag sich dieses nicht noch zugetragen haben, ohne daß uns davon Kunde geworden ist. Ein alltägliches Begebnis. Und doch haftet gerade an diesem unser Interesse in besonderem Maße; denn diese Begegnung zwischen König und Prophet, wie sie vor nunmehr zwei und einem halben Jahrtausend stattgefunden hat, hat sich seitdem wiederholt und wird sich für alle Zeiten wiederholen. In ihr tritt nichts Geringeres zu Tage, als der große Gegensatz zwischen den Kindern des Lichtes, die zum Leben berufen sind, und den Kindern dieser Welt, die keine Hoffnung haben.

In jenem Propheten und seinem König stehen sich gegenüber ein Kind Gottes mit einem Glauben, der Berge versetzt, und ein Weltmensch, in dessen Seele nur Unglaube und Aberglaube wohnen.

Jesaia's Auge ist nach droben gerichtet und sein Herz erfüllt von einem Bewußtsein der Gottesgemeinschaft, für das die Leiden dieser Zeit in ein Nichts zerrinnen. Darum vermag er, für seine Person ohne einen Schatten von Furcht, selbst Angesichts des Feindes zu mahnen: „Seid stille und unverzagt!“ und gleichzeitig, glühend von heiligem Glaubensmuth, die zaghaften Herzen zu bedrohen: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.“

Des Königs Blick hingegen haftet am Staube; er besitzt die religiöse Gleichgültigkeit und Feigheit, wie sie jenen Naturen eigen zu sein pflegt, die im Laufe dieser materiellen Welt bewegende Kräfte geistiger, idealer Natur nicht anerkennen wollen, für die Alles, was geschieht, nur der ständige Wechsel ist von Ursache und Wirkung dessen, was sie sichtbar und greifbar umgiebt.

Der Prophet will den König zu der Glaubenshöhe emporheben, auf der er selbst steht. Jener soll erkennen lernen den

Unwerth deſſen, worauf die Welt ſtolz zu ſein pflegt, was ihr das Gefühl der Ruhe, der Sicherheit einzugeben vermag; in unſerm Falle die Kriegsrüſtung, Streitwagen und Schlachtroſſe, Heere und Feſtungen, Bündniſſe und Verbrüderungen. Er ſoll wiſſen, dieſes alles iſt „Fleiſch“ und nicht „Geiſt“; der Sturmwind Jehovas fährt darüber hin, und mit Einem Schlage iſt „erniedrigt der Stolz der Menſchen, gebeugt der Hochmuth der Männer.“

Ihm ſoll Jehova vielmehr den „Gott des Heils“, den „Felſen der Macht“ bedeuten, den er nimmer aus den Augen verlieren darf. Mögen die Feinde drohen — „zu Gott ſei ſtille meine Seele.“ Mögen die Gegner anſtürmen — „Jehova, er iſt mein Fels und meine Hilfe, meine Burg: ich werde nicht wanken.“

Dieſe Worte des altteſtamentlichen Dichters enthalten die Gedanken, die in des Königs Seele erwachen ſollen.

Es iſt ein Rieſenwerk, das der Prophet in Jehovas Auftrag unternimmt: vor den angſterfüllten König zu treten und ihn Angeſichts der feindlichen Heere zu gemahnen an den unſichtbaren Schutz ſeines Gottes. Jeſaja vermag Solches nur, weil er ſich wie von einer Gotteshand geleitet fühlt, weil ein heiliger Geiſt ſeine ganze Perſönlichkeit durchdringt und vor ſeiner Seele das Bild ſteht des dreimal Heiligen, wie er im Tempel thront, umgeben vom Lobpreis der Seraphim: „Alle Lande ſind deiner Ehre voll!“

Angeſichts dieſes Gottes, deſſen Heiligkeit jeden Frevler vernichtet wie verzehrendes Feuer, deſſen Allmacht Himmel und Erde beherrſcht, giebt es ja nichts, das ſeinem Willen ſich widerſetzen könnte — müſſen alle Hinderniſſe verſchwinden, die ſich den Seinen entgegenſtellen.

O, daß doch Ahas' Augen erleuchtet würden, damit er mit dem Propheten hineinſchauen könnte in die Tiefen des göttlichen Weſens; daß doch die Bande, die ſein Herz um-

klammern, zerſpringen möchten, damit darin einzöge und wohne der Geiſt des Glaubens.

Allein, es gilt von ihm das Heilandswort — er hat nicht gewollt. —

Hiſtoriker haben es für unmöglich erklärt, daß Jeſaja ſeinen König habe ermahnen wollen, auf alle Selbſtvertheidigung im Vertrauen auf Gott zu verzichten. Solch ein „Thor“ könne der Prophet nicht geweſen ſein. Wir müſſen entgegnen: Nur religiöſes Unverſtändnis kann dieſe höchſte Intenſität des Glaubens, wie ſie in Jeſaia lebt, als Thorheit bezeichnen.

Es iſt nicht das einzige Beiſpiel ſolcher „Thorheit“, von dem wir aus der Geſchichte wiſſen. Unſer Reformator Dr. Martin Luther erfährt in ſeinem Wartburgexil von den religiöſen Unruhen, welche in Wittenberg durch die Schwarmgeiſter verurſacht ſind. Es drängt ihn, ſeine Zufluchtsſtätte zu verlaſſen, um in ſeiner geliebten Heimatſtadt Ruhe und Ordnung zu ſtiften. Sein Kurfürſt Friedrich der Weiſe warnt ihn, er könne dieſen Schritt, in Folge der Reichsacht, die auf ihm laſtet, mit dem Leben büßen müſſen. Darauf ſchreibt Luther unter dem 5. März 1522 an ſeinen Landesherrn:

„Solches ſei E. K. F. G. geſchrieben der Meinung, daß E. „K. F. G. wiſſe, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem „höhern Schutz, denn des Kurfürſten. Ich hab's auch nicht im „Sinn, von E. K. F. G. Schutz begehren. Ja, ich halt, ich wolle „E. K. F. G. mehr ſchützen, denn ſie mich ſchützen könnte. Dazu „wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollt ſchützen, „ſo wollt ich nicht kommen. Dieſer Sachen ſoll, noch kann kein „Schwert rathen oder helfen, Gott muß ſie allein ſchaffen ohn „alles menſchlich Sorgen und Zuthun. Darumb, wer am meiſten „gläubt, den wird ſie am meiſten ſchützen. Dieweil ich denn nun „ſpür, daß E. K. F. G. noch gar ſchwach iſt im Glauben, kann „ich keinerlei wege E. K. F. G. für den Mann anſehn, der mich „ſchützen oder retten könne.

„Daß nu auch E. K. F. G. begehrt zu wiſſen, was ſie thun „ſolle in dieſer Sachen, ſintemal ſie es acht, ſie habe viel zu wenig „gethan: antworte ich unterthäniglich: E. K. F. G. hat ſchon „allzuviel gethan, und ſollt gar nichts thun. Denn Gott will „und kann nicht leiden E. K. F. G. oder mein Sorgen und „Treiben. Er will's ihm gelaſſen haben, deß und kein anders; „da mag ſich E. K. F. G. nach richten. Gläubt E. K. F. G. dieß, „ſo wird ſie ſicher ſein, und Friede haben: Gläubt ſie nicht, ſo „gläube doch ich und muß E. K. F. G. Unglauben laſſen ſein „Qual in Sorgen haben; wie ſich's gebührt allen Ungläubigen „zu leiden."

Die gleiche Lage: Ein König in ängſtlicher Sorge. Ein Gottesmann voll gewaltiger Glaubenskraft ihm zur Seite. Dieſer weiſt Jenen darauf hin, daß wir in gewiſſen Augenblicken unſeres Lebens voll des Bewußtſeins, unter einem höheren Schutz zu ſtehn, aller irdiſchen Gefahr vergeſſen dürfen, ja ſollen.

Hiſtoriker haben auch des Ahas Handlungsweiſe billigen zu müſſen geglaubt: er habe gethan, was in ſeiner Lage wohl jeder andre König auch gethan haben würde: einen geeigneten irdiſchen Beſchützer geſucht. Wir können nicht umhin, dieſes Urtheil einſeitig zu nennen. Ahas darf nicht ohne Weiteres mit jedem andern Könige verglichen werden. Wenn wir überhaupt an einen Gott in der Geſchichte glauben, ſo hatte ſich dieſer dem Ahas in nachdrücklicher Weiſe kundgethan. Ihm war eine Kenntnis von Gottes Plänen zu Theil geworden, wie Wenigen unſres Geſchlechtes. Wem aber viel gegeben iſt, von dem mag auch viel gefordert werden. Ein chriſtlicher Geſchichtsſchreiber wird die Handlungsweiſe dieſes Königs nicht vertheidigen dürfen. —

Ein Andres iſt es, ob *wir heute* in einer Zeit, da uns religiöſe Heroen, wie ein Jeſaia, Luther u. a. nicht zur Seite ſtehn, wir uns aber umgeben ſehen von einer Welt in Waffen, auf alle kriegeriſche Rüſtung verzichten dürfen im Vertrauen auf wunderbare Hilfe von oben in der Stunde der

Gefahr. Das müssen wir gewiß verneinen, denn wir würden uns damit in frevelhaftem Leichtsinn einer Gefahr aussetzen, und das hieße, wie der Heiland selbst uns gelehrt hat, den Herrn, unsern Gott, versuchen. — Vergessen dürfen aber auch wir heute nicht, daß unser Schwert allein es nicht ist, das uns schützt oder zum Siege verhilft:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.

Sondern nur, wenn wir dieses Schwert führen im Glauben an unsern Gott, in Gehorsam gegen die Gebote unsres Heilandes, in der Kraft des heiligen Geistes, wird der Sieg uns gehören.

Wehe unsrem Vaterlande, wollte es sich allein sicher fühlen im Blick auf seine Kriegsrüstung und darüber vergessen, daß seine Stärke ihre Wurzel hat in der Glaubensgemeinschaft mit Gott und in der Reinheit der Sitten, der Unantastbarkeit des Rechtes und der Keuschheit des Denkens, welche jener Glaube wirkt. Unser Volk käme unter das Gericht des Wortes: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst.“

Wehe unsren Familien, wenn Vater und Mutter glaubten, dadurch am besten für ihre Kinder gesorgt zu haben, daß sie Vermögen für sie sammeln und sie prunkvoll ausstatten, und nicht bedenken wollten, ihnen ins Herz zu pflanzen Frömmigkeit und lauteren Sinn. Es würden Eltern und Kinder dem Urtheil verfallen: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“

Ja, die stillen, treuen Beter, deren Namen nie bekannt werden vor der Welt, sie sind, wir müssen es kühnlich behaupten, ein mächtigerer Schutz für Vaterland und Familie, als all die stolze Heeresmacht und ein Reichthum, der noch so sicher gegründet ist.

Wir selbst endlich sind mit dem Propheten Kinder Gottes und tragen, wie er, in unsrem Herzen den Glauben, daß „in

unſrem Lebensgang ein Plan offenbar wird, den nicht wir erdacht haben und nicht wir hinausführen, ſondern den eine unſichtbare Hand entworfen hat und verwirklichen will.“ In ſonnigen, glücklichen Stunden ſteht dieſer Plan wohl deutlich vor unſrem geiſtigen Auge; aber es kommen trübe Zeiten, Tage der Enttäuſchung und der Anfechtung, des Verluſtes und des Abſchieds, des Vergeſſenſeins und der Einſamkeit, Tage, an denen vor unſerer Seele ſich ein Dunkel breitet, das undurchdringlich ſcheint. Der Plan unſres Lebens, Gott, der ihn entworfen hat, verhüllt ſich dem ſuchenden Auge, dem angſtvoll forſchenden Blick. In ſolchen Zeiten dürfen wir nicht dem Ahas gleich werden und in unſerer Verzweiflung nach irdiſcher Hilfe trachten, ſondern müſſen mit dem Propheten Glauben halten, einen Glauben, deſſen Kraft unerſchütterlich feſthält an ſeinem Gott, einen Glauben, deſſen Kraft auch ein dreifaches Dunkel durchbricht, einen Glauben, deſſen Kraft unſren Sieg bedeutet über die Welt. So werden wir bleiben: wir in Gott und Gott in uns.

Sonntag.

Von Alexander Rüesch.

Was soll ich denn noch singen
Zum Ruhm dir, Tag des Herrn,
Da alle Glocken klingen
Zum Preis dir nah und fern?

Soll Erdenworte wählen
Ich dir zur Herrlichkeit? —
Die Himmel — sie erzählen
Dein Lob in Ewigkeit.

Was alle Dichterzungen
Gesagt von deinem Licht,
Es war nur matt gesungen —
Du bist des Herrn Gedicht!

Seine Heimkehr.

Von Friedrich Jacobsen.

Er war ein berühmter Irrenarzt, und Alle, die sich für klug hielten, nannten ihn eine Leuchte der Wissenschaft. —

Den armen Kranken, welche zu ihm gebracht wurden — freiwillig kam keiner, aber es waren ihrer erschreckend viele — legte er die Hände auf. Nicht wie jener größere Seelenarzt vor ihm, sondern um den Bau des Schädels zu erforschen und daraus die Unregelmäßigkeiten der Gehirnsubstanz herzuleiten; dann sah er ihnen in das unstäte Auge, und die Leute sagten, daß sein Blick die Kraft besitze, in der Seele der Menschen zu lesen. —

Er selbst aber lächelte über solche Reden, denn er glaubte nicht an eine Seele. —

Mitten in der Blüthe seiner Jahre fühlte er plötzlich, daß irgend Etwas seine Hand auf ihn lege, genau ebenso, wie er es mit seinen Patienten zu machen pflegte, nur unsichtbarer, geheimnisvoller, und darum unsäglich bedrückend. —

Er hielt es Anfangs für eine Grille, aber dann überkam ihn die Ahnung, daß seine Gedanken nicht mehr in allen Dingen dem Willen zu gehorchen vermochten, und daß sie bisweilen in einer seltsamen Weise von dem graden, durch die Vernunft erhellten Wege abzuirren begannen.

Nicht, oder noch nicht in die Nacht, aber in ein trübes, unheimliches Zwielicht. —

Diese Beobachtung — denn der Arzt behielt noch die Oberhand — war um so unerklärlicher, als seine Familie weder erblich belastet, noch seine Vergangenheit durch ausschweifenden Lebenswandel gezeichnet war, ja, er durfte sich sogar das Zeugnis einer maßvollen Vertheilung von Arbeit und Erholung ausstellen, sodaß keine einzige wissenschaftliche Voraussetzung auf seinen Zustand angewandt werden könnte. —

Und dennoch sah er sich allmählich von dem Leiter seiner Anstalt zu einem Insassen derselben hinabgleiten. —

Ein Kollege, dem er sich anvertraute, gab ihm den Rath, auszuspannen und auf Reisen zu gehen.

„Wir dürfen mit dem Gespenst unserer Zeit nicht tändeln," sagte er. „Wir glauben seine Meister zu sein, wie der Löwenbändiger im Käfig, und wenn wir nur mit den Wimpern zucken, dann greift es zu. Sie haben zu lange der Bestie in das Auge gesehn, gehen Sie ihr aus dem Wege, denn sie kauert zum Sprunge."

„Ist das Ihre ganze Erklärung?" hatte der Gelehrte gefragt, und Jener erwiederte: „Krankheiten einer Zeit liegen nicht im Einzelnen, sondern auf der Masse, sie schweben gleichsam in der Luft. Ich gebe es auf, nach ihrem Ursprung zu suchen."

Es zog den Professor in seine Heimat. —

Auch über den Ursprung dieses Gefühls vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben, denn es lebte in ihm kaum irgend eine Erinnerung, die ihn nach menschlichem Empfinden an das einsame Haidedorf hätte fesseln können.

Seine Mutter lag freilich dort begraben, aber sie war so früh gestorben, daß ihr Bild nicht einmal wie ein Schatten vor ihm stand, die wenigen Gespielen der frühsten Kindheit aber mochten ausgewandert sein, wie er selbst, denn es gab daheim keine Beschäftigung, als Torf zu graben und in das brackige Moorwasser zu blicken.

„Das soll mitunter gefährlich sein" — hatte der Professor einmal in einer Gesellschaft scherzhaft geäußert, und nun war

er auf dem Wege nach den tiefen, dunkeln Sümpfen, die er seine Heimat nannte. —

Nach einer langen Eisenbahnfahrt wanderte er von der letzten Station seitab in die Haide. Der Abend stieg aus streifigen Sturmwolken herauf, aber noch war es herbstlich stille in der Luft, und von den spärlich verstreuten Baumgruppen schwebte dann und wann ein braunes Blatt geräuschlos auf die Erde nieder. Die Erika hatte abgeblüht, und der Wachholder stand dunkel. Nach dem Haidekraut kam Sandboden, der zwischen Kieferschonungen aufleuchtete, zuletzt aber begann das Erdreich leise zu beben. —

Der Fuß des Wanderers schritt über Moor, zu beiden Seiten des schmalen Pfades blinkten die Wassertümpel, und zerrissene Weidenstümpfe streckten ihre Schößlinge in die Luft, als ob aus der vermoderten Tiefe Gorgohäupter aufragten mit gesträubten Schlangenhaaren. Bisweilen blieb der Professor stehn und stieß die Zwinge seines Stockes in das schwarze Erdreich.

„Es ist grundlos, wie unser Leben," sagte er, und dann streiften seine Augen über die Weiden, deren Rinde an einzelnen Stellen ein mattes Leuchten ausflimmerte.

„Faul' Holz, wir wissen das ganz genau, nur die Abergläubigen reden von Gespenstern. Aber geisterhaft ist euer Antlitz dennoch, es gleicht den Gedanken, die aus der Tiefe emporsteigen und in der Einsamkeit um uns stehn — man sollte euch abhauen und versenken."

Mit dem Winde, der aus den Wolken brach, kam auch ein unstätes Mondlicht. — Es durchirrte den Himmelsraum und versank im Moor, aber die verstreuten Wasserlachen stießen es wieder von sich, und so glichen seine zitternden Strahlen einer wandernden Seele, die vom Sturm getrieben nirgends Ruhe finden kann, ob sie gleich in die Tiefe niedersteigen möchte, um sich zu verbergen.

„Ich kenne das —" sagte der Irrenarzt laut und erschrak

vor dem Klang seiner eigenen Stimme — „die Mehrzahl Derer, die zu uns gebracht werden, hat diese Sehnsucht nach Ruhe! Und wir müssen nach dem Gesetze die Rolle des Wassers übernehmen, wir müssen das verlöschende Licht zurücktreiben in die dunkle Welt mit Polsterzellen und Wächtern und Zwangsjacken. Es ist eine grausame und thörichte Arbeit, ich werde sie nicht mehr auf mich nehmen."

Er mußte sich besinnen, was ihn auf diesen Weg geführt hatte.

Sehnsucht nach der Heimat — —

Wie eine vorzeitliche Pfahlbaukolonie lag sie plötzlich vor ihm, es war, als ob unsichtbare Hände die Moordecke aufgerollt und eine längst vergessene Welt in den Nachtwind emporgehoben hätten.

Zwischen dem kleinen Häuflein dunkler Strohdächer ragte ein spitzer Kirchthurm empor, und der Professor hörte schon von Weitem das leise Knirschen des Wetterhahnes; er umschritt das schweigende Dorf und blieb vor einer aus Rasen und Feldsteinen aufgeführten Mauer stehn.

Es war Anfangs seine Absicht gewesen, in dem Pfarrhause vorzusprechen und um ein Nachtlager zu bitten, aber nun dünkte es ihn plötzlich unmöglich, die Ruhe fremder Menschen aus dem einzigen Grunde zu stören, weil zwischen denselben Mauern vor unendlichen Jahren seine Wiege gestanden haben sollte.

Und einen Krug gab es nicht unter den zwanzig oder dreißig zusammengedrängten Moorhütten. —

Vielleicht einen Friedhof, wo die Heimatlosen schlafen? — —

Der Gelehrte hatte schon die kleine Mauerpforte geöffnet, und stand zwischen den schwarzen, stummen Kreuzen; er ging weiter bis an die Westseite des Thurmes, und seine Füße verwickelten sich in langes, wehendes Gras.

In dem zitternden Mondlicht konnte er zwischen den fahlen Halmen die Ueberreste einer verwitterten Sandsteinplatte

entdecken, aber sie war so tief in die Erde eingesunken, daß der freiliegende Theil und die verwischte Inschrift desselben von dem Fuße eines Menschen bedeckt werden konnte. —

Der einsame Mann setzte sich auf einen benachbarten frischen Grabhügel und blickte lange auf die versunkene Steinplatte nieder.

„Das sind die Ueberreste meiner Heimat," sagte er leise, „über's Jahr werden auch diese versunken sein, oder man hat ein neues Grab gegraben und die alten Gebeine verstreut. Ich wollte, Mutter, daß du zu mir reden könntest."

Der Wind schauerte auf und trieb die Wolken über den Mond; es war entsetzlich einsam und dunkel. —

„Du kannst es nicht," fuhr der Gelehrte fort, „das Antlitz, welches mich einst angelächelt hat, ist zu einem grinsenden Todtenschädel geworden, und die Gedanken in diesem Schädel haben keinen Platz neben der Erde, die ihn füllt. Das ist unser Aller Ende, und ich glaube, es ist ein Glück! Denn wenn du in dieser Stunde zu denken vermöchtest und im Stande wärest, deine Gedanken auf die Erde zurück zu wenden, dann müßtest du trauern um deinen Sohn und vermöchtest es dennoch nicht, ihm zu helfen. Es zieht mich auf den Weg, Mutter, den du vor mir gegangen bist, aber wenn du in dieser Stunde Empfindung besäßest, dann würde mir ein gleiches Los zufallen, denn wir sind von Einem Geschlecht."

Es war noch dunkler geworden und noch stürmischer.

Der Professor stand auf und lehnte sich auf seinen Stock.

„Ich fange an, die Krankheiten des Geistes zu begreifen und ich verstehe, daß wir Alle dahin gelangen müssen, ihnen anheim zu fallen. Wir haben doch Eltern, die uns verlassen, ein Weib, einen Freund. Keiner ist so arm, daß er nicht Ein Herz besäße, und Keiner ist so reich, daß er nicht sehen müßte, wie es aufhört zu schlagen. Das ist wie ein Licht, welches ausgeht, weil der Docht verbraucht ist, wir können

es nicht in der leeren Luft wieder anzünden. Und je mehr solcher Flammen wir verlöschen sehen, um so dunkler und einsamer wird es um uns. Hasche nach dem Funken, wenn er auffliegt, versuche den letzten Athemzug aufzuhalten, wenn er die einsinkende Brust verläßt, schließe deine Hand zusammen über dem, was du ergriffen zu haben wähnst, und wenn du sie öffnest, dann hast du Nichts. Das Leben ist eine Last und das Ende die Erlösung."

Der grübelnde Mann wußte wohl nicht, was er that. —

Aus der Kindheit überkam ihn eine ferne, dunkle Erinnerung an einen Weiher, der am Rande des Friedhofes liegen mußte, und eine Stimme, deren Andenken ebenfalls in ihm erloschen war, sagte, wie sie ehedem gesprochen hatte:

„Hüte dich, Kind, an das Wasser zu gehn, denn es ist sehr tief. Alle Thränen, die um den Tod geweint wurden, sind dort zusammengeflossen, und das giebt eine unermeßliche Menge."

Der Professor wandte den Kopf und lauschte; es hatte Niemand zu ihm gesprochen, er war allein. Aber er entgegnete dennoch:

„Die Thränen, welche über das Leben geweint wurden, füllen ein Meer; was bedeutet dagegen das Wasser des Todes? Ich will seine Tiefe ergründen."

Und dann hatte er den Platz schon gefunden und entsann sich, daß er als Kind dort gespielt und Kiesel vom Wege des Friedhofes in das Wasser geworfen. Es waren Blasen aufgestiegen, und dann hatte er sich gefürchtet. — —

Nun trat der Mond auf einen flüchtigen Augenblick hinter den vorbeistürmenden Wolken hervor und huschte über die Fläche des Weihers, aber sein Licht vermochte den traurigen und unheimlichen Eindruck desselben nicht zu verwischen.

Was da unten am Rande des steilen Ufers sauste und rauschte, war kein frischbewegtes Wasser, sondern ein Meer von Schilf, das nur nach der Mitte zu einen dunkelglitzernden

Kreis frei ließ, weil es dort zu tief war, um der wogenden Sumpfpflanze Wurzelhalt zu gewähren. Weit hinaus bis an dieſe offene Stelle führte ein morſcher Steg, und von deſſen äußerſtem Ende flog ein Rabe mit häßlichem „Kras, Kras“ flügelſchlagend auf, als er den Fußtritt eines Menſchen vernahm.

„Man ſagt, daß die Kreatur ſich entſetze, wenn etwas wider die Natur geſchieht,“ murmelte der Unglückliche, „es iſt auch nur ein Aberglaube. Die arme Beſtie bangt um ihr Leben, das iſt der Unterſchied zwiſchen Vernunft und Unvernunft.“

Dann ſtanden ſeine Füße auf den morſchen Brettern und fühlten, daß jene bei dem nächſten Schritt zuſammenbrechen würden.

Es konnte dann als ein Zufall gelten — —

Sonderbar genug, dieſe umnachtete Seele klammerte ſich in dem letzten Augenblick an den Wahngedanken, daß es ein Unterſchied ſei, ob der unwiderrufliche Schritt in die unbekannte Nacht die Folge eigener Thätigkeit oder eines ſelbſt herbeigeführten Zufalls wäre, und mit dieſem Gedanken kamen die grübelnden Zweifel über ſeinen Urſprung.

Menſchliches Gericht und menſchliche Nachrede?

Es regnete aus einer neuen Dunkelheit, Regen und Wind ſchlugen dem Manne in das Geſicht. Er fühlte ſich ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft und ſpürte eine Verachtung in ſich gegen Alles, was mit Menſchenſatzungen zuſammenhing. Er ſträubte ſich eben ſo ſehr gegen die Vorſtellung, daß er dereinſt, ohne Begriff von Zeit und Raum, vielleicht in einer unendlichen Dämmerung, vielleicht in einem unendlichen Licht, ohne körperliches Gefühl von einer unbekannten Stimme gefragt, oder wenn es keine Stimme gab, von einem ewigen Gedanken gepeinigt werden möchte:

„Was willſt du hier, Menſch?“ — —

Er ſträubte ſich dagegen mit den Waffen ſeiner Wiſſen-

ſchaft und mit dem Reſt ſeiner Vernunft und er regte dennoch weder Hand noch Fuß. —

Regen und Wind ſchlugen ihm in das Geſicht, es war ganz tiefe Nacht geworden. —

Giebt es denn kein Licht in der Finſternis? — —

O ja, über den Wolken ſtehen die Sterne, und wenn wir von einem ſternloſen Himmel reden, dann ſchwebt nur ein Schleier zwiſchen jenen Zeugen der Ewigkeit und unſerm ſterblichen Auge, aber der Menſch hat es verlernt, den Blick nach Oben zu richten, und er hat es verlernt, zu warten, bis der Schleier zerreißt. Wir ſuchen ein irdiſches Licht. —

Es war plötzlich vorhanden, irgendwo abſeits vom Dorfe, eine Flamme, ſo klein, daß ſie mit der hohlen Hand verdeckt, daß ſie zwiſchen Daumen und Zeigefinger zerdrückt werden konnte, aber doch von jener geheimnisvollen Kraft, die eine Nacht mit ihrem allmächtigen Dunkel zu beſiegen vermag. —

Der Profeſſor ſtieg den Rand des Weihers empor, und je höher ſein Kopf aus der Tiefe auftauchte, um ſo heller leuchtete ihm das Licht. Er ging der Richtung nach und ſtand vor einem Häuschen, das ſo niedrig und unſcheinbar war, daß er mit der Hand die Schilfbinſen des moosbedeckten Daches zu berühren vermochte.

Und dieſes Dach weckte in ihm eine ſchlafende Erinnerung. Er ſah ſich als Kind vor demſelben ſtehn und den vergeblichen Verſuch machen, mit den Händchen hinaufzureichen, und dann hörte er dieſelbe Stimme, welche vorhin zu ihm geſprochen hatte, ſagen: „Edwin, Kind, das iſt zu hoch für dich. Warte, bis du ein Mann geworden biſt, dann wirſt du dich bücken müſſen, um unter mein Dach zu treten.“

Und der große Gelehrte beugte das Haupt unter den Thürbalken.

Er fand keinen Verſchluß und brauchte auch nicht in dem dunkeln Hausraum zu taſten, ſeine Hand wurde von derſelben fernen Erinnerung geleitet, die ihn über Haide und

Moor bis hierher geführt hatte, und dann stand er mit einem Gruß auf den Lippen in der engen aber freundlichen Stube. —

Es waren nur zwei Personen anwesend, eine alte Frau und ein Kind. Die Alte lag im Bette, das Kind saß vor demselben auf einem niedrigen Schemel, zwischen Beiden brannte die Lampe. Das Kind hatte aus der Bibel vorgelesen und ließ bei dem Anblick des fremden Mannes das Buch auf die Erde gleiten; Edwin bückte sich und hob es auf. Dabei fiel sein Blick auf das erste Blatt, auf dem ein Name stand, und dann nickte er ernsthaft.

„Ich habe mich doch nicht getäuscht, Tante Anna," sagte er, „du bist es wirklich. Ich hätte nicht geglaubt, daß wir uns wiedersehen würden. — Kennst du den kleinen Edwin noch?"

Die Alte hatte das Bettband ergriffen und sich an demselben emporgerichtet, das Licht der Lampe fiel auf ihr Gesicht; es war wohl nie schön gewesen, aber von einer unendlichen Güte und Sanftmuth.

„Der kleine Edwin," entgegnete sie, „das ist lange her. Der Bart entstellt dich, sonst würde ich dein Gesicht wohl wiedererkennen, aber die Stimme dünkt mich bekannt. Wer hat dir die Nachricht gebracht, daß ich krank bin und daß es mit mir zu Ende geht, Edwin?"

„Niemand. Ich wußte garnicht, daß du noch lebst, Tante Anna. Ich wollte meine Heimat aufsuchen."

„Ja," entgegnete sie kopfnickend, „der Wunsch kommt immer einmal im Leben, bei dem Einen früher, bei dem Andern später. Bist du allein?"

„So allein wie du."

Sie dachte einen Augenblick nach und winkte dem Kinde.

„Ich danke dir, Lieschen, du mußt jetzt nach Hause gehn, es ist spät." Und dann, als das Mädchen gegangen war:

„Es ist die Tochter eines Nachbarn, ich hätte sie auch so fortgeschickt. Man kann nie wissen, was bei meinem Zu-

ſtand paſſirt, und Kinder erſchrecken ſich leicht. Nun bleibſt du wohl bei mir, Edwin.“

Der Profeſſor ſetzte ſich auf den verlaſſenen Schemel und lehnte das Haupt gegen den Bettpfoſten.

„Ich bleibe, Tante Anna. Biſt du immer ſo einſam?“

„Wie es einer alten Jungfer zukommt,“ entgegnete ſie lächelnd. „Schraube die Lampe etwas höher, damit ich dein Geſicht betrachten kann. So — das iſt alſo der kleine Edwin.“

Sie war ſeine Pflegerin und erſte Lehrerin geweſen, ohne mit ihm verwandt zu ſein. Zuerſt hatte er ſie Mutter genannt, dann Tante Anna. Dabei war es geblieben, und nun lag ein Menſchenalter dazwiſchen.

„Wie ſehr freut es mich, dich noch einmal zu ſehn, mein Liebling,“ ſagte Tante Anna nach einer Pauſe. „Du kannſt dir denken, daß ich nicht viele Zeitungen leſe, nur ab und zu eine Zeile, aber daß du ein berühmter Mann geworden biſt, habe ich doch herausgefunden. Freilich in etwas anderer Weiſe, als ich es mir während deiner Kindertage vorſtellte.“

„Und wie malteſt du dir meine Zukunft aus?“ frug er mit einem zerſtreuten Lächeln.

„Du hatteſt immer viele Gedanken. Manches kam natürlich kraus hervor, aber auch Vieles ſo ſchön, wie in der Kirche. Auch ſtellteſt du dich gerne auf einen Stuhl, bandeſt meine große Küchenſchürze um und hielteſt eine Predigt.“

Der Profeſſor nickte.

„Wie du das erzählſt, wird es mir wieder lebendig. Wenn das ſchon ein Weg geweſen iſt, Tante Anna, dann bin ich recht weit von ihm abgegangen, denn giebt es einen größeren Unterſchied, als zwiſchen einem Geiſtlichen und einem Arzte?“

„Mich dünkt, er iſt nicht ſo groß,“ entgegnete die Alte nachdenklich, „beſonders in deinem Falle. Du biſt doch Irrenarzt, Edwin?“

„Die Leute ſagen es.“

„Nun, dann willſt du auch die Krankheiten der Seele heilen.“

„Die Krankheiten des Geiſtes, Tante Anna.“

„Vielleicht nennt ihr es anders in eurer Wiſſenſchaft, aber es iſt doch dasſelbe.“

„Nein,“ entgegnete er lebhaft. „Wir ſuchen die Krankheit in den Störungen des Nervenſyſtems und in den Anomalien des Gehirns. Da iſt keine Seele zu finden.“

„Woher ſtammt die Krankheit, Edwin?“

„Aus Leid, Sorge, Sünde und Erbſchaft.“

„Du haſt Eins vergeſſen,“ ſagte die Kranke leiſe, „die Verzweiflung. Glaubſt du nicht, Edwin, daß ein Jeder unter uns ſein Leid trägt und ſeine Sorge ſchleppt? Meinſt du, daß Einer unter uns wäre, der nicht gegen ſeinen Leib ſündigte? Warum kommen ſie in Scharen zu euch?“

„Es iſt die aufreibende Haſt der Zeit.“

„Weshalb haſten ſie, Kind? Vielleicht deshalb, weil ſie ſchneller das Ende dieſes Lebens erreichen und in ein beſſeres übertreten möchten? Es wäre eine Sünde, Edwin, aber von dieſer Sünde iſt unſere Zeit frei. Sie haſten nicht aus Verſchwendung, ſondern aus Geiz. Verſtehſt du mich?“

Die Uhr an der Wand tickte, und in der Bettlade nagte der Holzwurm — ſonſt regte ſich kein Laut. —

„Ich bin auch krank,“ ſagte der Gelehrte plötzlich und unvermittelt. —

Ueber das Geſicht der alten Frau glitt ein ſchmerzliches Lächeln.

„Wenn ich dich auch nicht ſo lieb hätte, wie mein eigenes Kind, Edwin, die Kunde müßte ich dir doch aus den Augen leſen. Wir lernen das mit dem Alter, auch wenn die Sehkraft trüber wird. Du leideſt an einer Krankheit, gegen welche deine eigene Wiſſenſchaft machtlos iſt, ja es kann wohl ſein, daß du ſie dir aus deinen Büchern großgezogen haſt. Weißt du, wie ſie heißt?“

„Ueberdruß am Leben," sagte er finster.

„O ja, du kannst es so nennen, aber das ist doch nur eine Folge. Ist es nicht sonderbar, daß du in der Blüthe deiner Jahre, in der Vollkraft deines Schaffens, auf der Höhe deines Ruhmes eines Lebens müde sein solltest, welches dir so reiche Früchte bringt? Wenn ich armes, unnützes Geschöpf hier in diesem verlassenen Erdenwinkel, auf meinem Krankenlager, des Lebens müde werden wollte, es hätte nach menschlichen Begriffen einen Sinn, und dennoch bist du, was ich nicht bin. Kannst du mir das erklären, Edwin?"

Der Gelehrte nahm aus einem neben der Lampe stehenden Glase eine Herbstaster und begann langsam, mechanisch, Blatt um Blatt derselben zu zerpflücken. Dabei sprach er, ohne die Augen aufzuheben:

„Sieh, Tante Anna, das ist unsere Arbeit. Täglich lösen wir von der buntschillernden Hülle des Lebens einen zerflatternden Fetzen ab, um auf den Kern zu gelangen. Bei dem Einen geht es schneller, bei dem Andern langsamer, je nach dem die Natur dem Einen eine Centifolie gab und dem Andern ein Stiefmütterchen. Auf den Kelch kommen wir Alle, und er ist leer."

Er warf den nackten Stengel von sich und lehnte den Kopf müde zurück. —

Nach einer Pause hob die Alte wieder an:

„Edwin, hast du deinen Glauben schon längst verloren?"

„Ich habe ihn wohl nie besessen, Tante Anna, denn was das Kind glaubt, ist nur ein Nachsprechen. Seitdem ich anfing, selbständig zu denken, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß mit diesem Leben Alles zu Ende geht, und meine Wissenschaft hat diese Thatsache bestätigt." —

Sie richtete sich wieder etwas auf und sprach die folgenden Worte fast zaghaft:

„Mein lieber Junge, du hast wohl niemals —" aber er unterbrach sie rauh.

„Ich weiß, was du fragen willst, es ist die alte Litanei. Ob ich niemals gebetet hätte, nicht wahr? Was ist es denn nun mit eurem Gebet? Ihr sagt, daß es Erhörung finde, wenn es Gottes Wille sei, und damit sind wir am Ende unserer Weisheit. Denn ich vermag niemals zu erkennen, welchen Einfluß die Bitte auf die Erfüllung hat, und ob die Nichterfüllung nicht ebenso gut eine Folge davon ist, daß ich in's leere Nichts rede. Aber es bringt einen Trost, sagst du, Tante Anna, oder ich müßte mich in dir täuschen. Freilich, einen Trost für den, der schon glaubt. Ob dieser Trost von oben kommt, oder von innen heraus, das wissen wir nicht, denn ich habe den Himmel noch nicht zerrissen gesehn; aber ich weiß, welche Macht der Wahn besitzt. Ringe ich doch mit dem Wahn tagtäglich, aber bei den Unheilbaren ist er oft die größte Wohlthat. Was willst du dagegen anführen, Tante Anna?"

„Nichts" — entgegnete sie ruhig — „denn ich sehe ein, daß dir und deines Gleichen auf diesem Wege nicht beizukommen ist. Man kann nicht alle Menschen mit einerlei Maß messen, und darum will ich auch gar nicht fragen, ob du in der Schrift geforscht hast."

„Weil du die Antwort kennst, Tante Anna. Weise mir nach, daß nicht ein Irrthum in dem Buche enthalten ist von dem ersten Buchstaben der Schöpfungsgeschichte bis zu dem letzten der Offenbarung, und ich will glauben. Fange du an, auszuscheiden, was menschlich ist, und ich fordere für mich das gleiche Recht. Nein, du treue Seele, gieb es auf, mir zu helfen, ich muß mit offenen Augen der Nacht entgegengehen, die ihr Glücklichen nicht seht, wenn sie auch Allen gleichmäßig beschieden ist."

Es schlug Mitternacht. Tante Anna schien erschöpft zu sein, denn sie legte den Kopf auf das Kissen zurück und schloß die Augen.

„Du mußt nun auch schlafen, mein Liebling —" sagte

sie. Nebenan in der Kammer steht ein altes Sopha, und du findest auch etwas zum Zudecken. Nimm die Lampe nur mit dir, ich liege ganz gerne im Dunkeln."

Zum ersten Mal fragte er, was ihr fehle, bis zu diesem Augenblick war die Verwirrung in ihm zu mächtig gewesen.

„Lebenskraft —" entgegnete sie lächelnd, „da vermag kein Arzt zu helfen. Aber bleibst du noch einige Tage hier?"

„Wenn du es gerne möchtest, Tante Anna."

„Es ist nicht meinetwegen, Kind, aber ich habe da so einen Gedanken. Still, jetzt nicht fragen, wenn's sein soll, dann wird es geschehen. Geh nun zur Ruh', ich werde schon klopfen, wenn ich deiner bedarf."

„Hast du nichts zu lesen," fragte er, die Lampe nehmend; „meine Nerven sind in Erregung, vielleicht hilft da irgend etwas Geschriebenes."

Tante Anna deutete mit den Augen auf das Bibelbuch. Aber sie sagte nichts. — Da nahm er zögernd den abgegriffenen Band und begab sich in die Kammer. — Es war, während er ausgestreckt auf dem Sopha lag und den Kopf in die Hand stützte, kein Lesen, sondern nur ein planloses Blättern. Und er fühlte, daß es ihm nicht wohl that. —

„Sie Alle haben auch nur gesucht, die daran schrieben", sagte er leise. „Wenn es dunkel ward, klagten sie, und wenn es heller ward, jubelten sie; wir wissen ohnehin, daß Licht und Schatten einander ablösen. Und wenn das Licht erschöpft war, dann hüllten sie sich in Schweigen. Da steht es auf der einen Seite: ‚Ich bin wie eine Haut im Rauche!' und auf der andern: ‚Gott, du bist von Ewigkeit zu Ewigkeit!' Menschliches Schwanken, menschliche Gedanken! Schlafe, was willst du noch mehr!"

Er legte sich zurück und machte den Versuch, aber er mußte wieder die Augen öffnen, der Schlaf dünkte ihn in dieser Mitternachtsstunde etwas Unheimliches.

Die Lampe hatte er tiefer niedergeschraubt, und seine

Blicke waren auf das unverhüllte Fenster gerichtet; man sah durch dasselbe in die stiller gewordene Nacht und bei dem schräg fallenden Mondlicht in eine unendliche, matt erhellte Ebene. Ein Nebelstreif zog vorüber, der das fahle Licht noch mehr verschwimmen ließ, und wenn der eingeschlafene Wind noch von Zeit zu Zeit aufathmete, rauschte er durch eine Taxushecke, die den kleinen Garten des Hauses umgab.

Der Professor dachte an die Eibenbäume, mit denen die Phantasie der Alten das Ufer des Styx säumt und in deren geheimnisvoll dunklem Geäst ein geisterhafter Wind säuselte, den man wohl hören, aber nicht fühlen kann.

„Ist der Drang zum Leben so mächtig," sagte er, den Kopf aufstützend, „dann begreife ich meine Furcht vor dem letzten Schritt. Leben ist traurig, und Sterben geheimnisvoll — wo finde ich einen Ausweg in diesem Irrsal?"

Es war ihm, als ob eine Gestalt durch das Zimmer schreite. Er sah keinen Schatten und vernahm kein Geräusch, es wehte ihn nur kühl an.

Und dann kam ein Laut von drüben. —

Edwin schraubte die Lampe höher und begab sich in das vordere Gemach; er stellte das Licht an's Kopfende des Bettes und beugte sich über die Kranke.

Da war der hippokratische Zug, den er so genau kannte. Tante Anna lag mit halbgeöffneten Augen und zupfte an der Bettdecke. Es war das einzige Zeichen vorhandenen Lebens, aber dann kamen auch einzelne Worte über die blassen Lippen. Zunächst Worte, die der Mensch dem sterblichen, sich auflösenden Leibe zollt. —

„Du bist da, Edwin?" sagte sie. „Leg mir den Kopf höher, es sitzt mir auf der Brust, es ist eben gekommen. Hat die Lampe kein Oel mehr, sie brennt so dunkel."

„Sie ist wie sonst, Tante Anna. Siehst du das Licht nicht mehr?"

„Nur noch ganz schwach; du bist ja ein Arzt, liebes Kind, ist das der Tod?“

„Er kann es sein.“

„Dann hat Gott meinen Wunsch erfüllt. Ich wollte so gern sterben, Edwin, so lange du bei mir bist.“

„Aber ich kann dir nicht beistehen, Tante Anna; den Weg mußt du allein gehn.“

„Freilich, mein Liebling, es ist auch nicht deshalb. Aber als du vorhin so traurige Worte sprachst, da ward ich auch traurig. Und dann kam mir der Gedanke —“

Sie mußte eine Pause machen und nach Luft ringen. Der Arzt stützte ihr den Kopf und bat sie, nicht mehr zu reden, aber sie machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand.

„Der Anfall ist jetzt vorüber, Kind, aber das nächste Mal bringt er mich unter. Ja, der Gedanke kam mir, Edwin, daß euch nicht mit Worten zu helfen ist, nicht mit Worten. Gegen Worte habt ihr wieder Worte, o, tausend gegen ein einziges. Aber wenn ein Mensch ganz stille ist, und wenn er —“

Sie streckte sich ein wenig und griff mit der Hand in die Luft. Edwin bog den Kopf vor und lauschte, aber er vernahm noch Athemzüge.

„Hast du noch einen Wunsch, Tante Anna?“

„Nein, Alles ist nun vorbei. Ich sehe gar nichts mehr, aber ich bin ganz bei Besinnung. Hörst du, Edwin, ganz und gar — das ist deine Hand, und das sind die Finger an der Hand. Eins — zwei — drei — vier — fünf — —“

Sie hatte ganz leicht, fast mit der Berührung eines Geistes, ihre Linke auf seine Rechte gelegt, und er spürte mit dem feinen Empfinden des Arztes, daß das Leben langsam zurückwich. Da drängte sich mit unbezwingbarer Gewalt eine Frage auf seine Lippen:

„Fürchteſt du dich jetzt, Tante Anna?“

Sie hatte die Frage verſtanden, lächelte und bewegte ganz leiſe verneinend den Kopf. „Es iſt ganz — dunkel — und ich — fürchte mich — doch nicht — nein — nein — nein —“. Das letzte „Nein“ flog wie ein Hauch davon, dann erhob er ſich und drückte ihr die gebrochenen Augen zu. —

Es war ganz ſeltſam. — Der Gelehrte hatte an manchem Sterbelager geſtanden, aber nur in ſeiner Anſtalt, niemals außerhalb derſelben. Die Meiſten waren in Agonie hinübergegangen, Manche auch in Fieberphantaſien. So wie dieſe Einzige Keiner und Keine. Klar und bewußt bis zum letzten Athemzuge, man hätte ſagen mögen, mit demſelben.

Und plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Das hatte ſie in ihrer unendlichen Liebe und Sorge gewünſcht und erbeten, ſie wollte ihm jene Stimme aus dem Jenſeits erſetzen, nach welcher der forſchende Unglaube ſich ſehnt und die uns — wir wiſſen nicht, warum — verſagt iſt.

War das möglich?

Es war nicht möglich, in dieſer letzten Minute zu lügen, und wenn es die Lüge der Liebe geweſen wäre; die Hand der irdiſchen Liebe legt ſich nicht tröſtend auf unſere Hand, ſie umklammert dieſelbe, um ſich ſelbſt zu halten.

Es war nicht möglich, daß ein Wahn bis an die Schwelle des Todes ſeine Macht behaupten konnte, denn das Anerzogene und Angelernte fällt ab wie mürber Zunder, ſobald jede irdiſche Vorausſetzung desſelben ſich von uns löſt. —

Dann aber hatte der Gelehrte mit ſeinem Sinnen die Wahrheit empfunden. —

Bis in den Morgen hinein ſaß Edwin an der Stätte des Todes und ſann. — Es war nicht mehr ein aus der Nacht geborenes Grübeln, ſondern es war, als ob eine Stimme zu dem zweifelnden Thomas geſprochen hätte: „Reiche deine Finger her und ſiehe meine Hände.“ — —

Dann ſtieg die Sonne über Moor und Nebel auf. Sie hat eine lange Bahn zu durchlaufen, bis ſie den Weſten erhellt, und auch der Mann, dem ſie ihre erſten Strahlen brachte, wußte es wohl.

Es wird nicht urplötzlich um uns hell, und das Licht ſteht nicht nach einer Stunde im Zenith, aber wenn wir ſeine Heimat geſehen haben, dann ſuchen wir es auch hinter den Wolken. —

Es hatte wieder Einer die Spuren ſeiner Heimat gefunden. —

Nun danket Alle Gott![*)]

(Zum 250. Todestage Martin Rinkarts † 8. Dezbr. 1649.)

Von Paul Kaiser.

Im Pfarrhaus saß zu Eilenburg
Einst Rinkart tiefbekümmert:
Wie liegt vom schweren Kriegsorkan
Die Stadt uns fast zertrümmert!
Fast dreißig Jahre preßt die Noth
Uns aus viel Jammerzähren,
Soll denn die namenlose Schmach
Im Lande ewig währen?

Da dringt an's Ohr Trompetenstoß.
Stets neue Alarmirung!
Weh' uns! Zu Hungerleidern kommt
Jetzt wieder Einquartierung!
Was wir im Frieden still gebaut,
Fraß längst die böse Fehde,
Ward's nicht der Kaiserlichen Raub,
So nahm's uns weg der Schwede.

---

*) Die meisten Biographen Rinkarts und fast alle Hymnologen nehmen an, daß der am 27. Aug. 1646 zwischen Schweden und Sachsen geschlossene und bis zum westfälischen Frieden immer wieder erneute Waffenstillstand dem Dichter die Veranlassung zu seinem Gratias gegeben habe. J. Linke nimmt eine noch frühere Abfassung an. Mit völliger Sicherheit wird sich die Sache schwerlich entscheiden lassen. Der Text am großen Siegesdankfest war für die Feldprediger Sirach 50, 24—26: „Nun danket Alle Gott u. s. w." Die verschieden datirte Abfassungszeit konnte den Verf. nicht hindern, obige, im Kurs befindliche Erzählung dichterisch zu verwerthen.

Und wieder tönt Trompetenklang.
Wär's Siegen und Gelingen?
Schon hört man einen Jubellaut
Aus hundert Kehlen klingen.
Und doch, es ist vom Siegesruf
Die Botschaft auch verschieden.
Nun auf mein Herz! Empor mein Lied!
Man kündet uns den Frieden!

Man hört durch alle Straßen bald
Die Friedenskunde fliegen,
Man sieht die Bürger sich im Arm
Mit Freudenthränen liegen.
Im Stüblein Martin Rinkart kniet:
Gott, Du kannst Alles wenden!
Er schreibt: „Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!"

Herbei jetzt Käpplein und Ornat!
Ich muß die Gnade deuten.
Dann tritt zum Marktplatz er hinaus:
Laßt alle Glocken läuten!
Ihr Christen, bringt dem Höchsten Dank,
Der unsre Noth ließ enden!
Spricht's vor: „Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!"

Da ist wie aus dem Quell der Strom
Des Liedes Fluß gesprungen,
Und alsobald von Gau zu Gau
Hat man es fortgesungen,
Von Jahr zu Jahre lobt man fort
Des Höchsten Friedensspenden
Und singt: „Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen.

Jedoch zu Rom der Prieſterfürſt
Bleibt ferner noch geſchieden
Und ſchürt des Krieges Flamme noch:
„Wir bannen euren Frieden“!*)
Einſt wird der ew'ge Friedefürſt
Uns doch den Frieden ſenden.
Fort kling's: „Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!“

*) Der noch nicht zurückgenommene päpſtliche Bannſpruch über den weſtfäliſchen Frieden lautet: „Penitus damnamus, reprobamus, cassamus, annullamus.“

Im Sonnenſchein.

Eine Novelle von Hermann Oeſer.

Das Leben webt ſo oft Fäden, die ſich nicht fortſetzen und darum loſe und beunruhigend, vom Hauche der Erinnerung bewegt, hin und her wehen, manchmal aber knüpft es doch auch die Fäden, und wenn ſie auch durch große zeitliche Fernen getrennt ſind, höchſt unerwartet zuſammen und giebt dem Auge ein ſchönes Ganzes, an dem ſich dieſes weidet, wenn es die vergangenen Tage beſchaut.

So verwob ſich mir einmal ein glänzender Faden aus lang entſchwundener Zeit mit neuen Fäden zu einem lachenden, hellen Gewebe zuſammen und erfüllte mir damit einen durch faſt drei Jahrzehnte gehegten Wunſch, ich möchte die Zwei doch wiederſehen und ihnen dienen dürfen.

Ich war als ſpäter Herbſtgaſt aus dem Süden nach Weſterland auf Sylt gekommen und hatte Wohnung in einem kleinen Fiſcherhauſe am unteren Rande des Dorfes gefunden, wenn man einen Raum von wenigen Schritten Durchmeſſer, einen Backſteinboden, ein hartes backmuldenartiges Bette, einen ſchwankenden Tiſch und ein ſehr kleines Fenſter eine Wohnung nennen kann. Aber es war in der That eine Wohnung, denn das Leben jener Tage füllte ſie mir mit freundlichen Gedanken und froher Herzbewegung aus.

Und dieſe kam von den Zwei.

Nachdem ich das Stübchen gemiethet, hatte ich mich zu dem Mittagstiſche begeben, den mir meine hagere, in Rein-

lichkeit getauchte friesische Wirthin empfohlen hatte, es war im Hôtel „zum deutschen Kaiser", und hier merkte ich, nachdem die erste Befangenheit im neuen und fremden Kreise gewichen und ein ruhiger Umblick von mir gewagt worden war, etwas ganz Sonderbares.

Die Gesellschaft unseres Tisches, meistens Damen, vereinigte alle Aufmerksamkeit, kleine Handreichung und stille Bevorzugung mit besonderen Speisen auf einen schon stark ergrauten Fünfziger, ich selbst sah zunächst kaum auf ihn hin, ich merkte nur, daß er so viel Beflissenheit still hinnahm, während die Dame an seiner Seite lächelnd zusah, wie ihr Mann verwöhnt wurde. Aber einmal sah ich ihm doch schärfer in das Gesicht, und da durchrieselte mich wie ein tiefer und froher Schreck die Erkenntnis, daß ich die schönsten Augen nun sähe, in die ich je geblickt hatte, und darnach, daß auch der Kopf von vollendeter Bildung war und so auch die Hände. So gab es denn nicht bloß in den Bildern der Maler und Dichter vollendete Erscheinungen, hier war ein lebendiger Mensch, schön, wirklich schön und also auch edel, seiner unwissend, ein stiller Mann, der Liebe empfing und sie mit ernstem Danke erwiederte.

Nun hätte auch ich ihn bedienen mögen, wie es Alle wollten, aber ich hielt an mich und sah nur von Zeit zu Zeit hinüber auf das feine Oval des Kopfes, auf die braunen, ernsten Augen, das gebräunte Gesicht, die ernste Anmuth, mit der er Arm und Hand bewegte. Dann sah ich seine Frau an, ein köstliches Gesicht aus einer jener Familien, in der Alle rund sind, — liebe, runde Wangen, ein rundes, grundgütiges Lächeln, das Herz rund, um sie her Sopha und Stühle rund, die Fensterscheiben rund und die Sonnenlichter auf dem Boden so rund und hell wie die Augen der Bewohner, — helle, frohmachende Menschen, Kinder Adams und Evas, die sich bei der Vertreibung der Eltern und Geschwister aus dem Paradiese im Garten Eden hinter Rebenlaub und Fliederbüschen versteckt hielten und, als man sie doch fand und sie

vor ſich her trieb, in Körben die Erde ihrer Heimat mitnahmen und ſie in die Scholle miſchten, die ihnen dann gegeben ward.

Kannte ich dieſe Zwei nicht?

Flatterte nicht irgendwo ein Faden, der ſich von den Beiden zu mir herüberſpann?

Am ſpäten Nachmittage ward mir ſchon die Antwort. Ich kam vom Herrenbade her, auf dem ſchmalen Bretterſteige, der der Außenſeite der Düne entlang die Badeſtrande zugänglich macht. Mein Blick ſuchte die graue, dunſtreiche Ferne des Weſtens, glitt über das graugelbe, kurze Gewoge des Meeres hin und folgte den Möven, die ſchreiend und unartig mit heftigem, hartem Flattern vom Boden oder der Welle aufſtießen, ſich mit einander ſtritten und nur, wenn ſie ſchwammen und über Wellenkämme ruhig in das breite Thal der nächſten Waſſerfurche hinabſanken, jene Möven waren, nach denen das Kind des Binnenlandes ſich geſehnt hatte. Endlich blieb das Auge an einem Herrn haften, der langſam vor mir herſchritt, erſt folgte es ihm gleichgiltig, dann aber erging es mir wie am Mittag, ich ward mir mit einem Male bewußt, daß Haltung und Gang dieſes Mannes von unbeſchreiblich ſchönem Rhythmus war, und in dieſem Augenblicke ſchwang ſich ein heller, glänzender Faden aus der Tiefe der Zeit zu mir herüber und ſpann von mir zu Jenen. Ich wußte, daß der Wanderer vor mir mein Gegenüber vom Mittag war, und ich wußte, wo ich die Zwei einſt geſehen hatte.

Noch war ich nicht grau und das Leben hatte noch kein unfreundliches Wort in mein Ohr geraunt, der fremde Mann war noch nicht grau, und die helle, ſonnige Frau neben ihm war noch ſchlank und jung, und über ihren braunen Augen lag noch ein ſeidenes, lichtes Haar. Es wehte nicht die ſalzige Luft des Nordmeeres dort, daß die Lippen das Salz ſchmecken mußten, und das Dünengras wehte nicht arm und hilflos, — o nein, die Sonne lag auf den Höhen, die den Gotthardpaß umkränzen, und lag auf fernen Schneefeldern und nahen

Wäldern und auf den noch dunkeln Dächern und höckerigen Gassen des alten Airolo, — kühl und froh und zur herrlichen Kunst des tiefen Athmens verlockend wehte die kräftige Luft der Alpen und Wälder und Matten herein in die Dorfgasse, da kamt ihr.

Die Schwester der jungen Frau war vorausgeeilt und hatte im Hôtel Motta Zimmer belegt, und nun erwartete sie die langsam Nachfolgenden unter der Thüre des Hôtels; ich stand vor dem Hause und sah, wie sie lächelte, noch ehe sie euch sehen konnte, und wie sie lachte, als sie die noch Fernen die Dorfstraße herunterkommen sah, und ihr winktet ihr zu, und sie winkte. Ein junger Mann im schwarzen Anzuge eines Geistlichen und eine junge Frau in hellgelbem Reisekleide begrüßten ihren „Reisemarschall", als ob Tage der Trennung zwischen ihnen gelegen hätten, und doch umfaßte diese kaum zwanzig Minuten. Ich trank die Schönheit und Jugend dieser Menschen in mich und konnte mich recht eigentlich nicht satt sehen an dem feinen Paare, es war die Freude über mir, die ich dann in Sylt wieder erlebte, daß hier nun leibhafte Schönheit, nicht bloß Poetenschilderung vor mir stehe.

In dem überfüllten Hôtel verlor ich sie an jenem Tage aus den Augen, aber dafür hatte ich das Glück, am nächsten Morgen der Nachbar des jungen Paares in dem sonst noch leeren Frühstückszimmer zu sein. Ich saß nach dem Willen des Kellners ihnen gegenüber, aber ich existirte nicht für sie. Ihr Frühstück war Beiden der Anlaß zu unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten, das Glück der jungen Frau aber erreichte seinen Gipfel, als sie aus der Tasse ihres Mannes eine Mücke zierlich herausfischte, die eben hineingeflogen war, während er dem Thun der Frau zuschaute wie Einer, der auf ein silbernes Glöckchen lauscht, das fern und zart das Dasein einer besseren Welt verkündet. Bei dem kleinen Vorgange konnte der schweigende Beobachter entweder nur lächeln über die bescheidenen Anlässe, aus denen menschliches Glück seine Nahrung

zieht, oder die Holdseligkeit des Gemüthes ehren, das auch das Kleinste vergoldet, wie das Licht des Tages auch das Arme und Verborgene auf der Halde oder am Feldwege fröhlich und belebend übersonnt.

Gleich nach dem Frühstück brach das Paar ohne die Schwester auf, um das hochgelegene Piora zu besuchen, während ich, langsam hinter ihnen hergehend, der Tessinstraße folgte, um meine Wanderung nach den See'n fortzusetzen. Sie flatterte an der Seite des jungen Mannes leicht dahin, während er zugleich fest und anmuthig ausschritt; ich sah ihnen so lange nach, als mir das lichte Kleid der Frau noch einen Anhaltspunkt gab, und als ich auch nicht mehr ein helles wandelndes Pünktchen erkennen konnte, überfiel mich der Schmerz, daß ich so viel Liebes und Edles nie wieder sehen sollte.

Ich nahm sie still zu den großen Menschen der Vergangenheit, die ich demüthig liebe, und zu den geliebten Herzen, die mir das Leben geschenkt hat, und wenn ich sah, wie in der weiteren Umgebung und in der Litteratur der Glaube an den Werth der Menschen sank, so sah ich auf den schmalen, steinigen Weg, der von Airolo hinauf zu dem nächsten Dörflein, nach Madrano, führt, und folgte liebend und sehnlich den zwei schönen jungen Menschen, die dort ihr Glück, ihre gute Jugend, ihre Kraft und Lust zum Glauben in die Herrlichkeit der Morgenwelt trugen.

Und nun hatte ich sie hier wiedergefunden, und diesmal ließen sie sich anreden, und wenn irgend ein Umstand mir die Freude über diese Wiederbegegnung erhöhen konnte, so war es der, daß keines der Beiden sich irgendwie erinnern konnte, vor einigen zwanzig Jahren in Airolo während des Frühstücks einen deutschen Nachbar gehabt zu haben.

Ich sehe uns heute, wo das Bild der Freunde so hell vor mir steht, am Strande nach dem unbegrenzten Westen hinausschauend, Tümmler ziehen vorüber, sie tauchen auf und unter,

— 44 —

er sagt: wie ein Geheimnis, [illegible] Däch
ein russisches Carroussel. Oben und froh [illegible] wehte
unter uns zu Hunderten, sie suchen herein [illegible]
verlassenen Strecken ab und baden in [illegible]
Rinnsalen. Oder wir ruhen in der stu[illegible]
Haide. Wir schweigen zusammen oder wir [illegible]
und ohne Ende. Unser Oberhaupt, denn das [illegible]
das Gespräch sofort von der Oberfläche der [illegible]
verborgenes Innere, an allem Irdischen fällt ihm [illegible]
ewige Seite auf.

Die helle Frau aber erzählt aus ihrer Beider L[illegible]
der verheiratheten Tochter und dem ersten Enkelkin[illegible]
auch an die See kommen wird, wenn es Sand graben [illegible]
sie erzählt von der Jugendzeit.

So kam es, daß ich ihr Leben miterlebte und daß ich [illegible] vor
Allem in dem heimisch ward, was vor der Begegnung [illegible] in
Airolo gelegen hatte, der Zeit, in der sie sich gefunden hat[illegible]ten.

Jetzt, da ich schreibe, um euch das Bild der fernen Freun[illegible]de
festzuhalten, ist es Frühling, auf unseren Beeten sprossen d[illegible]e
Lilienblätter, und der Aglei, der die Rabatten umsäumt, wäch[illegible]
rasch empor, zum Blühen machen ihm der Kastanienbaum
und der Fliederbusch Lust, und die Anemone, die wir uns
einst aus dem Walde heimholten, treibt noch eine letzte Blüthe
für die Stadtkinder.

Da ist es die rechte Zeit, daß ich euch erzähle, wie di[illegible]e
Zwei sich fanden.

* * *

Als Eleonore am Mittwoch vor Ostern in den eben von der Freundin zurückgesendeten „Frauennovellen“ der Luise von Gall auch den Brief fand, mit dem sie vor vielen Monaten das Buch begleitet hatte, mußte sie lächeln; der Brief war als Lesezeichen von der Empfängerin benützt worden, und es

die helle Frau aber meint: wie
wir lagern am hohen Ufer-
rundvögel flattern und rufen
die brennen, vom Meere
den breiten glänzenden
benlangen braunen
plaudern lebhaft
war er, führt
Dinge in ihr
ihm sofort die
e
chen, von
de, das
kann,

ſah ihr ähnlich, daß ſie ihn gedankenlos dahin zurückwandern ließ, woher er gekommen war. Eleonore brauchte ihn nicht zu entfalten, ſie wußte was er enthielt, und ſie lächelte nun auch über den Inhalt, wie er ſich ihr eben von ſelbſt vergegenwärtigte: Drüben, jenſeits der Wieſen, über die ihr Haus hinſchaute, iſt ein Baugerüſte aufgeſchlagen, hohe Berge von Backſteinen ſind aufgerichtet, ſo wird alſo die Stadt in dieſe grüne Welt hineinbrechen, die fernen Thürme, die Baumwipfel, die ſo wundervoll aufſteigende und niederfallende blaue Linie des Gebirges den jungen Augen wegnehmen, die ſo gern darauf geruht hatten . . .

Ja, inzwiſchen war wirklich das Haus heraufgewachſen, unter Dach gekommen, Rauch war aus ſeinen Schornſteinen bald hell und zart, bald dunkel und heftig heraufgequollen, und die Stadt war eben daran, nun ſelbſt näher an dieſes noch freiſtehende Haus zu rücken. Vom Gebirge ſah man nur noch ein am Horizonte ſich fernhin verlierendes Ende, und das Schönſte aus dem Bilde der Stadt, ein alter Feſtungsthurm, die Marienkirche und die alten mächtigen Laubkronen des „Herrngartens“ waren verdeckt.

Auch ſtand in dem Briefe: bald wird aus den Fenſtern der uns zugekehrten Rückſeite des Hauſes Kinderwäſche zum Trocknen flattern, buntes, großgewürfeltes Zeug, und die Fenſter werden keine Vorhänge haben, — ich haſſe den Steinkaſten und das Volk, das hineinzieht, ſchon jetzt.

Eleonore ſah hinüber auf das freundliche Haus mit ſeinen Blumenſtöcken und weißen Vorhängen und grünen Jalouſieen. Auch es war nun vom Frühling umkleidet mit jungem Laube, mit Fliederbüſchen, die die milden Monate ſchon jetzt zum Blühen drängen wollten. Auch dies Haus hob ſich aus denſelben Wieſen wie Eleonorens Haus, auch es wird bald denſelben fröhlichen Teppich tauſendfältiger Halme und des gelben Löwenzahns, der Pechnelken und der unzählbaren nickenden Sterne des großen weißen Maßliebchens um ſich ausgebreitet

sehen, und das junge Mädchen mußte abermals lächeln, ein frohes, helles, sich selbst verlachendes Lächeln.

Es war offenbar, sie haßte die Leute da drüben nicht, ja, es verband sie mit dem Hause ein Geheimnis. Mit einem Lichte hatte es angefangen, daß der Haß erlosch. Im September war das neue Haus fertig gewesen, der letzte Handwerker war hinausgegangen, und dann hatte es einige Wochen lang unbelebt am Tage, dunkel am Abend dagestanden, aber seit Oktober war zwischen den kahl werdenden Baumwipfeln ein Licht im Eckfenster des Mittelstockes aufgetaucht. Wenn Eleonore die Fenster ihres nach den Wiesen gehenden Stübchens öffnete, um die Winterluft noch einmal in ihre liebe Klause wehen zu lassen, und nach den Sternen hinaufsah und auf die Glockenschläge horchte, wie sie aus der Stadt herüberschallten und je mit ihrem tieferen oder helleren Tone ihr wie seit den Kindertagen verriethen, von welchem Thurme sie herabklangen, dann blieb zuletzt und am längsten ihr Auge an diesem in später Nachtstunde einzigen Lichte in dem sonst dunkel daliegenden neuen Hause hängen. Wer mochte dort wohnen? Wenn das Laub völlig verschwunden wäre, so dachte sie, solle sich die Antwort finden lassen.

Später klangen manchmal die Töne einer Geige herüber, immer nur spät, wenn ihr eigenes Licht schon erloschen war, und immer nur kurz; spielte der unsichtbare Musikant einmal früher, dann geschah es mit Klavierbegleitung, und dann kam es dahin, daß Eleonorens Mutter verwundert die Tochter fragte, welche Melodieen sie sich auf dem Klaviere suche, und der Vater einmal sagte: „War das nicht die Begleitung zu Tartinis süßer, still elegischer Toccata, die du heute Morgen spieltest?“ Eleonore gestand, daß sie „irgendwo“ die Begleitung „aufgefangen“ habe. „Vielleicht hast du sie von dem neuen Hause herübergehört, man hört manchmal dort spielen und nicht übel, es sind immer ernste Sachen, kein froher Ton, und es ist eine feine Hand, die den Bogen führt,“ meinte der Vater.

„Eine feine Hand“: Eleonorens Gedanken hingen ſich an dies Wort. Es paßte nicht, wie ſie meinte, zu dem Berufe, den ſie dem Geigenſpieler zugewieſen hatte. Wie es gekommen war, wußte ſie ſelbſt nicht, aber ſie ertappte ſich eines Tages auf einem gewiſſen Mitgefühle mit dem Beſitzer dieſer Lampe, weil ein Lehrer doch eigentlich ein jämmerliches und geplagtes Leben führe. Bis dahin gab es nur zwei Zeugniſſe für den Bewohner des Eckzimmers — die Lampe am Abend und das zarte Spiel in der Nachtſtunde, und nur das Geigenſpiel rechtfertigte einigermaßen die Vermuthung, daß das Gegenüber ein Mann ſei, Eleonorens Schluß aber: ein junger Mann, war kühn, die Annahme aber, daß dieſer geigenſpielende junge Mann ein bemitleidenswerther Lehrer an einer der vielen Gemeindeſchulen der Stadt ſei, war vermeſſen.

Und doch wagte ihn Eleonore, und ſie dachte mit Schaudern an ſein Tagesleben, — enge, überfüllte Schulräume, ſchlechte Luft, zerſchnitzelte und mit Tinte beſchmierte Schultiſche, hohe, nervös machende Kinderſtimmen, Unarten, Bosheiten, ſpaniſches Rohr und Strafeinträge, Kollegenärger, ein Gehalt zum Verhungern, — ach, ſie freute ſich, daß man das neue Haus in die Wieſen geſtellt und dem geplagten Manne den Blick auf die ſtille, friedensreiche Schönheit dieſer grünen Welt eröffnet habe, und ſie gönnte ihm das tiefe Ausruhen in den ſchwermüthigen Weiſen ſeines Spiels. Wenn ſie wach wurde in dem kleinen dunklen Zimmer, des tiefen Glockenſchlages von Sankt-Marien inne wurde und ſich darauf beſann, daß draußen ſtill der Schnee in weichen Flocken auf den Garten, auf die Wieſe, die Straße und die Berge ſinke, und dann noch verwehte Töne des Geigenſpieles hörte, dann webten ſich dunkle Vorſtellungen vom eigenen Glück und fremdem Unglück in das wieder beginnende Traumleben hinein, und das „arme Schulmeiſterlein“ plagte ſie im Traume.

Nun kam die „feine Hand“, und Eleonore hielt ſie feſt, weigerte ſich, in ihr weiterhin das ſpaniſche Rohr und die

Kreide zu sehen, die in korrekter, lebloser Schulschrift an die grauwerdende Schultafel schrieb: „Der Uhu ist ein Vogel“, nein, der Geigenspieler war ohne Zweifel kein Lehrer. Dann aber galt Alles nicht mehr, dann war der Rock anders, den er trug, seither trug der Ungesehene einen zwar sehr reinlichen, aber doch sehr fadenscheinigen Rock von jenem gestreiften Modestoff billiger Art, den Eleonore haßte und den sie aus reinem Mitleid mit der verzweifelten Lage des Unbekannten bei ihm vorausgesetzt hatte, das Gesicht war nicht mehr stubenblaß und nicht mehr fastenblaß, und die Haare waren nicht mehr langsträhnige Schnittlauchhaare.

Die „feine Hand“ ließ auf einen anderen Tuchladen, auf andere Wangen, auf eine andere geistige Vorgeschichte schließen.

Den Eltern theilte Eleonore keine ihrer Sorgen um das arme Schulmeisterlein und keine ihrer an die feine Hand geknüpften neuen Erwartungen mit. Nicht als ob sich Jene nicht an dem fröhlichen Spiele der raschen Phantasie in dem jungen Kopfe gefreut hätten. Dies helle junge Gemüth war im Sonnenlichte des elterlichen Vertrauens, guter Führung und Gewöhnung heraufgewachsen, war häuslich, flink, fleißig und anstellig, aber es hatte eine Neigung, die Gedanken über Feld laufen zu lassen, wie Hasen, deren Lauf seine unberechenbaren Haken schlägt, und sie wollte nicht die Ursache sein, daß der Vater das Citat aus dem Gedicht eines überspannten Kandidaten an die Abendsonne wiederholte: „dort läuft sie hin, wer weiß, auf Wiedersehen?“, das sie in ihren Kinderjahren nicht selten hatte hören müssen. Die etwas ältere Schwester, die sonst alle Vermuthungen, Wünsche, Hoffnungen und Einfälle als die erste zu hören bekam, war bei fernen Verwandten zur Hilfeleistung, der Bruder studirte in einer fremden Universitätsstadt.

Die rechte Zuhörerschaft fand sich aber doch. Die Tage waren wieder gekommen, in denen draußen in stiller Ecke in befreundeten Häusern und in Eleonorens Stübchen von ihr

und den Freundinnen der Kinderjahre das Geheimnisvolle vorbereitet wurde, das am Weihnachtsabend offenbar werden sollte, die Stunden des Flüsterns und Lachens, in denen das Unvereinbare sich so selig vereint, daß Liebe durch alle Lande geht und doch Keines mehr dem Anderen traut und glaubt. Zu Eleonore kamen die Freundinnen besonders gern, ihr Stübchen hatte den schönen Blick in die freie Welt, es war in seiner Einrichtung, seinen Bildern, seinen Zieraten so ganz und gar persönlich, so hell und anmuthig wie seine Besitzerin; auch die allemannische Mutter Eleonorens gehörte mit ihrer herzlichen Begrüßung des „Vereinlis“ und dem Teller zum Knuspern, den sie brachte, wenn Alle versammelt waren, zu dem Glück dieser Stunde, — ja, sie kamen gern.

Letzte Weihnachten hatte das Haus drüben in den Gärten noch nicht gestanden, Eleonorens Klagen hatten auf einen schrecklichen Anblick vorbereitet, bei früheren Besuchen hatte man denn auch drohende Baustangen und mancherlei Verwüstung in Garten und Wiese gesehen, nun standen die jungen Mädchen an den Fenstern und sahen nach dem fertigen Hause hinüber und fanden die Sache eigentlich nicht so schlimm. Auch Eleonore fand sie offenbar nicht mehr so schlimm. „Es ist ja garnicht so nahe“, hieß es, „Ludwig würde sagen: zwei Steinwürfe weit.“ „Es ist auch kein roher Backsteinbau,“ meinte eine Zweite. „Es sieht eigentlich recht freundlich aus!“ faßte eine dritte Beobachterin ihren Eindruck zusammen. „Wer mag dort wohnen?“ kam die Frage. „Wohl kleine Leute, nach den Vorhängen zu schließen!“ Eleonore bekannte zögernd, daß sie sich eigentlich nur mit dem Bewohner des einen Eckzimmers beschäftigt habe, und als lachende und neckende Neugier auf sie eindrängte, entwarf sie unter der steigenden Fröhlichkeit der Zuhörerschaft den Roman ihres Gegenübers und gestand selbst ihre Beunruhigung wegen der zweifelhaften Qualität seines Rocktuches.

„Armer Stadtschullehrer!“ sagte Cornelie, „— und Frau

Sperrnagel, was sagt sie von ihm?“ Eleonore gestand, daß sie die stadtkundige Wäscherin noch nie nach der geheimnisvollen Nachbarschaft gefragt habe. Nun kreuzten sich die keckſten Vermuthungen über Alter, Aussehen und Beruf des „großen Unbekannten“, und die fleißigen Hände arbeiteten doppelt so flink an den Puppenkleidern für ein jüngstes Schwesterchen, an der Garnitur für den Wäscheschrank einer Mutter, die eben am anderen Ende der Stadt die Abwesenheit der Tochter benützte, um den erhofften langhaarigen Muff für diese zu kaufen, und an einem Käppchen für einen Vater, der dies Geschenk scherzend für eine Indiskretion halten wird. Miß Yonges Maßliebchenkranz mit einem weißen Wollfaden als Lesezeichen an Seite 215 blieb unaufgeschlagen, man hatte vergessen, wie sehr man sich auf die Fortsetzung gefreut hatte.

Gerade die mit dem Vorlesen hätte beginnen sollen, Friederike, ein fröhliches und unternehmendes Kind und bei Eleonorens Eltern besonders wohl gelitten, schlich sich davon und wagte sich in das Arbeitszimmer des Herrn Präsidenten vor und bat so zierlich, so andeutungsvoll und so schelmisch, als es ihr nur möglich war, um sein Fernrohr und erschien dann mit ihrer Beute stolz in Eleonorens Stübchen und sagte noch halb in der Thüre: „so — —, nun kann die regelrechte Belagerung beginnen!“ Der glückliche Einfall und der Muth zur Ausführung wurde mit vielstimmigem Jubel aufgenommen, und bald richteten sich braune und blaue Augen mit sich steigernder Neugier hinüber auf das zwischen den kahlen Zweigen der Bäume deutlich sichtbare Eckfenster. Eleonore fand den Gesuchten zuerst, vielleicht, weil sie im Gebrauche des Fernrohres geübter war als die Anderen, und gab nur mit dem kurzen Worte: „Friederike, du findest den Kopf über einen Schreibtisch gebeugt, — — du mußt das Glas auf die unterste Fensterscheibe links richten!“ das Fernglas aus der Hand. Während die Freundin suchte, dann „hübsch, — sehr hübsch“ sagte, streckten sich zehn ungeduldige Hände nach dem

Rohre, — „nein, schön“ entschied dann Cornelie —, „Mitte der Zwanzig, braunes Haar, keine Rede von Schnittlauch, er schreibt, ei, geht das geschwind, — hört“, mit diesen Worten fuhr sie rasch herum, die umdrängenden Freundinnen ansehend, „das ist ein einsamer Privatgelehrter! Er schreibt etwas, wovon wir sieben nicht ein einziges Wort verstehen!“

* * *

Was der Kandidat der Theologie Gerhard Friedrich Ronegger in diesem Augenblick aufzeichnete, hätten die sieben Lauscherinnen vielleicht doch verstanden. Er wußte, während er ohne aufzusehen schrieb, daß vor ihm ein freundliches Haus mit abgesetztem Schieferdach und Rebengeländer und einem verschneiten Garten mit Buchsrabatten und Beeten lag, zwischen denen im Oktober, als er eben eingezogen war, dann und wann eine ältere Dame am Arme eines jungen blonden Mädchens langsam auf und ab gewandelt war, er wußte, daß weithin die Schneelast auf schwarzen Aesten und erstarrten Halmen lag, daß Sperlinge und Haubenlerchen unten im Hofe eifrig nach Krumen pickten und daß hinter ihm die Wälderuhr tickte, die einst in der Studirstube seines Vaters getickt hatte, und daß diese kleine Welt es sei, die ihn warm umschmeichele und ihm die Feder führe.

Auf dem ersten Blatte, das zu unterst lag, — er aber stand eben schon am fünfzehnten oder zwanzigsten Blatte —, war eine Ueberschrift und diese lautete: Raine, Wege und Mauern, darunter kam in kleiner Schrift: Für dich, so klein, als habe dem Schreiber der Muth gefehlt, diese zwei Worte hinzuzusetzen. Unter dieser Ueberschrift aber begann die Aufzeichnung so:

„Folge mir in meine Kindheit.

„Mein Vater war Pfarrer in einem kleinen Dorfe am Fuße des Gebirges. Er war gut und ernst, beides in hohem Maße. Wandle dein Leben in Seele um, war seine Predigt.

So verstand er das Christ werden und sein. Habe Angst vor Allem, was nicht Seele ist. Leben heißt sein Leben zu Seele zu machen, todt sein im athmenden Körper heißt dem verfallen sein, was dich um das Seele sein bringt. Sei allen Dingen Seele, so haben alle Dinge Seele für dich. Ein ernster, gütiger Mann. Vielleicht fürchtete ich mich manchmal vor ihm, wenn seine Angst zum Vorschein kam, daß seine nähere Umgebung und seine Bauern die Seele mit Ketten in das Eitele, Oberflächliche, — in die Sünde verketten könnten und wollten. Er hatte mich sehr lieb, und jede kleinste geistige Handreichung an mich galt dem Freimachen der Seele zur Flucht aus ihren Banden.

„Meine Mutter lebt noch. Sie ist liebreich und lind. Sie gab mir Muth zum Leben.

„Ich bin einsam aufgewachsen.

„Was mir im Hause nicht ward, ward mir nicht auf der Gasse, sie war mir verboten. Aber vor dem Dorfe war mein zweites Vaterhaus. Denke dir, ich erinnere mich keines Sommers und kaum eines Winters. Aber an die Frühlingszeit und die Herbste denke ich zurück mit Lust und Sehnsucht. Vor dem Dorfe draußen, eine Viertelstunde weit weg, lief eine schöne Staatsstraße vorüber und theilte sich dort in eine Straße nach dem inneren Berglande und in eine hinaus in unsere südliche Flußebene, die Wegetrennung war ein großer dreieckter Raum, ein Wegweiser mit drei Armen stand in seiner Mitte, und an den tiefeingeschnittenen Straßenseiten liefen hohe Raine empor. Wenn ich dort spielen durfte, so wußte ich, daß der Winter vorüber war. Ehe das Grün aufsproßte, suchte ich dort leere Schneckenhäuschen, lieber aber noch die gebogenen Tellerchen, mit denen die Schnecke ihr Haus über Winter verschlossen hatte. Sie dienten mir zu nichts, als mich an ihrem Zwecke, an ihrer Form und ihrem launisch zerstreuten Fundorte zwischen Kies, Wurzelwerk und Gräsern zu erfreuen.

„Später waren die Raine mit üppigem Pflanzenwuchs und Hecken wilder Rosen bestanden, Veilchen kamen hier früh und da und dort eine versprengte Primel. Ueber dem Raine zog ein kleiner Wald in die die Hügelseite bedeckenden Felder hinein, und hier wuchsen Anemonen und Primeln, die einen nickten in jedem Frühlingshauch, freundlich geschäftig, die anderen standen hoch und freudig da. Als die blühende Hagrose und das geheimnisvolle Gretchen im Grünen, das die staunenden Kinderaugen in die armen Bauerngärten hineinzog, dazu kamen, da fing es an, daß mir das Wesen der Natur aufging, der Blumen, der Bäume und auch des Wassers, als eines Menschen, der nur ein wenig anders war als wir, aber ein Mensch auf ihre Weise, voll Tiefsinns, voll stummen Gemüthes.

„Ueber dem Dorfe drüben und fern von der Straßengabelung floß ein Wasser durch die Felder, ich wußte nicht, woher es kam, aber ich kannte den Ort, wo er in das Flüßchen unseres Thales fiel, Bachbungen wuchsen darin, und es hatte nichts Fröhliches. Aber wo die Straße über dies Rinnsal sprang, that sie es auf einer steinernen Brücke, und die Sorgfalt einer früheren Zeit hatte Platanen an die vier Seiten der Brücke gepflanzt, und hierhin hatte ich im Herbste meine Wanderung, wenn die breiten, schönen Blätter sich von den hohen, weißen Stämmen lösten und die Straße sich mit ihnen bedeckte und das Wasser sie davon trug. Mit Worten wußte es die Seele des Knaben noch nicht, daß die hohen Bäume, als sie die prächtige Zier welken und im Fallen sich langsam drehen und den Ernst des Herbstes weithin über die Felder ausbreiten sahen, vom Schicksalslied des Zeitlichen umtönt waren und auf ihre Weise dies Lied erlebten und dahin hauchten — aber als er es später vernahm, da wußte er, daß die letzten Schwingungen dieses Geisterliedes der Natur einst auch durch ihn hindurchgezittert waren.

„Der Lieblingsgang der Eltern ging den schmalen Damm

am Flüßchen hin, rechts das Waſſer mit ſchilfigem Ufer, die wehenden Fahnen des Rohres ragten bis herauf zum Wanderer, links reiche, bunte Wieſen; dann verließ der Pfad den Fluß und ging ſchmal und feſt getreten als ein viel ſich wellendes, helles Band lange durch die Wieſen hin, vielleicht eine Stunde lang, vielleicht noch länger, der Knabe, der hinter dem Vater herging, meinte, es gehe immer durch Wieſen mit Blüthen und zartem Gehänge von Gräſerriſpen und Schmetterlingen bis zum Rande des Himmels. War der Vater allein mit mir, dann kam es vor, daß er bei dem Gange durch die Wieſen ein altes Buch aus der Taſche nahm und im langſamen Gehen ein wenig darin las, immer nur ein wenig; ich hielt das alte Buch mit dem ſonderbaren Einband, den gelben Blättern und den ungefügen Buchſtaben für kein ſchönes Buch, aber dem Vater war es lieb. Ein Wort daraus ſagte er manchmal laut vor ſich her, ſo wie es ſeine Art war, als ob er es erſt überlegen müſſe, langſam und es ernſt betonend, ich lernte es vom Zuhören, und wenn ich es heute mir aufſage, dann muß ich es in Vaters Weiſe ſagen, ich ſehe die Wieſen, den Wald, den fernen Kirchthurm eines Nachbarortes und die grüne Kuppe des Heiſterberges zu unſerer Seite, das Sprüchlein hieß:

Nichts weſet ohne Stimm: Gott höret überall,
In allen Creaturn, ſein Lob und Widerhall.

„Ich weiß heute, was es für ein Büchlein war, es iſt uns verloren, ein Freund nahm es nach Vaters Tod als Andenken an ſich, aber es iſt mir nicht verloren, ich habe auf den Gängen mit dem Vater etwas aus ihm empfangen, das ich habe und halte. Wie unſere Menſchenſeele vom Vater kam und ſo fern von ihm zurückgeſunken iſt in ein blaſſes Abbild und armes Echo, ſo iſt in Allem, was er geſchaffen hat, die von ihm gekommene Seele, noch ſchwächeres Abbild, noch fernerer, verhauchender Nachklang, aber Gott iſt gegenwärtig, iſt in uns und im Strauch, im Quell und im kalten,

zerbröckelnden Stein, und wie unsere Seele die Arme aufstreckt um aufzusteigen zum Vater, so breitet in aller Kreatur das von Gott Gekommene die Kinderärmlein sehnsüchtig aus und will wachsen hinein und zurück zum Urquell, daß aus dunklem Zug und Hunger Erfüllung, aus steinerner Hilflosigkeit freie Geistesregung werde; ein Kindlein wandert in der Nacht, irrend und fallend und pfadlos über Heide, Feld und Schutthalde, die Seele wandert in allen Dingen schluchzend und sucht das Licht, die Heimat, das Vaterhaus.

„Als ich die Pfade der Kindheit ging, wußte ich nichts von dem schweigenden Mitwanderer in Baum, Fluß, Wolke, Vogel und Stein, ich wußte es nicht, aber ich empfand und handelte so, als ob ich es wüßte. Darnach kam das Wissen.

„Mit dem Winter verbindet sich mir, abgesehen von dem Weihnachtsfeste, fast nur die Erinnerung an das Kirchlein. Es war bitterkalt in ihm, und ich mußte jeden Sonntag dort zweimal jämmerlich frieren. Aber da ich liebe Erinnerungen an das kleine Gotteshaus habe, so muß ich dort doch auch liebe Erlebnisse gehabt haben. Die Decke war in große, gemalte sternförmige Felder getheilt, und ich hielt diesen armen Himmel für sehr schön. Ich kannte alle Leute, die in der Kirche saßen, und es beschäftigte mich, sie so anders und besser aussehend als am Werktage zu sehen, namentlich fesselte mich ein alter Bauer, der jeden Sonntag an demselben Platze auf der Bühne saß; Werktags ging er ohne Rock und Jacke durch das Dorf, Sonntags aber trug er einen blauen Rock mit großen, gelben Messingknöpfen und schnupfte stark und gerade während der Predigt sehr hörbar. Ich kam mit mir nicht in das Reine, ob nicht sein Schnupfen eine Auflehnung gegen die Heiligungspredigt meines Vaters sei. Was der Vater von der Kanzel herab verkündigte, ging zu einem Theile halb an mir vorüber, denn ich war nur ein Kind, aber ich meine, er habe für immer meine Seele gezwungen, auf die verhallenden Nothrufe aus Menschenseelen zu lauschen. Ein Wort von

ihm durchschauerte und ängstigte mich, es war sein Schmerzenswort an die Gemeinde, daß sie den Heiland alle Tage an das Kreuz schlüge und in den Boden legte, damit sie ihn los wäre auf Nichtwiedersehen, aber er stehe immer wieder auf. Ich fürchtete mich vor den Bauern, die den Heiland kreuzigten, und hatte Angst, irgendwo auf sein Grab zu stoßen.

„Da tröstete mich der Vater, als er merkte, daß die Schauer dieser Thatsache noch zu groß für ein Kinderherz waren. Das war im Walde, fern vom Dorfe. Dort lag der Rest einer alten gothischen Kapelle, eine Giebelwand mit dem unzerstörten schönen Maßwerk eines Fensters aus der besten Zeit der Gothik, die Mauer stand weitab vom jetzigen Straßenzug in lichtem, altem Buchenwald, goldener Ginster blühte um sie herum, Brombeerranken spielten an ihr hin, und Eidechsen liefen still geschäftig an den Steinen hin und wieder. Als der Vater der Mauer ansichtig ward, sagte er zu mir: „Sieh, wenn die Menschen glauben, den Heiland los geworden zu sein, dann bricht er aus seinem Grabe hervor in schönen Bauwerken, wie dies hier eines war und ist, in leuchtenden Bildern, in lieber Musik, in herrlichen Büchern, und lehrt sie wieder an das glauben, was allein große Welten und heilige Werthe schafft.“ Ich preßte die Hand des Vaters heftig und bewahrte den unverständlichen Trost in seinen Hüllen, bis eine Zeit kam, wo ich die Hülle abhob und mich getröstet fand.“ — —

Ehe Gerhard Ronegger diese und die ihnen folgenden Blätter geschrieben hatte, waren zwei Monate vergangen, in denen er sich mehr, als ihm lieb war, mit dem Hause im Garten und seinen Bewohnern beschäftigt hatte. Er war gekommen, um die Vorbereitung auf die theologische Prüfung an dem Orte abzuschließen, an dem diese abgehalten wurde. Im Mai war voraussichtlich Alles vorüber, dann sollten die für die nächsten Jahre erwartungsvoll vorgesteckten Ziele erreicht werden, Fragen ihre Antwort finden, die während der

Studienzeit sich aufgedrängt hatten, Alles in der Zeit nach der Prüfung, jener Zeit unermeßlicher Weiten an Raum, Verfügungsrecht über alle Tage und Stunden, Bewegung, Kräften und Fernsichten. Es war, wenn man diese Pläne am Worte nahm, Arbeit für viele Jahre, vielleicht aber Arbeit im Namen nur von Außen, im Gange der Universitätsbelehrung angeflogener Interessen, die ihm einstweilen noch, auf wenige Monate noch die Fragen und innersten Lebensanliegen verbargen, wie sie sich denn so bald schon in jenem Rückblick auf seine Kinderjahre enthüllten. Es war sonderbar, daß das Haus mit dem Schieferdache Gerhard den Vorhang von dem eigentlichen Thema seines Lebens wegzog.

Schon als er miethete, hatte er ohne Weiteres das Fenster für seinen Arbeitsplatz gewählt, das auf das freundliche Haus mit seinem schönen Garten und dem ihm vorliegenden Wiesenlande ging; das Fenster, das dann an der andern Außenwand ihm gegenüber lag, ließ auch auf Wiesen und ferne Waldsäume blicken; so war links und vor ihm eine liebe Welt aufgeschlagen, wenn das Auge sich vom Buche erheben und sich am engeren und fröhlichen irdischen Horizont einer sonnenbeschienenen Landschaft erfreuen wollte.

Wenn er nun zur Linken aufschaute, so war da Manches, das einen engen Horizont mit dem Epos seinen, zauberhaften Tageslebens anregend, verlockend und poetisch erfüllte: das Haus gegenüber war wie das Jägerhaus, das ein fürstlicher Patronatsherr seines Heimatdorfes am Rande seiner Bergwaldungen zur Rast und Umschau vor zweihundert Jahren gebaut hatte, die Traubenspaliere stiegen an der Wand herauf wie am Vaterhause im fernen Thale, und die Blumenstöcke vor und hinter den Fenstern hätten auch von der lieben Mutter so gestellt sein können. Morgens sah er eine Hand, die an den Stöcken rückte; wenn Blumen in die Herbsonne vor das Fenster gestellt wurden, so gehörte die Hand das eine Mal einer älteren Dame, das andere Mal einem jungen

Mädchen an, es waren die zwei Gestalten, die er dann auch im Garten lustwandeln sah. Sein scharfes Auge ließ ihn seine Bewegungen erkennen, und er dachte gut von den beiden Frauen, da es ihm so herrlich geworden war, daß er bis dahin immer nur die edle Form als das anmuthige Wogengekräusel über der Tiefe eines edlen Innenlebens kennen gelernt hatte.

Er sah sich nach solchen Beobachtungen in seinem Stübchen prüfend um, ob hier Alles so in der Ordnung wäre, daß die beiden Frauen bei ihm eintreten könnten. Er legte verschobene Papiere zurecht, sah, daß der Vorhang in das Fenster eingeklemmt war, und rückte die an sich schon schön gereihten Bücher in seinen Bücherbrettern so zurecht, daß nun Niemand mehr erkennen konnte, daß heute schon das eine und das andere herausgenommen und benutzt worden war.

Als die Tage rauher wurden, verschwanden die Blumenstöcke vor dem Fenster, auch die inneren Fenster wurden freier. Gerhard verstand diese Zeichen, seine Mutter war eine Blumenfreundin mit einer „glücklichen Blumenhand", wie man ihre treue Sorgfalt in das Geheimnisvolle übersetzte, — und nun sah er die beiden Frauenköpfe über die Arbeit geneigt. Er legte sich, zum Schaden seiner Beschäftigung mit der Frage, wie sich die letzten Kapitel des Jesaias zu den ersten verhalten, das Leben, das er drüben ahnte, aus seinem Elternhause aus. Offenbar lag ihm gegenüber, auch im Mittelstocke, das Wohnzimmer, darüber, hinter den Mansardenfenstern in der unteren Hälfte des abgesetzten Schieferdaches wohnte das Mädchen mit dem lichten Haare, er sah das helle Gesicht manchmal dort auftauchen und glaubte dann in seiner Examensvorbereitung nicht fortfahren zu sollen.

Er weiß, wie es drüben aussieht, denn er weiß ja, wie es zu Hause ist. Drüben in dem Wohnzimmer steht rechts ein Porzellanofen — ob er wohl auch solch glänzende Messingthürchen wie der zu Hause hat? — Dann kommt ein Tischchen,

eine feine Decke darüber, Abends steht dort der Theekessel bereit, unter dem Tischchen liegt die Katze, sie wird wohl auch weiß und gelb sein, sehr wahrscheinlich. — Ueber dem Tischchen hängen kleine Bilder, es wäre Gerhard lieb, wenn eines davon auch drüben hinge, es wäre ja merkwürdig, aber doch nicht unmöglich, es ist Troendlins Stich nach Maria Ellenrieders unaussprechlich zartem und wahrhaftigem Gemälde „Kindliches Gebet"; Gerhard schaut ernst nach dem fremden Hause, legt unbewußt eine Hand in die andere und möchte die weiße Hauswand zwingen sich aufzuthun und den Schmuck der Wände sehn zu lassen .... Nun kommt die Thüre und links von ihr das Klavier, ein schwerer grüner Teppich darüber, und von der Wand schaut ein Bild in verblassenden Wasserfarben herunter, ist es schön, ist es werthvoll, Gerhard weiß es nicht, aber er hat es lieb von früher Kindheit an, vielleicht weiß nicht einmal das Konversationslexikon noch etwas von dem Maler Friedrich zu sagen, der das Urbild schuf, aber Gerhard hat es lieb: auf einem Felsen am Meere, den Rücken nach dem Beschauer, das sehnliche Auge in die Ferne gewendet, sitzen zwei Frauen und ein Mann und erwarten das Aufgehen des Mondes, schon zittert sein erstes Licht über das kaum bewegte Meer, zwei Schifflein ziehen schweigend, wie die schweigenden Seelen, dahin, wo Feierabend ist. — Gerhard weiß nicht, daß er nicht mehr nach dem Hause schaut und daß er mit Blei auf das vor ihm liegende Heft geschrieben hat: o, meine Mutter! — Was nun im Ineinsbilden von Heimat und Gegenüber von seiner Seele gesehen wird, ist dunkel wie das Bild an der Fensterwand, zu dem seine Erinnerung hingleitet, Michelangelos schwermüthiger Jeremias.

Wird er einmal das Zimmer betreten, an dessen Fenster die beiden Köpfe eben zu sehen sind, gesenkt über Weihnachtsarbeiten?

Gerhard dachte nicht, daß es geschehen könne, wußte er ja nicht einmal, wer da drüben wohne. Seine Wirthin war,

wie er, eben erst in diese Stadt gezogen und hatte in dem Kampf um das Brot nicht die Zeit gefunden, andere Leute anzusehen als die, die Geld von ihr forderten oder bei denen sie Geld zu gewinnen hoffte. Auch hatte er nicht einmal die Straße finden können, zu der das allerdings einsam und freistehende Haus gehören mußte, denn eine Häuserzeile lag deutlich hinter Baumreihen erkennbar dem Hause vor. So genau er sich die Lage des Hauses und jener Dächerlinie gemerkt hatte, so fand er doch ihren Anschluß in der Klosterstraße nicht, auf die sie allein stoßen konnte. Das mächtige Hofthor mit der Anschrift „geistliche Stiftungen", hinter dem aller Aufschluß für ihn lag, war von ihm in der Klosterstraße gesehen worden, aber es stand nicht offen und schwieg über seine Geheimnisse wie alle geschlossenen Thore in dieser und in allen anderen Straßen.

Aber eines konnte er, er konnte die Erinnerung an sein Elternhaus und den Reichthum seiner Jugend, die das Haus da drüben und seine Bewohnerin in ihm geweckt hatte, festhalten und wie ein liebendes Kind sie als sein theueres Gut auf dem Schoße derer ausbreiten, deren zutrauliche Nähe ihn beglückte.

Und als er nun zu schreiben begann, löste sich von ihm das fremde Element unpersönlicher Gelehrsamkeit, und sein Gemüth gewann aus der Fluth die Schätze der Kinder- und Jugendjahre zurück, aus denen er, wie sie nun wuchsen, fortan die bereichern sollte, die seiner Liebe und Hut anvertraut wurden.

* * *

Es war kein Zweifel, daß sie ihm begegnet war, und als sie ihn aus einer Buchhandlung heraustreten und nach seiner Straße hin sich wenden und dann ihn dahingehen sah, folgte ihm ihr ganzes Herz.

Kornelie hatte damals vor Weihnachten im Weggehen

unter der Hausthüre mit gewollt theatralischem Tone, aber innerlich voll heißen Eifers, die Erste zu sein, die es wisse, gesagt: „ich werde ihn ausfindig machen", aber Eleonore war ihr zuvorgekommen, man hatte nicht umsonst den Namen der alten Wäscherin genannt, mit der sie jedesmal, wenn sie unten in der Waschküche wusch, ihr Gesprächlein hatte — eigentlich seitdem sie auf der Welt war. Als Anfangs Januar das runzlige Gesicht der Frau Sperrnagel im Dampfe der Waschküche wie ein rother Vollmond hinter dem Duft und Nebel des Herbstabends stand, da erschien Eleonore als ein helles Sternlein neben diesem Monde und erhielt nach sorgfältiger Behandlung der alten verwaschenen Hände einen kräftigen Händedruck und einen Glückwunsch in das neue Jahr von mächtiger Herzlichkeit.

Eleonore hatte bald die Rede auf die neue Straße drüben mit dem alleinstehenden Hause gebracht, „wie heißt sie doch?" — die Gartenstraße, sagte die Alte, die Gartenstraße, natürlich, denn sie ruinirt ja die alten schönen Gärten! „Wer wohnt denn drüben in dem neuen Hause?" Ja, das hat der Maurermeister Enderlein gebaut, erst hat man gemeint, er verbaut sich daran, aber das haben die gemeint, die es ihm gönnen, wenn er sich verrechnet hätte; seit Oktober ist das ganze Haus vermiethet, lauter gute Leute, keine Herrschaften natürlich, aber er bekommt sein Geld und es hat ihm noch Niemand gekündigt; unten wohnt ein Sekretär, drüber eine Lehrerswittwe vom Lande, sie ist wegen der guten Schulen für ihre Kinder in die Stadt gezogen, ihr Aeltester, sagen sie, will ja studiren; oben im Dach wohnt ein Schuster, ein ganz reputirlicher Mensch. „Spielt der Lehrerssohn vielleicht Geige?" warf Eleonore ein. — Ach nein, Fräuleinchen, der spielt Klavier, aber sie hat da einen Pfarrer zum Miethsmann, wissen Sie, einen, der Pfarrer werden will und studirt, weil sie ihn erst prüfen müssen, ein braver Mensch, ich hab's von Einer, die hat die Lehrersfrau es in einem Lädchen drunten

in der Klostergasse sagen hören, der sei so brav, — keine Tintenkleckse auf dem Boden, kein ewiges Läuten nach Bedienung, kein Spätnachhausekommen und dann Garnichtaufstehen, nein, nein, ein braver Mensch, Gerhard Ronegger heißt er, und der Lehrerssohn spielt manchmal Klavier mit ihm, wann er Geige spielt, sie wohnen Thür an Thür, und der junge Mensch hat das Klavier in seiner Stube. Eine brave Frau, sie kann auch ein Lied singen von der vierten Bitte im Vaterunser.

Nach einer Weile war das Sternlein verschwunden und der Mond hatte seinen Weg wieder allein durch den Nebel der Waschküche zu suchen.

Die Freundinnen kamen wieder zu Besuch, und es war sonderbar, daß sie alle wußten, wie der Fremde heiße, gesehen aber hatte ihn noch Niemand. Eleonore aber schien alles Interesse an ihm verloren zu haben.

Als aber ein paar Wochen nachher Eleonore Gerhard aus jenem Buchladen treten sah, da nannte ihr Herz ihn bei Namen und sie sah, daß er in der That, wie Kornelie einst festgestellt hatte, ein schöner Mann war. Gerhard hatte sie offenbar nicht bemerkt, sie wußte nicht, ob sie sich darüber freuen sollte.

„Was mag er in der Buchhandlung bestellt haben?“ fuhr ihr durch den Sinn, und was ihr sofort das junge Gemüth mit rasch sich ablösenden Vorstellungen erfüllte, war etwas, dessen sie sich nicht zu schämen hatte, es war in ihm das Höchste erreicht, das Elternsorgfalt und das Vorbild einer mangellos beglückenden Häuslichkeit hatte vorbereiten können, so seltsam es ihr selbst auf den ersten Anblick erschien: es durchzuckte sie die leidenschaftliche Sehnsucht nach Gemeinsamkeit mit dem edlen Leben, dem sie eben in der flüchtigen Begegnung glaubte bis auf den Grund gesehen zu haben. Sie wollte lesen, was dieser Mann las. Daß diese Bücher in hebräischer und griechischer Schrift gedruckt sein könnten, daran

dachte sie nicht. Sie hungerte nach dem Edlen, das er eben bestellt haben mochte, und es ging ein Freudenschein durch ihr Herz, als sie sich vorstellte, daß sich ihr ein Weg öffnen könnte, dem Unbekannten Freuden zu bereiten.

Und so hing denn Manches mit der Stunde zusammen, in der Gerhard Ronegger zu dem Buchhändler gegangen war, um ein paar Bücher zu bestellen und ihn zu bitten, aus einem Leipziger Auktionskataloge ein Buch für ihn zu erstehen, nach dessen Erwerb er sich seit Jahren sehnte, und in der ein Viertelstündchen später Eleonore denselben Buchladen betreten hatte. Es hing damit zusammen, daß Eleonore ihre alten Litteraturhefte aus der Pensionszeit wieder hervorsuchte und diese Diktate mit Eifer wiederholte, obgleich sie ihr nicht mehr so interessant vorkamen wie vor vier Jahren, und daß die Mutter ihr liebend über das helle Haar strich, wenn sie die Tochter über dieser Arbeit fand, ferner daß auf dem Wunschzettel für ihren Geburtstag, der auf den einundzwanzigsten März fiel, als erwünschte Bücher genannt waren: Gedichte von Eduard Mörike, Stuttgart 1838, Adalbert Stifter, der Hagestolz, Pest und Leipzig 1852 und das Büchlein von der Wohlthat Christi von Aonio Paleario, Wünsche, die ihren Vater zu einem dankbaren Worte veranlaßten, — und endlich hing mit dieser Stunde zusammen, daß ein Büchlein, das seit zweihundert und einigen Jahren auf die Gartenstraße zuwanderte, bei Gerhard am Gründonnerstag-Abend als ein Ostergruß eintraf.

Was in seinem Buchladen der Gehilfe Gerhard Ronegger sofort auszuführen versprochen hatte, das that in dem anderen Geschäfte, in dem Eleonore seit ihren Schuljahren mit Vorliebe kaufte, der Besitzer selbst umgehend. Daran lag im Grunde Alles. Jener Gehilfe gehörte zu der wohlgekleideten Art, die nicht viel denkt, sich ernst verbeugt, mit „sofort“ die Bestellung entgegennimmt und auf dem Wege zum Pulte schon die Hälfte vergessen hat; er vernahm ohne Erstaunen

Eleonorens Wunsch, die Bestellung, die Herr Ronegger „heute“ — sie sagte nicht „vorhin“ — aufgegeben habe, noch einmal hören zu dürfen, notirte dem schönen, ihm wohlbekannten Fräulein mit galanter Hast den Titel aus dem Auktionskataloge und kehrte dann zu dem Romane zurück, an dessen Lektüre ihn in der stillen Stunde des Geschäftslebens zwischen ein und zwei Uhr erst Gerhard, dann Eleonore gestört hatten. Während er sich dem Augenblick in dem Romane näherte, wo die Spannung fast unerträglich wurde, ging aus Eleonorens Buchhandlung ein Telegramm nach Leipzig, und so traf ihre Bestellung zwei Tage vor der Gerhards und manchen Tag vor den zwanzig anderen ein, die alle demselben Buche galten.

Eleonore holte es nach einiger Zeit ab, damit es nun seine Bestimmung erfülle, wie sie es wollte; sie frohlockte im Voraus über die Umwandlung aus Enttäuschung in Entzücken, die drüben im Eckzimmer nun bald erlebt werden mußte. Im Juli 1657 hatte die Sache ihren Anfang genommen. Damals hatte Herr Johann Jakob Kürner zu Wien, ein ehrsamer Buchdrucker, unter den vielen Exemplaren des Cherubinischen Wandersmannes oder der Geistreichen Sinn- und Schlußreime des Johannes Angelus Silesius, die er eben gedruckt hatte, auch eines an den Buchbinder überantwortet, um ihm ein braunledernes Gewand und drei silberne Schließhaken überzuwerfen, und es dann, also gegen die Unbilden der Welt gewappnet, seine Straße ziehen zu lassen, und es zog sie, den Blick immer fest auf eine Stadt mit geistlichen Stiftungen, Kloster- und Gartenstraßen und ein sehnliches junges Herz gerichtet.

Den freundlichen jungen Augen fielen zuerst die sonderbaren Urkunden des wechselnden Besitzverhältnisses auf, die das Buch in den Einschriften auf dem inneren Deckel und den zwei Vorsetzblättern trug, und ihr ahnte, da sie nun selbst in den Wandergang dieses Büchleins so eigenmächtig eingegriffen hatte, daß Bücher ihre Schicksale haben und um so

tiefere, sonderbarere und herrlichere, je mehr ein Buch Schicksal enthält. Sie entzifferte alte Buchstaben in verblaßter Schrift und wob aus ihnen ein Bild der Geschicke zusammen, das sie bewegte.

Sie sah, daß es im Anfang seiner Weltfahrt nach Grimma gezogen war und dort den Pastor Primarius schwer geärgert hatte. Dann war es nach Lauterbach im Hessenlande gewandert und hatte dort einen frommen Magister und dessen Kinder und Kindeskinder erquickt. In ihren Händen hatte es die oberste Schließklammer verloren. 1820 war es in das kleine Dachstübchen eines Studenten eingetreten. Was er hineingeschrieben hatte, gab Eleonoren viel zu denken. Sie ahnte aus seinen Zeilen, daß er die heilige Harfe vernommen hatte, deren Saiten von Fernen zu Fernen sich hinüberspannen, aus einem Osten, in dem die letzten Sternlein stehen, zu dem Westen, wo unsere Seele still mit hinabtaucht in das lautlos zerfließende Roth, Saiten, die unter dem Athmen des Ewigen zitternd ertönen. Was wird Gerhard hinzufügen?

Sehr prosaisch stand in einem unbeschriebenen Eckchen der Preis des Buches, ein Eckchen, das Eleonorens Sparbüchse völlig geleert hatte. Dem, der diesen buchhändlerischen Eintrag zu lesen verstand, sagte er, daß der alte braune Band aus den starr gewordenen Händen des letzten Besitzers in dunkele, wilde Bücherreihen eines Antiquariats geglitten war, und daß die Nummer, die er nun trug, zu der Nummer im Auktionskataloge gehörte, bei der es hieß: Johannes Scheffler, genannt Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann, 1657, erste Ausgabe, sehr selten, wohl erhalten, mit Ex libris des Philibert Heuschreck, Pastor Primarius in Grimma.

Schwer fand sich Eleonore im Inneren des Buches zurecht. Erst wollten sich der Druck und die fremdartige Rechtschreibung nicht bewältigen lassen, wenn sie heimlich am späten Abend im einsamen Stübchen ihren frommen Raub hervor-

nahm, dann erwiesen sich die Gedanken hinter diesem spröden Außenwerk noch spröder und fremder. Aber das Büchlein ließ nicht ab von ihr. Jetzt verstand sie, was ein Lehrer, den sie lieb gehabt hatte, einst bei der Erklärung eines Goethe'schen Gedichtes von der Unhöflichkeit der Bilder und Bücher gesagt hatte: wie da ein Bild still, ernst und schön an der Wand hänge und zu dem aufschauenden Betrachter sage: deine Augen gefallen mir nicht, du gefällst mir nicht, ich rede nicht mit dir; dann gehe der Mensch davon und sage, das ist ein Bild, aus dem ich mir nichts machen kann. Das Bild aber schweige, bis der Rechte komme, und dann rede es tiefe und liebliche Dinge mit ihm. Das Büchlein sollte nicht zu ihr sagen: gehe hin, was habe ich mit dir zu schaffen? So las sie denn, bis sie dachte, manches Wort rede mit ihr als eine fromme Mutter mit ihrem Kinde.

Und so kam es, daß sie dem Drange ihres Herzens folgte und schüchtern zweimal mit Bleistift einen Spruch anstrich, in der Hoffnung, es werde dem Leser, dem ja Alles galt, dadurch besonders auffallen und auch ihm von besonderem Werthe sein als Worte, die vor ihm Irgendeinem in Lauterbach oder anderswo schon theuer geworden waren. Der erste Spruch lautete:

Die Ros' ist ohn warumb, sie blühet weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht ob man sie sihet.

Der andere aber:

Die Welt die hält dich nicht: du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

Hoffnung und Leid ihres eigenen Lebens lag in diesen Strichen, und Gerhard, so ahnte sie, werde wohl auch Hoffnung und Leid seines Lebens in diesen Zeilen, die sie ihm schenken wollte, erkennen.

Ueber dem Anstreichen dieser Stellen aber kam ihr ein ganz neuer Gedanke, und als sie ihn mit ihrem herzlichen Eifer ausführte, da geschah es, daß die Mutter auf einmal

hinter ihr ſtand und ſagte: „Das iſt ja ſchön, mein Kind, daß du wieder einmal zeichneſt. Wozu iſt das Bildchen beſtimmt?“, und daß Eleonore, über und über roth geworden, aufſprang und die Mutter ungeſtüm umarmte und ſagte: „O, liebe Mutter, ich ſage dir ſpäter einmal Alles; bitte, frage mich jetzt nicht weiter!“ —, und daß die Mutter das alte braune Buch mit einem Blicke ſtreifte, noch einmal auf die kleine Zeichnung hinſah und dann ihr Kind zärtlich und ſchweigend auf die Stirne küßte und ihren häuslichen Weg weiter ging.

Und damals geſchah es auch, daß Herr Peter Schuhly, Buchbinder in der Schloßgaſſe, Hausbeſitzer und Rheumatiker, in dem Gang dieſer Dinge mitwirkte. Ein Weg zu ihm war Eleonore ſchon an ſich eine Freude, ſie hatte ſeit den Kinderjahren gerne Bücher zu ihm getragen, der runde, alte Buchbinder hatte ſie immer mit beſonderer Gutmüthigkeit empfangen, daß ſie das Gefühl hatte, ſie habe einen Stein bei ihm im Brette. Vielleicht daß auch er in ſeiner düſteren und braungeräucherten Werkſtatt den Aufgang eines hellen Sternleins gerne ſah! Er ſtand niemals auf, wenn ſie eintrat, ſondern ſah jedesmal mit demſelben Blick um Nachſicht bittender Hilfloſigkeit auf den großen Shawl, mit dem ſein unterer Menſch umwickelt war. Eleonore hatte ihn einſt für ſehr reich gehalten, denn ſo oft ſie um die Zehnuhrbrotzeit zu ihm gekommen war, ſtand ein Glas Wein vor ihm, über dem ein hoch beſtrichenes Butterbrot wie ein Schutzdach lag.

Herrn Schuhly vertraute ſie jetzt das koſtbare braune Buch an und bat ihn, es mit beſonderer Sorgfalt zu behandeln, Herr Schuhly verſprach das mit der Miene eines Kenners ſolch alter brauner Bücher. Dann bat ſie ihn, dem Büchlein die verlorenen ſilbernen Schließhaken wieder zu verſchaffen, auch dazu war er bereit, er kannte einen Silberarbeiter, der ſolche Dinge machen konnte, als wären ſie uralt, und endlich zeigte ſie ihm, wo ihre Zeichnung eingefügt werden ſollte,

nach dem zweiten Vorſetzblatt und „ſo, daß es ſich nicht mehr ablöſen kann!“ „Schön, ſchön,“ ſagte der Alte und meinte zwei Dinge damit, ſeine Kunſt im Einheften einzelner Blätter in alte, braune Bücher und das Bildwerk. „Das haben Sie gewiß nach der Natur gezeichnet,“ ſagte er. Sie beſtätigte es, es ſtammte aus dem Skizzenbuche von der letzten Reiſe. Es war eine Federzeichnung und ſtellte ein Schwarzwaldhaus in der zuſammenlaufenden Dämmerecke dreier hohen Tannenwände dar, es war offenbar das tiefſte Keſſelende in einem verlorenen ſteilen Gebirgswinkel. Auf dem Thürſturze des Hauſes war, faſt nicht erkennbar, ein G. R. zu leſen, rechts oben in dem Himmel über dieſer Gebirgseinſamkeit aber ſtand geſchrieben, wie es Angelus Sileſius geſagt hatte:

Geh hin, wo du nicht kannſt: ſih, wo du ſiheſt nicht:
Hör wo nichts ſchallt und klingt, ſo biſtu wo GOtt ſpricht.

Herr Schuhly ſah das Blatt lange an, dann ſeufzte er und ſagte: „Die wohnen kalt und ſehen auch nur alle Quartal einmal einen Menſchen! Und bald ſoll die Arbeit gemacht ſein? An mir ſoll es nicht liegen. Wenn nur der Silberarbeiter ſich eilt!“

* * *

Eleonore erhielt das Buch ſpät, aber doch noch ſo, daß die Stadtpoſt es am Gründonnerstag Abend in der Gartenſtraße abgeben konnte. Sie glaubte ſicher zu ſein, daß Gerhard für den unbekannten Geber auch nicht die leiſeſte Vermuthung haben könne. Aber wer ungeſehen hätte zuſehen dürfen, wie die Sendung aufgenommen wurde! Das Fenſter drüben jenſeits der nun in drängenden Knoſpen ſtehenden Bäume verrieth nicht, was dahinter vorging, und das Fernrohr hatte nur einmal gedient und ſollte nicht mehr angerührt werden. Aber was ſie ahnte, war recht geſehen: Gerhard hatte erſt tief erſtaunt, dann aber mit ſtillem Ernſte die Gabe empfangen; er ſah ſofort, daß es dasſelbe Buch

war, auf das er geboten hatte, das Ex libris verrieth es; er hatte es vor sich gelegt, das Auge auf die schöne Zeichnung gerichtet, und hatte dann, wie die Zeit um ihn verrann, erlebt, wie Ostern aufstieg aus allen Tiefen und sich herabsenkte aus allen Höhen. So war das Buch in seine Hand gelegt, das einst mit seinem Vater zutraulich geredet und ihm geholfen hatte, allen Dingen Seele zu sein. Nun wollte der Sohn dies hohe Gut in dem Sinne des Büchleins und des heimgegangenen Vaters verwalten, und wie oft der tiefere Mensch das Leben nicht durch Entschlüsse bindet und meistert, aber das, was künftig sein soll, im Bilde voraussieht, so sah er, daß er dies köstliche Buch nur in seltenen Stunden aufschlagen werde, wo er seiner sicher wäre, daß er vom heiligen Brote nicht mehr bräche, als ihn hungerte.

Gerhard merkte nicht, daß die Dämmerung gekommen war, daß seine Wirthin eingetreten war und ihm sein Abendbrot gebracht hatte und wieder, kopfschüttelnd, verschwunden war, sie war sonst so viele wortlose Freundlichkeit von ihrem Miether gewöhnt; sein Herz ging die Pfade der Kindheit, er sah, je mehr die äußere Nacht um ihn heraufzog und alle Gegenstände verschwanden außer dem Buch, auf dem seine Hände lagen, ein starkes Licht sich über seine innere Geschichte, sein Wesen und seine Aufgabe verbreiten, und zum ersten Male flog ein Schaudern durch seine Seele, daß er das erst noch werden müsse, was er nach dem Gesetze, unter dem er in die Welt getreten, schon war, daß er sich selbst werde erstreiten müssen, und daß heiße Schmerzen auf ihn warteten. Solch ein Buch wollen und es empfangen und es annehmen, hieß es nicht in den Baum freiwillig greifen, vor dem er als ein Knabe von sieben Jahren mit seinem Vater in dem Garten des Patronatsherren gestanden und von dem ihm der Vater gesagt, aus seinen Zweigen sei dem Heiland die Dornenkrone gewunden worden? Damals war das kleine Herz in Mitleid zergangen, nun brach die Hand jenes Knaben

das ſtachliche Reis vom Baume, um es auf die eigene Stirne zu drücken.

Da ihm bangte vor dem, was ſeine Seele ſah, wollte er ſich davon abwenden und ſagte langſam, wie ſein Vater es einſt geſagt hatte, das Wort vor ſich her, das er als Kind ſich auf dem Wieſenpfade eingeprägt hatte, aber ſiehe da, auch es ſtand unter dem Banne der neuen Erkenntnis und hatte einen neuen Inhalt. „Nichts weſet ohne Stimm", nun mußt du, Gerhard, nicht bloß die Stimme der rufenden Mitwandrer in der lieben, hellen Erdenwelt vernehmen, nun mußt du Gottes Stimme in dir Raum verſchaffen, den ganzen Raum. Und horche wohl, Gott ruft am lauteſten aus den Schlechten und Verworfenen. Horch, er ruft: „Gerhard, halte an, ich wohne hier in Moder und Ekel, reinige jene Seele, damit ich im Hellen und Reinen wohnen darf. Nicht eher ſollſt du mich wieder in Blumen, in Ranken, in ſüßen Farben und zarten Geſtalten erkennen, als bis du meine mächtigen Rufe in den Gräueln der Sünde vernommen haſt und dorthin geeilt biſt, wohin ich dich rief!"

Nichts weſet ohne Stimm! Gerhard verſtand erſt jetzt den Vater, und in Bangen und in Freude machte er ſich bereit, abermal und immer der geliebten Geſtalt auf dem ſchmalen Pfade zu folgen, von dem der Knabe ſo deutlich geſehen hatte, daß er bis zum Rande des Himmels führe.

Inzwiſchen beunruhigte ſich drüben Eleonore nicht wenig. Sie ſah oft hinüber, und es wunderte ſie, daß das Fenſter dunkel war, am Ende war er verreiſt? Es iſt Oſtern, ſollte er diesmal die Eltern beſucht haben, — liebe Eltern, ſie ſtellte ſie ſich ſo genau vor —, er war ja Weihnachten nicht verreiſt geweſen, und ſie hatte während des ganzen Weihnachtsabends ſein Fenſter hell geſehen und mit Betrübnis des einſamen armen „Privatgelehrten" gedacht. . . . Aber nein, er war da, ein gedämpfter Geigenton verrieth der Harrenden nicht bloß,

daß Gerhard da sei, sondern auch, daß er die Gabe erhalten habe. Es weinte und lachte eine Seele da drüben und sang auf den zarten Seiten ein Lied vom Charfreitag und dem Ostern der Seele. Und endlich sprang auch das Licht hinter den verhangenen Scheiben auf.

Und dort geschah nun etwas, von dem Eleonore hätte wissen sollen, es war ja ihr Werk. Unter den Wunderdingen der Knabenzeit, an denen Gerhard am stärksten gehangen hatte, war ein Glaskelch gewesen, der nur selten im Elternhause gebraucht worden war, des Vaters Urgroßmutter hatte ihn tief im vorigen Jahrhundert dem Urgroßvater geschenkt, immer war er nur bei besonderen Anlässen aus einem fein ausgeschlagenen Lederbehälter von der Hausfrau geholt worden, um das Wohl eines Täuflings oder eines jungen Ehepaares oder eines liebsten Gastes daraus zu trinken. Immer hatte die Hausfrau den Kelch selbst gereinigt und zurückgeschlossen, nie war er in die Küche gekommen. Gewiß hatten ihn alle Kindergenerationen seit 150 Jahren „die Katz" genannt, auch Gerhard hatte ihn so kurzweg genannt, ohne von diesen Vorgängern zu wissen, denn es war von geschickter Hand auf der einen Seite des Kelches mitten in einer schildartigen Verzierung eine Katze eingeätzt worden, und auf der Gegenseite standen, auch in einem Schilde, die Worte: O Welt, du bist eine Katz.

Dies kostbare Erbstück hatte die Mutter dem Sohne anvertraut, sie verstand sein stilles Treiben und wollte ihm auch in diesem Kleinod den Geist des Hauses als einen Hüter mitgeben. Gerhard hatte ihn seither noch nie gebraucht, das tiefe Glück dieser Osterstunden schien ihm aber noch nicht genug gefeiert, wenn er nicht den Kelch füllte und in dem Gefunkel des rothen Lichtes, in der Inschrift, in dem Bilde mit dem starken und freudigen Gefühl der Dankbarkeit für seine Eltern, den geistigen Glanz seiner Jugend und den

unbekannten Geber des ersehnten Buches versinke. Er war einsam in dieser reichen Stunde, aber als Einer, der ein ganzes, überströmendes Herz bereit hielt für die, die ihm nicht das Leben entwerthen, die Seele verflachen würden, ihn hungerte nach Gemeinschaft, und nur aus brennender Sehnsucht nach wahrer Gemeinschaft war er als Student freiwillig einsam geblieben. Die sich ihm angeboten hatten, waren satt gewesen und hatten den Tisch der Sehnsucht gemieden.

Wie es kam, daß er die Gabe und die schöne Zeichnung mit der hellen Mädchengestalt in Verbindung bringen mußte, hätte er kaum begründen können. Er hatte sich seit vielen Monaten so viel mit ihr beschäftigt, sein bestes, innerstes Leben so sehr an sie angeknüpft, daß er jetzt zu sehen glaubte, wohin das führe: daß er nun gar das Unmögliche für möglich halte und in ihr den geheimnisvollen Freund suche, die schwerlich von seiner Existenz eine Ahnung habe. War es die Zucht der Mutter gewesen, war es Ergebnis eigenen, frühen Ernstes und früher Sorgfalt in der Behandlung des Lebens gewesen, daß er seither dem schönen Mädchenbild nicht eigentlich nachgeforscht hatte und was ihn nun abhielt, dem unbekannten Geber allzulange nachzuspüren? Seine Mutter hatte nicht ohne Frucht für ihn Goethes schweres Wort von der Vergangenheit in eine Warnung vor der Berührung der Zukunft umgewandelt: „Nichts ist zarter als die Zukunft, rühre sie an wie ein glühend Eisen!“

So hatte Eleonore allerdings nicht gehandelt. In ihr lag die Lust am direkten Verfahren, wie sie einem ganz Kind gebliebenen raschen Frauengemüthe natürlich ist, aber sie hatte doch nicht weiter hinausgesehen, nicht gefragt, was werden könne oder solle. Sie hatte nicht gedacht, daß eine Stunde kommen könne, wo Gerhard neben ihr an ihrem Fenster stehe und nach seiner Wohnung mit ihr hinüberschaue und diese aus ihren Augen ansehe. Sie hatte nichts gethan, als Glauben auf einen Fremdling gesetzt, dieser Glaube war das Ergebnis

ihres ganzen Jugendfühlens geweſen, er war das Höchſte und Schönſte, das ihr junges Herz von ſich aus, in ganzer Freiheit geleiſtet hatte. Es war kein Schwärmen, es war Glaube.

* * *

Aber unerwartet raſch zogen ſich für Gerhard und Eleonore die Maſchen in den ſeither getrennt laufenden Fäden ihres Jugendlebens und der wechſelſeitigen Beſchäftigung ihrer Gedanken zuſammen.

Am Karfreitag Abend ſagte Eleonorens Vater, nachdem er lange ſtumm bei den Seinen verweilt hatte: „Hört, wer ſich zur Prüfung gemeldet hat!“ Dann ſchwieg er wieder, nannte keinen Namen und ging im Zimmer auf und ab, endlich ſtellte er ein Tintenglas auf den Tiſch, legte ſeine Viſitenkarte vor Eleonore und ſagte: „Liebes Kind, ſchreibe du doch für mich, damit er ſie leſen kann,“ (— der Herr Präſident hatte eine ausſchließlich für Eingeweihte beſtimmte Schrift; Frau und Kinder, Oberkirchenräthe und Sekretäre verſtanden ſie zu entziffern), und Eleonore ſchrieb nun, wie der Vater diktirte, unter ſeinen Namen: Dr. Hans Rudloff, Präſident des evangeliſchen Oberkirchenrathes — „bittet Herrn Kandidaten Ronegger — Eleonore ward brennend roth, aber es merkte es Niemand im Zimmer — den Sohn ſeines lieben Univerſitätsfreundes, ihn übermorgen um elf Uhr zu beſuchen und ſeine Zeit ſo einzutheilen, daß er als lieber Tiſchgaſt da bleiben kann.“

Eleonorens Vater las die Karte durch, fand, daß ſie nicht ſo ſchön geſchrieben ſei, wie Eleonore ſonſt ſchreibe, forſchte aber nicht nach der Urſache, ſondern fuhr fort: „nach allen Zeugniſſen, die uns vorliegen, muß er ganz die Art ſeines Vaters wiederholen. Sein Vater war mir ein lieber Freund, das Leben hat uns nach der Univerſität auseinandergeführt, aber ich dachte immer mit dankbarer Anhänglichkeit an ihn, du weißt es ja, Liebe. Er iſt nun fünfzehn Jahre

todt, ich sah es erst aus den Akten, als er starb, war ich im fernen Osten und noch in der Justiz thätig. Nun wollen wir den Sohn recht ehren!"

Eleonore hatte kaum gehört, was ihr Vater gesprochen hatte. Auf den ersten Schreck und die Frage, wie sie nun den Eltern die Kunde von ihrem eigenmächtigen Eingreifen in Gerhards Leben mittheilen solle, folgte eine tiefe, mächtige über alle Bedenken hinweg fluthende Freude und eine kindliche Zuversicht auf die geliebte Mutter. Sie wußte, daß sie nichts erzählen müsse, denn die Mutter wird Alles sehen und sich zusammenreimen und es ihrem beglückten Kinde erzählen, was dies rasche Kind gewagt hat. Die Mutter sieht Alles, hatten die Kinder gesagt, du siehst Alles, sagt der Präsident mit zärtlichem Tone, die Frau Präsidentin sieht Alles, sagen die Dienstboten, — ja, sie sah Alles, denn sie hatte ein Herz und Auge, dessen tiefste Kraft die Liebe war.

Noch ehe aber Gerhard das große Thor mit der Aufschrift „geistliche Stiftungen" geöffnet und das Haus in dem von der Welt abgeschiedenen, straßengleichen Hofe gefunden hatte, durch dessen Durchfahrt man gehen mußte, um die freundliche Heimat Eleonorens zu finden, wußte er, von wem ihm der cherubinische Wandersmann zugekommen war; auch die zitternden Züge der Einladungskarte verriethen noch dieselbe Hand, die den Spruch des Angelus Silesius neben das Schwarzwaldhaus geschrieben hatten.

Ich habe meine Sylter Freunde festhalten dürfen. Das alte braune Buch mit den neuen Schließhaken und Gerhards Aufzeichnungen haben vor mir gelegen, und einmal habe auch ich aus dem Kelchglase trinken dürfen und im Frieden eines Hauses geruht, wo die Welt mit ihrer bösen Art keine Thüre fand, um ihr Werk der Zerstörung hineinzutragen.

Verſchiedene Dinge.

Von Stephanie von Goßlar.

I.

Verſchiedene Urtheile.

Hör' ich ein Urtheil, treffend wie der Stahl,
Der ſcharf und ſchneidend aus der Scheide ſpringt,
Enthüllend das Verborgne, gleich dem Strahl,
Der in verſchloſſne Truhen ſiegreich dringt,
Dann mache willig ich das Zugeſtändnis:
Dies Urtheil zeugt von tiefer Menſchenkenntnis.

Doch iſt's ein Urtheil heil'gen Ernſtes voll,
Mit dem es Milde zu vereinen weiß,
Das kühn und furchtlos, auch nicht einen Zoll
Giebt von der klar erkannten Wahrheit preis, —
Das, ſelbſt voll Kraft, für Schwache hat Verſtändnis, —
Solch Urtheil ſtammt aus tiefer Selbſterkenntnis.

II.

Verſchiedene Thränen.

Leicht fließt des Kindleins Thränenquelle;
In Zorn, in Reue oder Schmerz
Iſt augenblicklich ſie zur Stelle,
Erleichternd ſanft das kleine Herz.
Doch eine Thräne iſt uns Alten,
Die Freudenthräne, vorbehalten;
An ihrem Balſam kann neu geneſen,
Wer krank an Gram und Zweifel geweſen.

III.

Verſchiedene Früchte.

Ein wenig Regen, viel Sonnenſchein,
Da mögen die Beeren am Strauch gedeihn,
Die kleinen, freundlichen Eigenſchaften,
Die ſchmückend an unſrem Weſen haften.
Aber die edle Frucht der Reben
Muß mehr erfahren und mehr durchleben,
Wird vierzig Tage in Gluth getaucht,
Von kalten Nebeln des Herbſtes umhaucht,
Muß leiden ſogar, daß der Froſt ſie ſtreife,
Bevor ſie erlangt die köſtliche Reife:
Der ewigen Herrlichkeit iſt nur werth,
Was durch die Leiden der Zeit verklärt!

Das ſchönſte Kind.

Märchen von Ad. Gründler.

Es war einmal eine junge Königin, die war ſchön und reich, und der König that ihr Alles zulieb, was er ihr nur an den Augen abſehen konnte. Aber einen Wunſch, den ſie hatte, konnte er ihr doch nicht erfüllen; und grade dieſer eine Wunſch wuchs je länger deſto ſtärker in ihrem Herzen, ſo daß ſie ſchließlich an gar nichts Anderes mehr dachte. Es war der Wunſch der anderen Königin im Märchen, die ſich beim Nähen in den Finger ſtach und dabei ſeufzte: Hätt ich doch ein Kind, — ſo weiß wie Schnee, ſo roth wie Blut und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz! Aber unſerer jungen Königin ward kein holdes Schneewittchen beſchert, ſo ſehr ſie ſich auch darum grämte.

Wenn der König, ihr edler Gemahl, ihr betrübt und forſchend in die Augen ſah, weil er merkte, daß ſie ſtill geweint hatte, ſo verſuchte ſie wohl, ihn heiter anzulächeln; aber er ſpürte doch die Wehmuth in ihrem Lächeln und frug ſie bekümmert: „Herzlieb, was fehlt dir bei mir?“ Und dann nahm ſie ſeine Hand, oder ſie ſtrich liebkoſend über ſein volles Lockenhaar und erwiederte leiſe: „Liebſter, ich möchte dich gern einmal ſehen und haben, wie du als ein ganz klein Knäblein wareſt! Aber du müßteſt zugleich auch ſo groß und ſchön, wie du jetzt biſt, bei mir ſein.“ Bei ſolcher Antwort ſeufzte der König; und er ſandte heimlich Boten in

seinem ganzen Reiche umher, ob nirgend ein junges Knäblein zu finden sei, das ihm etwa ähnlich schaue. Aber es fand sich keines; und wo ja ein schönes Kind war, verbarg es seine Mutter und wollte es nicht hergeben.

Als nun zuletzt die schöne junge Königin vor Gram schier verfiel und krank wurde, sagte er ihr, wie er durch das ganze Land geschickt habe, um ihr, wenn es nur irgend anginge, den Wunsch zu erfüllen; aber es sei Alles vergeblich gewesen. Da bezwang sie sich nicht länger, sondern hob an laut zu jammern und zu klagen: „Die ärmsten Frauen in unserem Lande haben der blühenden Kinder so viele, daß sie ihnen fast eine beschwerliche Last dünken, und nur ich soll ärmer sein, als sie Alle!“ Und sie beschwor ihren Gemahl, daß er sie selber unerkannt durch das Land ziehen lasse, ob sich nicht irgendwo für sie ein Kindlein fände. Das wollte der König nicht zugeben; denn er hatte Sorge, ob die zarte Gesundheit seiner Gemahlin solche Anstrengung ertragen würde. Aber da war sie ihm eines Nachts heimlich entwichen, und all seine Ritter und Knappen, die er auf edlen Rossen aussandte, die Königin zu suchen, brachten sie nicht zurück.

Die traurige Königin war nämlich in schlechtem grauem Gewand und Schleier waldeinwärts gegangen, wo kein Weg war; denn sie wollte sich erst einmal recht herzlich ausweinen und mochte dabei keinem Menschen begegnen. Danach wurde ihr leichter um das Herz, und ihre Augen schauten wieder klar. Zugleich schwand auch die Dämmerung, und als die Pilgerin aus dem Walde heraustrat, flimmerte vor ihr ein helles Leuchten wie vom Morgenstern. Im Weitergehen aber wurde sie gewahr, daß der goldene Stern nicht am Himmelszelt, sondern auf der Spitze eines nahen Kirchleins stand und sie gleichsam dorthin winkte. Freudigen Herzens, wie sie lange nicht mehr gewesen war, folgte sie dem guten Zeichen und trat in das offene Kirchlein ein. Was erblickten da ihre staunenden Augen? Auf einer armseligen Krippe voller Stroh,

deſſen Halme indeſſen wie lauteres Gold ſtrahlten, lag das ſchönſte und wunderbarſte Kind, das Menſchen je geſehen haben. Das leuchtete ſie an aus göttlichen Augen und ſtreckte ihr mit holder Gebärde ſeine beiden Händchen entgegen. Entzückt ſank die Geblendete vor dem ſeltſamen Bettchen in die Kniee und wollte das Knäblein mit raſcher Inbrunſt auf die Arme nehmen. Aber da wehrte ihr das Kind mit göttlicher Majeſtät und ſagte: „In dein Herz kannſt und ſollſt du mich nehmen, aber auf deine Arme nicht. Ich will dein ſein, aber zugleich gehöre ich auch der ganzen Welt an. Vergiß mich nie und halte mich feſt in deinem Herzen, ſo wirſt du immer glücklich ſein!“

Mit demüthig geſenkten Wimpern hatte die verkleidete Königin den Worten gelauſcht, die wie eine ferne himmliſche Muſik an ihr Ohr drangen. Jetzt, da ſie die Augen wieder aufſchlug, waren Kirche und Goldkripplein verſchwunden, und ſie fand ſich unter einem roh geſchnitzten Wegweiſer am Felde. Aber ihr war eine wunderbare Freudigkeit geblieben; denn ihr war nicht anders zu Muth, als fülle das holde Kind mit ſeinen lichten Strahlen ihre ganze Seele aus. Nun brauchte ſie nichts mehr zu ſuchen; denn all ihr Sehnen war ja geſtillt! Eilend wandte ſie den Fuß und beſchloß, in ihren Palaſt heimzukehren, um ihrem königlichen Gemahl zu erzählen, welch ein wunderbares Kind ſie gefunden hätte, — noch weit, weit ſchöner ſogar, als ihr herzlieber König ſelbſt je geweſen ſein konnte! Und ſie fühlte ganz deutlich, daß ſie das Bild des leuchtenden Knaben all ihr Leben lang nicht wieder aus dem Herzen verlieren konnte; deß war ſie am meiſten froh! —

Als ſie ſpät am Abend unerkannt die Marmortreppen ihres Schloſſes hinaufhuſchte und den König mit ihrer fröhlichen Heimkehr zu überraſchen gedachte, hörte ſie aus ſeinem Zimmer lautes Sprechen und dazwiſchen ein ſeltſam leiſes Weinen, wie von Kinderſtimmen. Verſtohlen ſchaute ſie durch

den Thürspalt: da stand hochaufgerichtet der König, traurig und ernst, um ihn her einige Leute mit wimmernden Kindern, denen die Mutter und damit alle Liebe von der Erde weggestorben war. „Nehmt sie nur wieder mit euch," sagte eben der König, „und thut sie in irgend ein Waisenhaus. Sie sind nicht schön genug für meine Königin, und überdies ist sie jetzt auf Reisen." Da flog die Thür auf, und dem stolzen König hing sein Gemahl flehend am Halse: „Laß mir die Kinder! Ob sie auch nicht schön sind, — sie brauchen mich, und das ist mir genug. Ein schönes Kind fand ich, wie es im Himmel und auf Erden kein zweites giebt; das wohnt mir nun, gleich einer Sonne, im Herzen und sagt mir, daß ich sie alle lieben soll, — allermeist die Armen und Elenden! O schau, wie sie lieb mich anlachen aus ihren unschuldigen Aeugelein!" Und den Gatten loslassend nahm sie die mutterlosen Geschöpfe herzend in ihre Arme, und ihr Auge sah an ihnen etwas von einer verborgenen Schönheit, die Niemand sonst wahrnahm.

Der König aber war überglücklich, daß er seine Königin gesund und froh wieder hatte, und ließ sie gerne gewähren. Alle jung verwaisten Kinder ihres Reichs fanden in ihr eine treue und liebreiche Mutter, und das leuchtende Kind, das ihr zeitlebens nicht mehr aus dem Herzen wich, bestrahlte sie alle mit seinem himmlischen Glanz, so daß man im ganzen Lande sich wunderte, zu welcher Schönheit doch alle die erbärmlichen Waislein unter der liebenden Hand der Königin gediehen. In ihrem seligblickenden Auge wurden aber nie mehr andere Thränen gesehen, als solche des Glückes oder des innigsten Mitleidens mit Anderen.

Schattenrisse aus meinem Amtsleben in der südrussischen Steppe.

Von Ernst Schrill (S. Keller).

In den regenreichen Landen, wo die meisten Leser der Christoterpe wohnen, weiß man höchst selten die Wohlthat eines starken Schattens zu würdigen. Wer aber in der baumlosen Steppe Südrußlands fast jedes Jahr eine lange bange Dürre durchmachen und dabei viele Tage im offnen Wagen reisen mußte, wie ich, der lernt den Schatten studiren und lieben. Man sieht da ein, daß einige große Bäume noch lang keinen erquickenden Schatten liefern, daß das Schattendach aus Leinewand bald durchglüht ist, sowie, daß die niedrigen Hütten zu schmale Schattenstreifen werfen, als daß man viel davon hätte. Da habe ich den Spruch verstehen gelernt, daß unter dem Schutz des Herrn es Einem zu Muth sein werde, wie im Schatten eines großen Felsen im trocknen Lande (Jesaias 32, 2). Ja, das ist ein Schatten! Kühl, erquickend, anhaltend! Wie athmet man dort die Luft ein nach der heißen Atmosphäre der Steppe, — fast als wäre das Professor Linde's flüssige Luft! — Der Durst ist schon halb gestillt, wenn man nur ein paar Minuten im Schatten eines großen Felsen sich erquickt hat.

Nun, ein solcher Fels, welcher mitfolgte (1. Kor. 10, 4) wie einst bei Israel, hat nicht nur mir Erquickung gespendet, sondern auch oft solchen Schatten geworfen, daß etwas davon nachblieb in meinem oder Anderer Leben. Einige dieser

Schattenriſſe habe ich mir gemerkt und plaudere mit guten Freunden am warmen Ofen zur Weihnachtszeit gern davon. Ob ſie auch gern zuhören werden, das wollen wir abwarten. Jedenfalls muß zuerſt erzählt werden! Denn, wenn man es mit dergleichen machen wollte, wie unſere engliſchen Vettern über dem Kanal mit dem Beifallrufen, ehe ein Redner geſprochen hat, — käme das Erzählen leicht aus der Mode, und das wäre doch eigentlich ſchade.

Empfang in der Steppe.

Nach fünftägiger Eiſenbahnfahrt (von der Oſtſee bis zum Aſowſchen Meer!) hatte unſer letzter Reiſetag meine junge Frau und mich durch die herbſtnaſſe Steppe bis zum Pfarrdorf geführt. Bei Einbruch der Dunkelheit hatten wir den Eindruck, als wachſe hier die Nacht aus der ſchwarzen Erde herauf und recke ſich ſchnell und immer ſchneller gen Himmel, um des Lichtes letzte Helligkeit zu verſcheuchen.

Es war ſtockfinſter, als wir in's Dorf einfuhren. In dieſem Augenblick begannen die Glocken der großen Pfarrkirche zu läuten, und wir ſahen beim langſamen Fahren, wie dunkle Geſtalten an uns vorüberhuſchten. Jetzt taucht ein niedriges, hell erleuchtetes Gebäude auf: das iſt unſer neues Heim! Der Hof des Paſtorates ſteht voll Leute: fünf- bis ſechshundert waren es ſicherlich. Wie ich im Pelz und hohen Ueberſchuhen aus dem Wagen ſpringe, — meine Frau blieb noch drin, um den jungen Bernhardiner, den wir mitgebracht hatten, zu beſchwichtigen, weil er durch die Menge fremder Leute in ſeinen edelſten Hundegefühlen empört wüthend knurrte, — hält mir ein Mann eine brennende Laterne mit den Worten entgegen:

„Ich bin hier der Oberſchulz! Wir begrüßen unſern neuen Paſtor und bitten ihn, uns gleich eine kleine Predigt zu halten.“

„Was?“ rufe ich entsetzt, „hier im Pelz . . . .?“

„Macht nichts, der liebe Gott sieht nur auf's Herz!“

Also, ich fange an zu reden nach der Melodie: weß das Herz voll ist, geht der Mund über! Wie ich so eine halbe Stunde gesprochen habe, kniet Alles nieder und ich mit und wir beten zusammen. Wenn der Herr nur das Herz ansieht, so war diese erste unvorbereitete Predigt nicht meine schlechteste. Was aber mein Professor der Homiletik gesagt haben würde!

„Endlich,“ sagt meine Frau aufathmend, — ich hatte sie und den Hund ganz vergessen — und jetzt geht's in's Pfarrhaus, wo die guten Leutchen uns einen Tisch mit soviel Eßgelegenheiten aufgebaut hatten, daß eine mittlere Waisenanstalt eine Woche lang davon genug gehabt hätte. Nun müssen wir essen, und drin und draußen steht Alles voll, um zuzusehen, wohin die neuen Pastorsleute das gute Essen thun. Wie wir satt sind, heißt es: „Verzagen Sie schon? Essen Sie man ruhig weiter!“ Aber das ging nicht.

Nun stellt sich erst der alte kleine Küster vor, der mit mehr Recht als Pius IX. sagen konnte: die Tradition bin ich. Hatte er doch schon bei drei Pastoren gedient und wußte alles Mögliche, was ich nicht wußte, und „wie was gemacht“ wird. Später hatte er sein besonders erstauntes Gesicht, wenn ich irgend was für Neuerungen erfand, so oft zu machen, daß er diese Linien in seinen lieben faltenreichen Zügen wohl bis an sein seliges Ende nicht mehr los wird! Uebrigens hat uns noch viele Jahre nach meinem Fortgang herzliche Freundschaft verbunden, die nicht locker ließ, wie weit die Briefe auch reisen mußten. Und sonst sagen die Leute doch, Liebe nehme mit der zunehmenden Entfernung ab. Ist's nicht bei Manchen umgekehrt?

Dann fragt ein alter Kolonist mit wunderlich feierlichem Ausdruck im bartlosen Gesicht und im Ton der Stimme: „Haben Sie sich Möbel bestellt?“ „Nein!“ „Nun, was Sie hier erblicken, ist nur von uns für's Erste geborgt; Möbel

hat hier keine Menschenseele überflüssig. Aber zwanzig Werst von hier werden morgen bei dem Nachbarpastor Möbel und Hausgeräth verkauft, da er fortzieht. Er hat ja nur gewartet, bis Sie hier sein würden. Nun hat er Geld nöthig und Sie Möbel. Mein Nachbar spannt an und führt Sie morgen hinüber."

„Ja, aber," wagte ich schüchtern zu erwiedern, „eben habe ich nicht . . . ."

„Soviel Geld, dachte ich mir," unterbrach mich der Alte, „darum habe ich mir diese sechshundert Mark eingesteckt; die borge ich Ihnen ohne Zinsen, bis es Ihnen passen thut, sie zurückzubezahlen. Das geben Sie dem Pastor dort als Anzahlung, denn Sie werden wohl mehr von ihm kaufen!"

Das war mein Eingang in die Steppe!

Allerlei Eindrücke.

Wenn wir auch Anfangs Alles in rosigem Lichte sahen, so gab es doch Schwierigkeiten genug zu überwinden. Geheizt und gekocht wurde zum Beispiel nur mit Mist! Das schaffte viel Asche und Staub und — Geruch in's Haus. An letzteren gewöhnte man sich bald. Metzger gab es eigentlich keine und daher auch oft wochenlang kein frisches Fleisch. Nur verkauften die Schächter der nahen Judenkolonieen das Hintertheil vom Rind, das ja nach ihrem Ritus nicht koscher ist, für ein Billiges; oft für zehn oder zwölf Pfennig das Pfund. Außerdem war man den größten Theil des Jahres auf gesalzenes und geräuchertes Schweinefleisch und Hühner beschränkt. Aber Goethe hat Recht: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen." Aeußerlich ging es uns damals also in den ersten Jahren unserer Ehe knapp, und doch war es in Haus und Gemeinde die Zeit der ersten Kraft und Jugendliebe, die Einen über Alles hinaushebt.

Da war auch an der Gegend viel zu tragen! Denn die Steppe, die nur gegen Ende April oder Anfang Mai in buntem Blumenflor sich zeigt, ist sonst doch herzlich öde. Oft giebt's zehn, zwanzig Meilen in der Runde kein Gebüsch, von dem man einen Peitschenstiel schneiden könnte. Im Sommer wurde bei großem Regenmangel gewöhnlich schon Anfangs Juni geerntet, und dann verstellte die Steppe ihr Antlitz. Staub lag zollhoch auf den Wegen (wie gewöhnlich auf der Chaussee von Tönnisstein nach Maria Laach); wo eine Schafherde ging, zog eine Staubwolke mit. Der Boden war zerspalten, zollbreite Risse, die tief hinab gingen, zeugten von der Dürre; das Gras war verbrannt, lag rothbraun und todt am Boden oder schien zerstäubt, verweht zu sein. Augustregen schufen noch einmal Gras und Grün, oft auch saftige Weide bis in den Winter hinein, und dann kam der andere Tod, die Leichenstarre des Winters in's Land. Schnee, so weit das Auge reicht, — bisweilen mehrere Monate, ohne die kleinste Störung der Decke durch Thauwetter zu erleben.

Auf den ersten Blick hatten die Leute auch so etwas Langweiliges, Eintöniges wie die Steppe. Sie konnten zäh schweigen, wenn sie wollten, so daß alle Funken, die man in eine Gemeindeversammlung hineinwarf, um dieselbe zum nothwendigen Neubau einer Schule zu begeistern, erloschen, als wären sie in einen Sumpf gefallen. Da fiel mir Geroks Vers oft ein, der vom Pastor singt: „Der in granitne Bauernschädel dem Lichte mühsam Breschung bricht!" Allmählich aber lernt man einsehen, daß dahinter das Menschenherz trotzig und verzagt, wild und weh schlägt, wie überall, und daß die Leidenschaften hier nicht weniger Wucht haben, wenn sie auch vor dem Fremden zurückgedämmt werden. Aber es gilt eben bei den Kolonisten, fast wie bei den Indianern, für unfein, seine innere Bewegung vor Fremden zu verrathen. Man steht geschlossen zusammen, um dem Pastor, dem Lehrer oder dem russischen Beamten gegenüber etwas zu

verheimlichen. Kommt es doch fast nie an den Tag, wenn wieder irgendwo der pferdestehlende Zigeuner nach rasender tagelanger Verfolgung, wo ein Dorf dem andern sofort die besten Pferde und frische Mannschaft leiht, erreicht und todtgeschlagen worden ist! Ja, es dauerte auch bei mir lange, bis ich hinter dem ruhigen Gesicht der würdigen Kolonisten die Gedanken und Gefühle lesen lernte: eine Art Blindenschrift, die nur durch ein zartes Tastgefühl blitzschnell errathen werden kann. Fühlen sich die Leute aber durchschaut, dann lächeln sie beifällig über des Fremden Scharfsinn und lassen sich um den Finger wickeln.

Gottes Wort bildet bei diesen Kolonisten im Großen und Ganzen einen hervorragenden Faktor im öffentlichen Leben. Man richtet sich noch nach der Bibel, man hält den Kirchenbesuch für eine selbstverständliche Pflicht, „halb ist es Frohndienst, halb Vergnügen", und man giebt was darauf, mit dem Pastor gut auszukommen. Nur einige Punkte waren stets vorhanden, wo man sich auch von religiösen Erwägungen nicht leiten lassen wollte: ein solcher war zum Beispiel die Landfrage.

Die Regierung hatte die ursprünglichen Kolonieen auf Staatsland angesiedelt, so daß eigentlich Niemand in vollständigem Besitz seines Landantheils sich befand, sondern seine Abgaben wie eine Art Pacht anzusehen waren. Mit der heranwachsenden Generation stieg nun die Frage auf: wo sollen diese neuen Familien Land herbekommen? Weit und breit war damals, vor etwa drei Jahrzehnten, das Land noch sehr billig. Verschuldete russische Edelleute boten bereitwilligst ihre Güter den fleißigen deutschen Kolonisten zum Kauf oder zur Pacht an, und so entwickelte sich eine Art sozialer Krankheit: die Landsucht. Man spart und darbt, um wieder Geld zum weitern Landkauf in die Hand zu bekommen. Gewöhnlich zieht ein verheiratheter Kolonistensohn, der nicht in der Stammkolonie auf einen Landtheil zu rechnen hat, in ein

Pachtdorf. Hier lebt man in Erdhütten und besäet jährlich bei den billigen Pachtpreisen ein Areal, so groß wie ein mittleres deutsches Rittergut. Sind die Ernten nur ein paar Mal wirklich gut — das dreißigste oder vierzigste Korn — hat man außerdem noch Segen bei der Viehzucht, dann kommt der ersehnte Augenblick, wo man sich selbständig machen kann. Da fahren fünf oder sechs Väter, deren Söhne so im Pachtdorf sitzen, zu einem russischen Gutsbesitzer und kaufen ihm sein ganzes oft enormes Gut ab. Hat man den dritten Theil des Kaufpreises in Baar beisammen, dann genügt das. Man übernimmt ja außerdem die Bankzinsen für das gewöhnlich verpfändete Gut.

Jetzt wird auf diesem Gut ein Dorf angelegt von zehn oder zwölf Höfen, und da ziehen die jungen Familien vom Pachtdorf hin. Was sie außer den Bankzinsen dem Stammdorf vom Kaufpreise zurückzahlen, wird im Laufe der Jahre wieder angesammelt, bis nach sechs oder acht Jahren das ganze Spiel von Neuem beginnen kann. Nur dadurch läßt sich erklären, daß in den südlichen Gouvernements so ungeheuer viel Land von den deutschen Kolonisten käuflich erworben worden ist. In manchen Gegenden ist schon zwei Drittel des Privatbesitzes in ihre Hände übergegangen.

Es ist das nicht zum Schaden für die ganze Gegend. Dörfer, Gärten, Waldanpflanzungen und Industrie werden dadurch auf die früher menschenleere Steppe hingezaubert; und wo vor einigen Jahrzehnten noch der kleinrussische Edelmann in gänzlicher Wildnis seine Schafherden weiden ließ, fährt man jetzt durch eine bevölkerte, reiche Gegend, die Einen anmuthet, wie manche Gegend Schwabens oder der Grafschaft Mörs am Niederrhein.

Im Geistlichen aber birgt diese ganz großartige Landgewinnung ernste Gefahren. Da ist der deutsche Bauer dann gezwungen, für den oft kolossalen Betrieb sich eine Menge russischer Arbeitskräfte zu halten, da es deutsche Tagelöhner

so gut wie gar nicht giebt. Darunter aber leidet sein Familienleben. Er selbst und seine Frau sind die reinen Sklaven, und um die Kinder können sie sich nicht kümmern. In den abgelegenen Pachtdörfern ist dann gewöhnlich der Schulunterricht erbärmlich. Man will nichts oder so wenig als möglich dafür anlegen. Wiederholt fand ich in einigen dieser Dörfer für die kurze Schulzeit von November bis zum ersten April einen richtigen deutschen Stromer als Küsterlehrer vor. Wurde es warm, zog derselbe wieder mit den Zugvögeln seine Straße nach Norden. Wenn man nun bedenkt, daß der Pastor des riesigen Kirchspiels zehn oder zwanzig deutsche Meilen von einem solchen Pachtdorf entfernt wohnt, ein halbes Hundert Ortschaften zu bedienen hat und darum höchstens ein oder zwei Mal im Jahr den Ort auf einen halben Tag besuchen kann, — und nun solch ein jämmerlicher Lehrer das religiöse und geistige Leben des Dorfes zu leiten hat, kann man sich nicht wundern, wenn Verrohung und Verkommenheit neben äußerem Wohlstand sich breit machen. Steht es doch schon in der heiligen Schrift: Wo keine Prediger sind, wird das Volk wild.

So kam es denn fast von selbst, daß ich über Landsucht oft zu predigen hatte und gegen die zuletzt erwähnten Gefahren ernstlich auftreten mußte. Auch als Schulinspektor mußte ich mein Ansehen wiederholt brauchen, um ganz unwürdige Schullehrer zu entfernen. Darüber allein ließe sich eine Menge tragikomischer Geschichten erzählen, was ich bei solchen Prüfungen alles erlebt habe.

Der sterbende Pächter.

Fast die einzigen Wegweiser in der sonst so gleichmäßigen Steppe sind die „Mohilen“. Das russische Wort Mogila (Grab) wird von den deutschen Kolonisten so zurecht gemacht. Viele dieser runden Erdhügel mögen wirklich, wie Ausgrabungen

dargethan haben, Heldengräber vorhiſtoriſcher Völker ſein; viele ſind jedenfalls nur künſtliche Erhöhungen, ohne Gräber zu enthalten. Vielleicht ſollten ſie damals ſchon ſein, was ſie jetzt ſind: Wegweiſer, oder es waren Wachtſtellen, auf denen Feuerzeichen aufflammten, wenn feindlicher Ueberfall drohte. Iſt doch der ganze Sturm der Völkerwanderung da auf dem Landwege aus Aſien ums ſchwarze Meer herum gezogen, und der einſtige Meeresboden (nach Herodot war die Krim noch eine Inſel) hat ſpäter viel Blut Erſchlagener getrunken.

Oft hatte ich mich bei meinen vielen Reiſen ſchon nach ſolchen Mohilen gerichtet, und am Tage ging das auch ganz gut. Nur im Schneetreiben und im dichten Nebel konnte man ſich leicht verirren. Ja, dieſer Nebel! Er giebt ſeinem Kollegen in London, der ſogenannten „pease soup“ (Erbſenſuppe) nichts nach und hat mir manchen böſen Streich geſpielt. Was Goethe von der Nacht ſagt, daß ſie tauſend Ungeheuer ſchaffe, gilt auch von ihm. Ein Grashalm ſieht wie eine Stange aus, ein fußhohes Sträuchlein wie ein Wolf, ein entfernter Wagen wie eine Mohile! Letzteres hatte mich einſt getäuſcht, und ſtatt hinter der erwarteten Mohile rechts abzubiegen, wo ein Weg nach dem Dorfe abführte, wo ich Gottesdienſt zu halten verſprochen hatte, ſchlug ich vielleicht fünfzig Schritte früher einen rechts abweichenden Weg ein, weil ich ein im Nebel ſtillſtehendes Fuhrwerk für die betreffende Mohile gehalten hatte.

Nun konnte ich fahren, ſo gut und ſchnell meine Pferde liefen, ich kam doch nur weiter ab vom Ziel. Wer ein Mal im ſittlichen Gebiet ſich ein wenig in der Richtung geirrt hat, erreicht auch durch alle Anſtrengung das Ziel nicht mehr, und Jeſus behält Recht: Ohne mich könnt ihr nichts thun. Nachdem ich ſechs Stunden mit wenig Unterbrechung fortgefahren war, ſo daß die Pferde nicht mehr wie Anfangs feſt im Zügel gingen, ſondern die Köpfe wie grasfreſſende Gänſe weit herabhängen ließen, brach die Nacht herein. Zwanzig Minuten

später ward es so finster, daß man nicht ein Mal mehr die Pferde vor dem Wagen ordentlich erkennen konnte. Kein Wunder, daß mein ortsunkundiger Kutscher nun noch den Weg verlor, und wir nichts Anderes thun konnten, als den Pferden den Willen lassen. Eine kleine Weile stehen sie still, gleichsam um sich zu vergewissern, daß sie Niemand treibt. Dann beginnen sie zu frieren nach der starken Anstrengung, und der Instinkt erwacht. Langsamen Schrittes biegen sie plötzlich scharf nach links und fallen dann ganz von selbst in kleinen Trab. Jetzt wiehert eins hell auf: ein Zeichen, daß sie sich nicht geirrt haben. Gleich darauf hört man Hunde bellen, Lichter blitzen auf, und auf ein Mal steht der Wagen, von mächtigen bellenden Hunden umkreist, dicht vor einem niedrigen Hause still.

Ein halbwüchsiger Bursche erscheint an der offenen Stallthür und bringt erst die Hunde zum Schweigen, sonst hätte man kein Wort verstehen können.

„Wir sind verirrt," sage ich auf russisch. „Wir wollen nach Rohrheim. Wo sind wir eigentlich?"

„Günzburgs Chutor," giebt der Junge in ungelenkem Russisch mürrisch zur Antwort. „Rohrheim ist vier Stunden von hier."

An seiner schlechten Aussprache erkenne ich den Deutschen und fahre jetzt deutsch fort:

„Ich bin der deutsche Pastor aus X. Kann ich wohl hier übernachten?"

Statt der Antwort schreit der Junge plötzlich auf, daß mein Handpferd trotz der Müdigkeit einen Satz nach links macht.

„Großer Gott, ist das möglich!" Damit verschwindet er im Hause, um im nächsten Augenblick mit einer Frau, die eine brennende Kerze trägt und sie mit der Hand gegen den Luftzug schützt, wieder zu erscheinen. Die Frau ruft gleich in großer Erregung:

„Herr Pastor, sind Sie es wirklich?"

Wie ich vom Wagen ſteigend das beſtätige, ſchluchzt ſie laut auf und ſagt dann:

„Herr Gott, du erhörſt Gebete und thuſt Wunder! Wo iſt ein Gott wie du!“

Dann aber nöthigt ſie mich hinein, wo ich die Erklärung ihrer Worte bald erhalten ſollte.

Dort im Himmelbett, das eine Ecke der niedrigen Stube einnahm, lag ihr Mann, wie es ſchien, ſterbenskrank. Sie hatten wenige Augenblicke vor meiner unerwarteten Ankunft beſchloſſen, morgen früh einen Wagen nach Rohrheim zu ſchicken, damit ich nach dem Gottesdienſt, wenn irgend möglich, noch hätte hergeholt werden können, und da hatte der Sterbende ſelbſt geäußert:

„Es wird nichts! Der Paſtor hat dort bis Mittag zu thun und braucht den Nachmittag zur weiteren Fahrt nach dem Lande der Doniſchen Koſacken. Er wird gar nicht dieſen großen Umweg machen können. Und dann — wer weiß, ob ich noch bis morgen Nachmittag lebe!“

Das arme Pachtdörfchen von vier deutſchen Familien lag freilich nicht auf meinem Wege und gehörte nicht zu dem halben Hundert „Predigtorten“ meines Rieſenkirchſpiels, weil es keine deutſche Schule hatte. Denn nur, wo man ein Schul- und Bethaus errichtet hatte, konnte man auf Gottesdienſt rechnen. Wenn der Herr das heimliche Seufzen der Leute nicht ſo wunderbar erhört hätte, wäre der Mann wie die meiſten Sterbenden ſolcher Gegenden ohne Beichte und Abendmahl geſtorben. Und nun war ich da!

Meine bloße Gegenwart war dem Mann der ſtärkſte Beweis der Gnade ſeines Gottes. Die Thränen liefen ihm die eingefallenen Wangen herab, und er hielt lange mit ſeinen wachsbleichen, knochigen Händen meine Hand feſt, während ich zu ihm ſprach von dem, der „dein Schatten iſt über deiner rechten Hand“, der die Paſtoren verirren macht, damit ein armer Sünder nach Hauſe finden kann. Es war eine er-

greifende Beichte, die der Mann noch ablegte; Frau und Kinder mußten auf seinen Wunsch zuhören, — ihr Schluchzen war hinter mir zu hören, wie die Respensorie: Herr, erbarme dich! Dann sprach ich und reichte schließlich ihm und der Frau das heilige Abendmahl.

Eine wunderbare Ruhe war nachher über den Sterbenden gekommen. Weil kein anderer Raum da war — in der anstoßenden Kammer gingen die kleinen Kinder zu Bett — mußte ich mit meinem Kutscher hier das schnell bereitete Abendbrot: Kartoffeln, gebratenen Speck und Kaffee — einnehmen. Wiederholt sagte der Sterbende, ganz ohne auf unser Gespräch zu hören: „Das habe ich nicht verdient! Es ist lauter Gnade!“

Gegen zwei Uhr Nachts, — ich hatte auf einer der hölzernen Bänke mein Lager bekommen, auf dem ich mich in Kleidern hinstreckte, während mein Kutscher im Stall schlief, — fahre ich aus dem halben Schlummer auf; es war mir, als riefe man mich. Wie ich mich aufrichte und beim schwachen Lampenschein umsehe, ist die Frau, wahrscheinlich vor Uebermüdung auf dem Stuhl am Fußende des Bettes eingeschlafen. Der Sterbende aber scheint etwas zu wollen. Wie ich hineile, verstehe ich: Wasser. Als ich ihm aber das Glas reiche, schüttelt er den Kopf und flüstert:

„Wollte nur noch danken! Der Herr ist gnädig!“ Dann schloß er die Augen, und es zuckte so merkwürdig über sein Gesicht, als ob er lächeln wolle. Ich merkte, daß es zu Ende gehe, und weckte die Frau. Wir knieten beide nieder, und ich betete noch einmal laut um ein seliges Heimgehen. Wie wir aufstehen und ich ihn genauer ansehe, merke ich: es war unser Gebet schon erhört.

Ein Tag im Lande der Donischen Kosacken.

Ob wohl viele meiner Amtsbrüder jemals ihre Predigtvorbereitung mitten in einem heftig strömenden Fluß gemacht

haben? Das ging so zu. Der Fluß Kalmius trennt das Gouvernement, in dem mein eigentliches Arbeitsfeld lag, vom Lande der Donischen Kosacken, und da Brücken in Rußland, wenn sie überhaupt da sind, wie manche Reden im Parlament mehr trennen als verbinden, war es Sitte, eine seichte Stelle als Durchfahrt für den Wagen zu benutzen.

Anfangs März waren die Flüsse aufgegangen, und nur an den Rändern stand noch ein paar Meter breit das dicke Wintereis fest. Wie ich mit meinem Planwagen das steile Ufer hinunter bin, den Eisrand passirt habe und an der andern Seite hinauf will, ist es dort tiefer, und die Räder kommen mit dem todten Punkt an das Eis. Der Kutscher hackt mit dem Beil schräge Rinnen für die Räder, aber die müden Pferde glitschen auf dem glatten Eise aus. Zudem wird jetzt gegen Mittag der Strom durch Thauwasser immer stärker. Nach kurzer Ueberlegung schicke ich den Kutscher mit den Pferden fort: er soll in die nächste deutsche Kolonie reiten, um frische Pferde und starke Stricke zu holen, während ich im fast meterhohen Wasser meine Predigt für morgen im Wagen machen kann.

Das waren ein paar lange Stunden! Wohl traute ich meinem Gott zu, daß er für mich sorgen werde, aber angenehm ist's nicht, wenn das Wasser gurgelnd und quirlend um den Wagen herschießt und wiederholt derselbe etwas gehoben oder geschoben wird. Wie, wenn die Fluth stärker werdend ihn flott macht, umstülpt oder in's Meer hinausträgt?

Endlich erscheint hoch auf dem jenseitigen Uferrand der Kutscher mit zwei Kolonisten und vier frischen Pferden. Zwei Pferde werden an die Deichsel gespannt, und zwei andere müssen mit starken Stricken, — auf dem Ufer können sie festen Fuß fassen, — den Wagen, an dem zwei Männer heben helfen, auf's Eis hinaufziehen. So ward es fünf Uhr Nachmittags, bis ich in's Dorf kam, wo ich morgen konfirmiren sollte.

Die fünftausend Evangelischen, die in vielleicht sechzig kleinen Ortschaften über das ganze Land der Donischen Kosacken zerstreut lebten, hatten fast zwei Jahre lang gar keinen Pastor zu sehen bekommen, und auch ich war nicht verpflichtet, sie aufzusuchen. Machte mir doch mein Riesenkirchspiel schon Arbeit genug. Auf die dringende Bitte der Verlassenen hin hatte ich den Schullehrern der größeren Dörfer geschrieben, was für ein Examen ich in ihrer und der Eltern Gegenwart mit den zu konfirmirenden Kindern veranstalten würde. Jetzt mußte ich mit hundert und dreißig Kindern diese mehrstündige Prüfung anstellen, bei der über hundert bestanden. Später richtete ich es bis zur Anstellung eines eigenen Pfarrers so ein, daß ich früher hinkam und acht Tage lang selbst fünf Stunden täglich Unterricht ertheilte. Mußte ich doch der weiten Entfernung halber an verschiedenen Stellen bisweilen neun mal im Jahr konfirmiren und den Unterricht deutsch, estnisch oder gar russisch geben! Abends acht Uhr hielt ich in dem Rohbau des Bethauses (es hatte noch nicht fertig gestellt werden können) Bibelstunde vor etwa sechshundert Personen und hatte nachher mit Schullehrern und Gemeindeältesten bis tief in die Nacht Allerlei zu besprechen.

Am andern Morgen, Sonntags, zog ich um acht Uhr den Talar an und ging in dem überfüllten Bethaus an die Arbeit, um ohne Unterbrechung weiter zu amtiren bis gegen fünf Uhr Nachmittags. Konfirmationsrede und Einsegnung, — Beichtrede und Absolution, — Predigt und Anzeigen, — Abendmahl mit fast achthundert Seelen, — Trauung von neunzehn Paaren zugleich, — Taufe von dreiundsiebenzig Kindern und Bestätigung der Nothtaufen von einigen hundert Kindern, — um drei Uhr war das alles erledigt, weil ich mir keine Ruhepause gegönnt hatte. Jetzt trat die Gemeindeversammlung, etwa zweihundert Köpfe stark, sofort im selben Raum zusammen, und wir besprachen die Constituirung eines eigenen Kirchspiels.

Später ist es mir noch gelungen, diesen traurigen geist-

lichen Verhältnissen ein Ende zu machen und einen eigenen Pastor für die Gemeinden im Lande der donischen Kosacken anzustellen, wodurch denn auch das Stammkirchspiel bedeutend entlastet ward. Seither sind anderthalb Jahrzehnte vergangen, und der Strom der „friedlichen deutschen Eroberungen" durch Landkauf und Ansiedeln von deutschen Dörfern ist weit nach Osten vorgedrungen. Es wird nicht lange dauern, dann steht die Vorhut dieser Heeressäule in der Steppe am Ural: an der Grenze von Europa und Asien. Man möchte sich im Blick auf das Vorschieben dieses deutschen und evangelischen Kulturelementes manchmal fragen: was hat wohl der Herr, der da nach Apostelgeschichte 17, 26 zuvor versehen hat, wie lange und weit die Geschlechter der Menschen wohnen sollen, für Absichten bei dieser Durcheinanderschiebung? Die Kolonisten denken sich nichts Besonderes dabei, sie folgen einfach dem Drange des Augenblicks, da Land zu kaufen, wo es am billigsten ist; über dem allen aber schwebt die Hand, die irdische Beziehungen dem großen Zweck des Reiches Gottes dienen läßt. Vielleicht bereiten sich für das große Slavenreich dadurch die geistigen Heerstraßen, auf denen einst die Reformation zum Siege schreiten kann.

Napoleon auf der Kanzel.

Nach meiner ersten Pfarrstelle in der Steppe wünschte das Konsistorium, daß ich die vakant gewordene Pfarre in der Krim bekommen sollte. Bei der Wahlpredigt zu diesem Zweck erlebte ich etwas sehr Drolliges.

Ich hatte am Sonntag Rogate einen Text, der vom Gebet handelte, und flocht allerlei Bilder und Geschichtlein hinein, wie das so meine Art ist. Unter Anderem kam da jener Zug aus dem Jahre 1812 zur Verwendung, wo Alexander I. von Rußland nach der Kriegserklärung in allen Kirchen des Reiches hatte beten lassen, und der übermüthige

Napoleon, als er es hörte, mit stolzem Lächeln gesagt hatte: „Zwischen mir und Kaiser Alexander entscheiden nicht Gebete, sondern fünfhunderttausend Bajonette!“

Wie ich den Namen „Napoleon“ ausspreche, zuckt meine Gemeinde zusammen, als wäre ein elektrischer Schlag durch die Reihen gefahren. Manche alte Leute, die bis dahin andächtig zur Kanzel hinaufgeschaut hatten, schütteln mit schmerzlichem Gesichtsausdruck das Haupt; Andere stoßen sich an und nicken sich vielsagend zu; ja, die Jugend auf der Empore wird so unruhig, daß ich strafend hinaufsehe. Da sehe ich den Schullehrer neben der Orgel über's ganze Gesicht lachen und kann mir natürlich diese ganze Störung nicht erklären. Habe ich mich versprochen? Haben die Leute mich falsch verstanden? Innerlich seufzte ich um Hilfe von Oben, und so ging der übrige Theil der Predigt gut von statten.

Nachmittags sollte ich die Aufklärung für jene Störung erhalten. Mein Vorgänger an dieser Gemeinde war ein schrullen- und grillenreicher Herr, von dem eine Reihe Anekdoten unter den Leuten spukten; hatte er doch einst im Schnellzuge ein Paar getraut, das er zufällig auf dem Wege zur Trauung dort getroffen. Nun hatte der alte Herr sich ausführliche Handbücher über Kriegsgeschichte angeschafft, jede Schlacht Napoleons zum Beispiel auch nach französischen Quellen eingehend studirt und in den letzten Jahren seiner Amtsthätigkeit fast in jeder Predigt, bei jeder Trau- oder Leichenrede etwas von Napoleon gesprochen, so daß manches alte Mütterchen zur Ueberzeugung gekommen war, Napoleon und der Herr Christus müßten irgendwie zusammengehören. Daher der Schreck, die Verwunderung und der Aerger bei den Geförderten unter meinen Hörern, wie ich in der ersten Predigt gleich denselben Namen vorbringe.

Nun fand gleich nach Tisch die Gemeindeversammlung statt, in der ich gewählt werden sollte.

Der Oberschulz fragte: „Nun, Leute, wollt ihr ihn? Hat euch die Predigt gefallen?“

„Ha, gewiß! Gefalle hat mir dös Mannli, aber warum muß er auch gleich den Napolium auf die Kanzel bringen?“

„Dös ist der Punkt!“ riefs von allen Seiten.

Einige schlugen vor, man solle mich rufen und darüber fragen. Der Oberschulz aber meinte:

„Er hält heute Abend in der Filial droben noch eine Predigt; wollen erst hören, ob er den Napolium da wieder proklamirt. Thut er's, so schreiben wir an's Konsistorium und fragen dort nach, warum das sein muß; ob's in dene sieben bolische*) Bücher steht oder wo sie's hernehmen.“

Ein anderer Bauer meinte: „Es wird wohl Apollyon sein! Und das ist der Gräuel, der da steht an heiliger Stätte. Wer es lieset, der merke darauf!“

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich herzlich gelacht habe, wie ich von dieser Bedeutung „Napoliums“ für das Kirchspiel hörte, und daß ich Abends kein Wort von ihm gesagt habe; in den sieben Jahren, die ich dann an dieser Gemeinde habe arbeiten dürfen, hat der Name und Einfluß des Andern, den sie früher mit Napoleon zusammen gehört hatten, allein Alles gemacht, und das ist die Hauptsache.

Exegese und Schriftbeweis.

Unter den deutschen Kolonisten Südrußlands giebt es sehr viel verschiedene Schattirungen: todte Namenchristen, steife Kirchenmänner, gläubige Leute, die das Salz der Kirche sind, — man nennt sie „Kirchenbrüder“, und dann ein „rollendes Material“, das durch die verschiedensten geistlichen Krankheiten sich hin und her wälzt; bald sind sie kirchenfeindliche Frei-

*) soll heißen „symbolische“.

gemeindler, bald Baptisten, bald Adventisten u. s. w., oder wie ein alter Bauer ärgerlich sagte: „Das sind nicht mehr Secten sondern Insecten!“ Es ist da einem jungen Pastor in solchen buntscheckigen Verhältnissen nicht leicht gemacht, und er muß die Bibel gründlich kennen und sie schlagfertig zu gebrauchen wissen, um seinen Mann zu stehen. Exegese und Schriftbeweis, wie er sie auf der Universität gelernt hat, nützen da freilich wenig, weil die Gegner, mit denen man es zu thun hat, Schriftstellen aus dem Zusammenhang zu reißen lieben und sich nur durch schlagenden Wortlaut, aber nicht durch vernünftige Auslegung bestimmen lassen. Da gilt es für den Anfänger erst zuzuhören, wie die Leute es selbst treiben.

Ein ungelehrter Stundenhalter bringt's da fertig bei Matth. 2, 18 folgende erbauliche Betrachtung zu geben: „Was „Rahel“ bedeutet, will ich euch sagen! Es steht geschrieben 2. Timoth. 2, 15, daß wir das Wort recht theilen sollen. So theile ich „Rahel“, und dann heißt es: „Ra“ (im schwäbischen Dialect gleich „runter“, vielleicht von „herab“), hinunter müssen wir, gedemüthigt, klein werden, dann wird der Geist uns „hell“ machen und in alle Wahrheit leiten. Das bedeutet Rahel!“

Ein anderes Mal stritten sich die Leute um Kolosser 4, 11. Daß hier mit Jesus, der auch Justus heißt, Jesus der Heiland gemeint sei, darüber herrschte keine Meinungsverschiedenheit; wie es aber mit dem Zusatz „der auch Justus heißt“ bestellt sei, das war der Haken. Jemand meinte: „Der Pastor hat einmal gesagt, es seien Fehler in der Uebersetzung. Da könnte es ja sein, daß das hier statt Justus eigentlich Christus heißen muß.“ Ein Anderer sagt: „Nein, ich meine, das wird der Familiennamen vom Heiland gewesen sein.“ Ein Alter aber, der viel Ansehen genoß und dem man ungern widersprach, blickte gen Himmel und sagte: „Unser Wissen ist Stückwerk. Warum soll uns das nicht verborgen bleiben, was das bedeutet? Es sind noch Geheimnisse genug in der Schrift,

die jetzt Niemand herausbringt. Wollen wir warten, bis das Stückwerk aufhören wird. Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, dann kommt Alles an den Tag, was drunter lag, und wenn einst aller Schnee in der Welt schmelzen thut, weil Jesus wiederkommt, wird auch das offenbar werden, was hier der Justus bedeutet!"

Als einst ein mennonitisch-baptistischer Emissär einer solchen Versammlung klar gemacht hatte, sie müßten die Fußwaschung einführen, kostete es mich fünf Stunden heißen Kämpfens und Disputirens, bis ich die Leute davon abbrachte. Meine Gründe und Bibelstellen wirkten nicht so überzeugend, als die Empfindung der Leute, der am Schluß ein Hauptsprecher Worte lieh:

„Herr Pastor, wir glauben, daß Sie ein bekehrtes Gotteskind sind, und wir wissen, daß Sie außerdem auf die Bibel gestudirt haben, und nun sehen wir, daß es Ihnen so grausam ernst ist, uns davon abzubringen; da sagen wir uns, das kann nicht von ungefähr sein, der Mann muß Recht haben."

Das war in allen solchen Kämpfen meine geheime Stütze und Macht, daß die Leute von meinem persönlichen Christenthum überzeugt waren. Dafür stand ich aber auch unter ihrer Kontrolle, und sie übten diese bald in drückender, bald in komischer Weise aus. Da konnte im Pfarrhause kaum etwas Neues angeschafft werden oder geschehen, ohne daß man dergleichen mit der Stellung meines Herzens zur Bibel oder zum Herrn in Zusammenhang gebracht hätte.

So erbte meine Frau ein paar hundert Thaler, und wir schafften uns noch Einiges zur Vervollständigung unseres Haushaltes an: unter Anderem kam der erste ziemlich große Teppich in die gute Stube. Das gab ein Aufsehen und ein Reden im Dorf! Ein alter frommer Mann faßte sich den Muth und sagte mir in Gegenwart mehrerer Kirchenältesten:

„Herr Pastor, war dergleichen auch nöthig? Ist das aus

dem Glauben, daß Sie einen Teppich dahinschaffen müssen, der sechzig Mark gekostet hat? Ist das auch Christenthum?"

„Erstens," erwiederte ich belustigt, „habt ihr deutschen Bauern in euren Stuben auch mancherlei, was der einfache Russe nicht kennt und braucht. So zum Beispiel könnte man fragen, ob weiße Gardinen und Bilder und eine Kukuksuhr wohl zum nöthigsten Leben gehören. Ihr schafft aber dergleichen an, weil ihr an ein besseres und behaglicheres Wohnen gewöhnt seid, als die russischen Bauern und die Tataren, die oft keine andern Möbel im Zimmer haben, als eine große Filzdecke, die den ganzen Boden bedeckt. Zweitens aber war der Apostel Paulus ein Teppichmacher, und wenn's für einen so frommen Mann keine Sünde war, Teppiche zu machen, wie sollte es für uns Sünde sein, sie zu kaufen und zu brauchen?"

Der biblische Grund schlug durch, und nie hat mir Jemand mehr etwas über den Teppich gesagt.

Als ich einst mit Sabbathbrüdern (Adventisten) und Solchen, die in Gefahr standen, es zu werden, mich herumstritt, half mir das Heranziehen und Besprechen aller hierher gehörigen Stellen wenig; endlich machte ich es, wie diese Herren es gewöhnlich mit der Bibel thun, und sagte mit ernstem Gesicht:

„Schlagt Marc. 16, 1 auf. Das entscheidet Alles. Leset es nur laut vor!"

Sie thaten es und lasen: „Und da der Sabbath vergangen war . . . ."

„Hört ihr's? Der Sabbath war vergangen! Seit Jesus auferstand, war der ganze alttestamentliche Sabbath vergangen; jetzt giebts nur noch den Sonntag!"

„Das ist wahr," rief einer der Unentschiedenen, gewissermaßen glücklich, daß er aus der Unsicherheit heraus war, „da sieht man's klar und deutlich. Nicht wahr, Vetter Christian, jetzt bleiben wir bei der Kirche?"

„Ja," sagte der ruhig, „wenn die Sabbathbrüder nichts dagegen zu sagen haben."

Diese waren sehr verlegen geworden. Der Eine räusperte sich und sah immer noch in das aufgeschlagene Neue Testament; der Andere aber rief zornig:

„Und ich bleibe doch dabei, daß das Sabbathgebot der Groschen ist, den die Frau, das ist die Kirche, verloren hat und suchen muß!"

„Nichts, nichts," meinten die Andern, „wenn du auf die letzte Stelle, daß der Sabbath vergangen ist, nichts mehr zu sagen hast, dann ist euer Sach' doch nichts!"

Und sie hatten nichts mehr zu sagen! —

Einige Anmerkungen zum Schluß.

Wenn man doch weiß, daß die meisten der südrussischen Kolonisten in ärmlichen Verhältnissen sich befanden, als sie vor sechzig oder mehr Jahren in's Land kamen, und Einem jetzt ihr behäbiger Wohlstand, um nicht zu sagen Reichthum, in die Augen springt, so liegt die Frage nah, wie das gekommen sei. Wenigstens sagte mir einst ein russischer Beamter, wenn nicht Bismarck den Leuten das Geld schicken würde, könne es nicht mit rechten Dingen zugehen, daß sie soviel Land kauften.

In erster Linie kommt gewiß der jungfräuliche Ackerboden in Betracht; war doch an manchen Stellen die Steppe seit Hunderten von Jahren nicht gepflügt worden: wenn nun die dicke Humusschicht durch Umreißen des Rasens bloß gelegt war, genügten ein paar ordentliche Regengüsse, um die beste Ernte der Welt zu erzielen. Auch die Billigkeit des Landes kam ihnen zu Gute. Aber alle diese Bedingungen hatten die umwohnenden Judendörfer (es giebt dort zweiundzwanzig jüdische Ackerbaukolonien, wo aber Abrahams Kinder nach dem Fleisch doch seit hundert Jahren nicht ordentlich arbeiten

gelernt haben), Russen, Tataren, Bulgaren, Griechen auch, und diese alle, sie kamen doch nicht auf einen grünen Zweig. Was ist denn das Geheimnis des deutschen Kolonisten? Arbeitsam ist der Russe und Bulgare auch, unternehmend der Jude und Grieche gewiß noch mehr; aber ich meine, die Hauptgründe liegen tiefer.

Ein hervorstechender Zug ist Sparsamkeit. Was nur irgend möglich ist, wird von den Kolonisten ohne viel Geldaufwand selbst hergestellt; Pflüge, Wagen, landwirthschaftliche Maschinen, Pferdegeschirr und Hausgeräthe werden im Dorf gemacht. Der russische Edelmann kann mit dem deutschen Kolonisten schon deshalb nicht Schritt halten, weil sein Lebensunterhalt sich nach den Baareinnahmen richtet, wenn er dieselben nicht gar oft überschreitet. Der Deutsche aber giebt auch in guten Jahren so wenig als möglich baares Geld aus der Hand, arbeitet selbst fast übermenschlich und hat, wenn er Knechte anstellt, seine Augen überall.

Ein zweiter Punkt ist sicher die Nüchternheit. Denn das muß man im Großen und Ganzen den Kolonisten lassen, daß sie schon aus einer Art Vernünftigkeit dem Trunke nicht fröhnen; Ausnahmen bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten bestätigen nur die Regel. Ich will nicht übertreiben, aber im Großen und Ganzen trinkt man in Deutschland mehr als dort.

Aber es ist noch eine wichtige Einrichtung nicht zu unterschätzen, und die ist heutzutage, wo man ja alle Fragen im sozialen Lichte zu beantworten liebt, von besonderem Interesse. Die russische Einrichtung, daß das Dorf als solches Besitzerin des Landes ist und dem Einzelnen nur für ein paar Jahre ein bestimmtes Landstück zur Benutzung durch's Los angewiesen wird, wirkt trotz Bebel und Liebknecht sich zum Schaden der Landwirthschaft und Bodenbehandlung aus. In den deutschen Dörfern dagegen gilt Privatbesitz, und da hat Einer natürlich auch etwas von der Verbesserung seines Landes. Die Russen-

dörfer übernehmen ihre Steuern solidarisch: das Dorf zahlt auch für die Arbeitsscheuen und Bettler. Bei den Deutschen ist immer nur der Einzelne für seine Steuer haftbar. Bei dieser Verschiedenheit verarmen die Russen und erstarken die Deutschen. Ob die „Commune" auf dem Lande irgendwo gedeihen mag?

Zu den Erklärungsgründen des steigenden Wohlstandes der Kolonie rechne ich aber auch die starke Betonung der kindlichen Pietät. Auch erwachsene Kinder denken noch nicht daran, etwas für sich zu verdienen; sie arbeiten bis zu ihrer späteren Verheirathung für die Kasse des Vaters. Also der Familiensinn, die Zusammengehörigkeit und das feste Zusammenhalten großer kinderreicher Familien schlägt wiederum in die gleiche Kerbe. Nach einer statistischen Berechnung ist kaum irgendwo auf der Erde eine stärkere Volksvermehrung nachzuweisen, als bei diesen fleißigen und wohlhabenden deutschen Bauern. Es kommen durchschnittlich auf eine Ehe sieben Kinder, während bekanntlich andere Völkerschaften nur zwei oder drei Kinder auf die Ehe zählen.

Wenn ich nun noch etwas zuletzt nenne, so steht es darum doch sicherlich nicht an letzter Stelle, was die segensreiche Wirksamkeit betrifft: das ist deutsche Gewissenhaftigkeit und evangelische Gottesfurcht. Mag es neuerdings auch einige freier denkende unter den wohlhabenden Kolonisten geben, so bleibt es doch als Grundregel bestehen, daß Gottesfurcht der allgemeinste, oberste Grundsatz für das ganze Leben dieser Leute bildet. Es soll damit nicht gesagt sein, daß auch nun der größte Theil von ihnen wirklich bewußte lebendige Christen wären, aber dennoch ist die Luft und die Anschauung durchaus evangelisch warm und echt. Dann können wir uns auch über den Segen im Irdischen nicht wundern, hat doch die Gottseligkeit die Verheißung dieses und jenes Lebens.

Jetzt wird es meine Leser nicht wundern, wenn ich behaupte, da ist noch ein Land, wo es keine sociale Frage giebt.

Die Nahrungsmittel sind billig, Arbeitsgelegenheit giebt es die Menge, und wer wirklich Arbeit will, hat sein gutes Brot. Wenn nicht besondere Nothjahre sich wiederholen, giebt es in ganzen Kirchspielen kaum einen Bettler. Aber es giebt auch fast gar keine ledig bleibenden Mädchen. Wahrscheinlich stirbt so manche Frau, weil ihnen bei der ungeheueren Arbeitsanstrengung während der Erntemonate nicht genug Schonung geboten worden ist, und unverheirathet bleibt ja kein Mann; hat doch eine solche Bauerwirthschaft immer eine Hausfrau nöthig.

Damit man nun nicht glaubt, dieses Paradies für unsere socialen Fanatiker sei ganz vollkommen, muß ich noch hinzusetzen, daß das geistige Leben, abgesehen vom wirklich religiösen, meistens sehr zurückgeblieben ist. Hatten wir doch Dörfer, in denen keine einzige politische Zeitung gehalten wurde, und Gegenden, wo die Post nur einmal in der Woche verkehrte; gab es aber schlechtes Wetter, so bekam man sie auch nur alle vierzehn Tage einmal. Was konnte nicht draußen in der Welt alles geschehen sein! Bekam man dann von zwei Wochen alle Drucksachen, so wunderte sich unser Einer bisweilen darüber, wieviel politischer Stoff doch den Eintagsfliegen gleicht: Er hatte sich schon überlebt und war schon gerichtet, ehe wir ihn lesen konnten. Liegt da nicht eine Lehre drin, die unserm hochkultivirten Westen zur Beherzigung empfohlen werden könnte? Wieviel Zeit, wieviel Kraft, wieviel Interesse vergeuden wir alle Jahr durch den großen Schwindel, den die „Eintagsblätter“ durch das Aufbauschen von allerlei Kleinigkeiten mit ihren Lesern treiben!

Ja, still war's oft in Südrußlands Steppe, aber doch für uns eine gesegnete Zeit. Wenn man es mit erleben darf, wie der Herr durch sein Wort Leute zum geistlichen Leben weckt, wenn man Liebe säen und ernten darf, wenn man den einfachen Leuten etwas hat werden können, daß sie Häuser auf ihren Pastor bauen, daß alle Arbeit im Dorf aufhört,

wenn der Paſtor angefahren kommt, weil ſich jetzt ſchnell Groß und Klein zum erſehnten Kirchgang rüſtet, — dann wird's Niemand Wunder nehmen, wenn ich ſage, der Abſchied iſt mir doch unendlich ſchwer gefallen. Es liegt ein Stück eigener Lebensarbeit da draußen; aber es iſt Einem auch Manches durch die einfachen bibelgläubigen Bauern beigebracht worden, was man ihnen im Himmel noch danken kann.

Daß ſie auch mich richtig beurtheilt haben, zeigt ein faſt komiſches Mißverſtändnis. Nachdem ich nämlich ein Jahr lang Generalſekretär der deutſchen Sittlichkeitsvereine in Berlin geweſen war, konnte ich meinen Freunden in Südrußland mittheilen, daß ich nach Düſſeldorf als Pfarrer gewählt ſei. Da meinten ſie ganz treuherzig: „Das iſt auch gut, daß unſer Paſtor wieder auf's Dorf kommen thut; der paßt nicht zu den feinen Leuten in der Stadt.“ Und mit dieſem Urtheil will ich ſchließen.

Das Gebet des Moſes.

Von Rudolf Lehmann-Filhés.

Gott, unſre Zuflucht allzeit, allerorten,
Eh' denn die Welt entſtand nach deinen Worten,
Biſt du, o Gott, vom Anbeginn der Zeiten
In Ewigkeiten.

Denn wie ein Tag ſind dir der Jahre tauſend,
Gleichwie ein Strom im Nu vorüberbrauſend;
Du läſſeſt ſie wie einer Blume Blühen
Von dannen fliehen.

Der Menſchen Leben läſſeſt du von hinnen
Wie ein Geſchwätz und einen Traum verrinnen
Derweil wir noch mit Luſt am Leben hangen,
Iſt's ſchon vergangen.

Das macht dein Grimm, daß du uns alſo fälleſt,
Weil unſre Miſſethat du vor dich ſtelleſt.
Ach, wenn du in's Gericht mit uns willſt gehen,
Wer kann beſtehen!

Laß uns bedenken, daß wir ſterben müſſen
Und daß wir nicht des Todes Stunde wiſſen;
Drum hilf für unſer Ende uns bei Zeiten
Das Herz bereiten.

Herr, kehre dich doch wieder zu den Deinen,
Nachdem ſolange wir im Unglück weinen;
Laß endlich ab, uns fort und fort zu ſchlagen
Mit deinen Plagen.

Laß deiner Werke Herrlichkeit uns ſchauen,
Zu unſrem Werk auf deine Hülfe bauen,
Und was in deinem Namen wir vollbringen,
Laß wohlgelingen.

Georg von Kunheim,
der einzige Schwiegersohn Martin Luthers.

Von Albert Nietzki.

„Es grüßt Euch meine Frau Käthe und Euer Patgen Margaretgen, mein Töchterlein, dem Ihr nach meinem Tode einen feinen, frommen Mann schaffen werdet.“

Diese Worte, welche Luther i. J. 1538 an den Pathen seines vierjährigen Töchterchens, Jakob Probst, schrieb, klingen scherzhaft, sind aber ein Ausdruck treuer Fürsorge des damals kränklichen Vaters für sein jüngstes Kind, das er nicht mehr erwachsen zu sehen hoffen konnte. Das Nesthäkchen „Margaretgen“, welches nach dem 1542 erfolgten Tode von Magdalene Luther die einzige Tochter des Reformators war, erfreute sich seiner besonderen Zuneigung. „Die Eltern haben die jüngsten Kinder am liebsten, denn sie bedürfen der Eltern Sorge am meisten.“

Auf goldene Kinderjahre, die Margarete im Hause der Eltern verleben durfte, folgte nach des Vaters Tode die eiserne Zeit der Noth. Nach Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges mußte sie mit der Mutter und den Geschwistern aus Wittenberg nach Magdeburg und 1552 vor einer furchtbaren Pest nach Torgau fliehen. Hier pflegte sie treulich drei Monate hindurch die an Auszehrung daniederliegende Mutter, bis diese nach einem inbrünstigen Gebet für die Kirche und ihre Kinder am 20. Dezbr. 1552 verschied.

Margarete kehrte nach Wittenberg zurück, wo sie, die achtzehnjährige Waise, im Hause ihres Vormundes, Philipp Melanchthon, die freundlichste Aufnahme fand. Dank der Sparsamkeit ihrer heimgegangenen Mutter konnte sie sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuen. War sie doch im Besitze eines für damalige Zeit nicht unbeträchtlichen Vermögens von 1500 Gulden.

Melanchthon, der treuste Freund der Hinterbliebenen des Reformators, war es auch, der durch sein mannhaftes Eintreten alle Hindernisse aus dem Wege räumte, daß sie dem Erwählten ihres Herzens, „einem feinen frommen Manne", die Hand zu einem sehr glücklichen Ehebunde reichen konnte.

Dieser einzige Schwiegersohn Luthers entstammte dem Geschlechte von Kunheim, das um die Mitte des 15. Jahrhunderts aus Lothringen nach Preußen gezogen war, um an den Kämpfen des deutschen Ritterordens gegen die Polen theilzunehmen. Bei der Vertheidigung der Marienburg machte sich Daniel von Kunheim so verdient, daß ihm der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen das Dorf Mühlhausen mit 200 Hufen Land als Lehnsgut übertrug.

Für die Kirche Mühlhausen erwirkte er persönlich von dem Papste Innocenz VIII. einen Ablaßbrief, welcher derselben ein bedeutendes Vermögen einbrachte. Sein jüngster Sohn und Lehnsnachfolger Georg von Kunheim der Aeltere vermählte sich 1513 mit Margarete Truchseß von Wetzhausen, und der damalige Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, der ihm sehr gewogen war, ernannte ihn bald darauf zum Amtshauptmann von Tapiau. Auch gebrauchte er ihn „ob nestoream eloquentiam" zu wichtigen Gesandtschaften. Als er 1541 erkrankte, ließ sein Landesherr den auch als Arzt berühmten Nikolaus Copernikus aus Frauenburg für ihn kommen. Georg von Kunheim d. A. war ein großer Verehrer Luthers, zu dem er seinen ältesten Sohn, Christoph Albrecht, nach Wittenberg sandte. Er nahm die lutherische Lehre an und

ließ nach Luthers Vorschrift den Gottesdienst in Mühlhausen reformiren.

Als er i. J. 1543 verschied, nahm Herzog Albrecht an dem Leichenbegängnis in Mühlhausen theil. Er sah den jüngsten Sohn seines verstorbenen Freundes, der damals elf Jahre alt war, bitterlich am Sarge des Vaters weinen und tröstete ihn mit den Worten: „Weine nicht, mein Georgi, ich will dein Vater sein.“ Dieser früh verwaiste Georg von Kunheim, zum Unterschiede von seinem Vater „der Jüngere“ genannt, wurde der Gatte der jüngsten Tochter des großen Luther. Geboren wurde Georg v. K. in dem preußischen Städtchen Wehlau im Juli 1532. Im Alter von fünf Jahren verlor er seine Mutter und sechs Jahre später seinen vortrefflichen Vater.

Herzog Albrecht vertrat nun die Vaterstelle auf das sorgsamste. Er nahm den Knaben sogleich nach Königsberg und übergab ihn dem Rector der Kneiphöfischen Stadtschule. Wohlvorbereitet in den Fundamenten des Wissens bezog Georg die von dem Herzoge 1544 gestiftete Universität zu Königsberg, wo er sich vorzüglich dem Studium der Theologie widmete. Bereits i. J. 1550 sandte jedoch der Herzog seinen Pflegling auf die Universität Wittenberg mit einem Empfehlungsschreiben an Philipp Melanchthon. Dieser übergab ihn dem Paulus Eberus, bei welchem er einige Jahre Wohnung und Tisch hatte. Mit großem Eifer widmete sich nun Georg v. K. dem juristischen Studium, hörte jedoch auch theologische Vorlesungen bei Bugenhagen, Muskulus, Forster und vor Allem bei Melanchthon. Letzterer war der „ephorus“ seiner Studien. Er korrigirte die Aufsätze und Reden des fleißigen Studenten und examinirte ihn in jedem Monat einmal.

Im Hause Melanchthons hat Georg seine spätere Gattin kennen gelernt, sie besuchte ihren Vormund häufig. Als im Jahre 1552 die „geschwinde“ Pest in Wittenberg wüthete, setzte Georg v. K. seine Studien zu Frankfurt a. d. O. fort

und begab sich später, als die Gefahr vorüber war, wieder in die Lutherstadt zurück. Hier faßte er i. J. 1554 eine innige Zuneigung zu Margarete, der jüngsten Tochter Martin Luthers. Er versprach ihr die Ehe und theilte seinen Entschluß, sie zu heirathen, seinen Vormündern in Preußen mit.

Man war hier aber keineswegs gewillt, die Wahl des jungen Mannes zu billigen. Dem Ahnenstolz der Familie, die zu den ältesten des Herzogthums gehörte, sagte diese Verbindung nicht zu. Auch mochte man das Verlöbnis als eine That jugendlicher Uebereilung ansehen, denn Georg war damals erst 22 Jahre alt. Deshalb wandten sich die Vormünder Christoph und Johann von Kreutz an den Herzog Albrecht mit der Bitte, Georg v. K. aufzufordern, von seinem Plane abzustehen und ihn heimzurufen. Auch möchte er Melanchthon veranlassen, daß er das Eheverlöbnis mit Rücksicht auf die Unmündigkeit des Jünglings aufhebe.

So hohe Achtung und Liebe Albrecht nun auch für Luther hatte, dem er die politische und religiöse Reformation seines Landes verdankte, so gab er doch dem den Anschauungen seiner Zeit durchaus entsprechenden Ansinnen nach.

Er schrieb an Melanchthon, er möchte Kunheim bewegen, von seinem unbedachtsamen Vorhaben abzustehen, seinen Vormündern zu gehorchen und ungesäumt nach Preußen zurückzukehren.

Aber Melanchthon trat bei dem Herzog für das bedrohte Liebesglück des jungen ihm nahe stehenden Paares in einem rührenden Schreiben vom 18. Dezember 1554 ein. Es lautet in deutscher Uebersetzung:

„Erlauchtester und gnädigster Fürst!

Ich zweifle nicht daran, daß Eure Hoheit von väterlicher Gesinnung gegen beide Familien beseelt ist, gegen die Kunheims und gegen die Nachkommen des ehrwürdigen Doctor Luther, zumal gegen seine tugendsame Tochter, welche einen edlen Charakter hat. Daher bitte ich ehrerbietigst, daß E. H.

in väterlicher Gesinnung sowohl für das Wohl Kunheims als auch für dasjenige der jungfräulichen Tochter Luthers sorgen möge.

E. H. möge der frommen Dienste desselben und seiner Gesinnung gegen E. H., welche, wie ich der Wahrheit gemäß versichere, eine sehr liebevolle war, gedenken. Das möge E. H. nicht zulassen, daß Luthers Tochter in Verachtung komme, nachdem Kunheim ihr das Versprechen der Ehe gegeben hat und dieses bekannt geworden ist. Beide Verlobte klagen, daß sie sich nicht trennen können, ohne ihr Gewissen zu verletzen. Daher wagte ich nicht, eine Lösung des Verhältnisses zu versuchen.

Da Beide in einem für die Ehe reifen Alter sind und Gefahren für das Gewissen zu befürchten waren, wollte ich über die Anordnung der Vormünder nicht reden. In Ehrerbietung bitte ich E. H., daß sie in dieser Angelegenheit gemäß ihrer hervorragenden Weisheit dem strengen Rechte die einem weisen Fürsten wohlanstehende Gütigkeit und Pietät vorziehen möge.

Den Vater Luther möge E. H. vor Augen haben und seine Tochter nicht verlassen!

Während ich dieses schreibe, stürzen mir die Thränen aus den Augen, da ich viel an Luther selbst und an das Elend des Staates denken muß, welches seinem Tode folgte, und mir kommt jener Vers in den Sinn

‚Hoc vivo stetit, hoc cecidit Germania lapso.‘

Die Thränen hindern mich, weiter zu schreiben.“

Durch diesen Brief und ein Schreiben vom 10. April 1555 überwand Melanchthon, der bei dem Herzog in höchstem Ansehen stand, den Widerstand desselben. Am 5. August 1555 fand in Wittenberg „in Gegenwart vieler Grafen und Herren“ sowie aller Professoren und unter freudiger Antheilnahme der Bürger die Vermählung Georgs von Kunheim mit Margarete Luther statt. Nach derselben blieb das junge Paar

noch zwei Jahre in Wittenberg, wo ihm ein Töchterchen geboren wurde, welches zum großen Kummer der Eltern bald verstarb.

Sobald nun Georg v. K. i. J. 1557 mit seiner „herzlich geliebten“ Margarete auf seine Güter nach Preußen kam, wurde er von dem Herzog Albrecht zum Landrath, Landrichter und Kastenherrn erhoben. Später wurde er noch zum Amtshauptmann über Bartenstein ernannt. In seinem Ehestande mit Margarete Luther wurden ihm neun Kinder geboren. Sechs von ihnen starben in früher Jugend und sind in der Kirche zu Mühlhausen im Kreise Pr. Eylau, welcher das Lehnsgut Knauten eingepfarrt ist, beigesetzt worden.

Wenn auch die Georg v. K. durch Erbschaft zugefallenen Lehnsgüter den Umfang von nahezu einer Quadratmeile hatten, so waren doch die Einkünfte aus denselben sehr gering. In Folge der erbitterten Kämpfe der Polen mit dem deutschen Ritterorden war das Land zur Hälfte „ganz wüste, da kein Mensch drauf wohnet“. Während der Bauer vorher auf einer Hufe sein Auskommen gehabt hatte, „mußte er jetzt allermeist drei oder vier Hufen haben und kann sich nicht behelfen.“ So klagt der damalige Pfarrer des Kirchspiels, der sehr verdienstvolle Chronist Caspar Henneberger.

Dazu kam der andere Uebelstand, daß das Gesinde sehr widerspänstig war und noch tief im Aberglauben steckte. Groß war die Furcht der Bauern vor dem alten Preußengott Pikollos, „der im Stalle rumpelt und das Vieh behext“. Um seinen Zorn zu besänftigen, drehte das Gesinde auf der Viehweide nahe bei Knauten ein feuriges Rad durch Stricke auf einem Gestelle, „wobei viele sonderliche Worte“ hergesagt wurden. „Das ist unsere alte Gerechtigkeit,“ erklärten die Bauern dem Lehnsherrn, „aber wir sind Christen und halten uns zum Sakrament.“ Es war nicht zu verwundern, daß die Preußen noch 300 Jahre nach ihrer Besiegung durch den deutschen Ritterorden im Stillen an ihrer

alten Religion hingen und noch i. J. 1520 zu den Waidelotten, ihren heidnischen Priestern, in die Wälder gingen. Denn besiegt hatte der Orden sie wohl, aber zu ihrer Bekehrung hatte er nur Kirchen gebaut und darin durch katholische Priester lateinische Messen lesen lassen. Zu einer religiösen Erneuerung des Volkes der Eingeborenen hatte er keinen Finger gerührt. Dieselbe herbeizuführen blieb die gewaltige Aufgabe der Reformation, welche vom Jahre 1525 an einen Siegeslauf ohne Gleichen durch das Herzogthum vollendete. Einer der wackersten Streiter für das Evangelium wurde der Schwiegersohn des großen Reformators. Während er seinen anspruchsvollen Amtspflichten mit dem größten Fleiße nachkam, fand er doch Zeit, „puritatem religionis auszubreiten und zu defendiren". Denn er war von der Wahrheit der evangelischen Lehre, wie sie sein Schwiegervater verkündigt hatte, tief durchdrungen. Die hl. Schrift in Luthers Uebersetzung und die confessio Augustana hielt er für „seinen höchsten Schatz und einigen Trost".

Daß er keinen Tag hingehen ließ, „ohne über etliche Kapitel der hl. Schrift mit Fleiß nachgedacht zu haben", hielt er für sein bestes Lob. Wie gründlich er dieselbe studirte, beweisen die mir vorliegenden Notizen von seiner Hand, welche er an den Rand seines illustrirten Neuen Testamentes schrieb, sowie diejenigen in den Werken Luthers, welche er der hiesigen Kirche, als deren treubesorgter Patron, schenkte.

Auch war er bestrebt, die deutsche Bibel unter seinen Standesgenossen und unter dem Volke zu verbreiten. Freilich mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm einer der Ersteren durch den Diener antworten ließ: „Ich habe besser gelernt, die Bauern mit dem Knebelspieß aus dem Bette zu heben, als Blätter in der Bibel umzuwerfen."

Worauf er die Antwort gab: „Man wird erfahren, welches Lob am besten sei."

Aber auch er mußte oft bitter über das freche Gesinde

klagen. „Dieſes Land iſt mit Vergießung viel Bluts befreit worden. Jetzt aber läßt man ſich durch das böſe und muthwillige Geſinde wieder in große Servitut bringen.“

Dem Rathe ſeines Pfarrers, einen guten Wagen, voll des unbotmäßigen Geſindes, nach Litauen zu ſchicken, wo es ſchon zur Vernunft kommen würde, konnte er nicht folgen, ſondern war darauf bedacht, ſeinen Dienſtleuten jeden Grund zur Klage zu nehmen. So ſorgte er für geſunde Arbeiterwohnungen und gönnte ſeinem Geſinde ein gutes Auskommen. Er machte auch „ſeine Geſetze, wie ſie alle ihr Thun ſollten beſtellen, daß keiner dem andern ſchädlich werde“.

„Wenn aber dem Eſel zu wohl geweſen iſt und auf dem Eiſe hat tanzen wollen“, legte er auch, indeſſen mit Milde, Strafen auf, um das Geſinde „in officio et subiectione“ zu erhalten.

Während er und ſeine Gattin ſehr genügſam lebten, hatten ſie für die Hilfsbedürftigen, deren es in der Gemeinde eine ſehr große Zahl gab, offene Hände.

Das Gutshaus in Knauten galt den Nachbarn „als ein gemeines refugium in ſchweren Fällen“. Armer „Verbannter“ nahm ſich Georg v. K. gerne an. So hat er einen alten Schulmeiſter, der wegen Krankheit aus ſeinem Amt entlaſſen war, „mit freier Wohnung und aller Nothdurft zwanzig Jahre hindurch wohlverſorgt“.

Damit für die Kranken ſogleich Arzeneien zur Hand wären, richtete das Ehepaar in Knauten „eine feine Hausapotheka ein und brannte in jedem Jahre allerlei Waſſer zu Medizinen“.

Auch der Armen außerhalb des Kirchſpiels vergaß es nicht. So wurden die Kranken im Hoſpital zu St. Georg in Königsberg einmal im Jahre „nicht mit geringer Koſtung geſpeiſt“.

Völlerei, wie ſie auch unter ſeinen Standesgenoſſen, namentlich im Trinken üblich war, war Georg v. K. verhaßt.

Als er noch im kräftigſten Mannesalter ſtand, ließ er ſich von ſeinem Freunde, dem Leibarzte des Herzogs, eine Diät-

regel für Speise und Trank aufstellen, welche er genau „doch ohne allen Aberglauben“ beobachtete. Mit seiner Margarete lebte er in einer sehr glücklichen Ehe. Eine innige evangelische Frömmigkeit war das feste Band ihres Glückes. Zur Winterszeit hielt der Geistliche auf den Wunsch der Eheleute im Knautener Gutshause jede Woche eine Andacht. Nach der Predigt wurde dann „ein colloquium über die Materie, so tractiret, gehalten“.

Als Georg v. K. i. J. 1570 nach fünfzehnjähriger Ehe seine Gattin durch den Tod verlor, die ein Alter von nur 36 Jahren erreicht hatte, war er tief betrübt. Von ihren drei zurückbleibenden Kindern sind zwei Töchter, Margarete und Anne, Stammmütter einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden, die sich bis in die Gegenwart fortgepflanzt hat. Ihr einziger Sohn Volmar starb unvermählt vor d. J. 1627. Es wurde ihm, der „ein Erbe der väterlichen Frömmigkeit und Charaktereinheit war“, als eine hohe Ehre angerechnet, daß er „magni illius Lutheri nepos“ war.

Noch im Jahre 1611 erzählten sich die alten Unterthanen, „was für Liebe sich die Eheleute in den fünfzehn Jahren, die sie zusammengelebet, bewiesen.“ Wohl im Hinblick auf seine der mütterlichen Pflege bedürftigen Kinder vermählte sich Georg v. K. i. J. 1573 mit Dorothea von Ölßnitz. Sie gebar ihm vier Söhne und vier Töchter, von denen jedoch nur zwei Söhne und zwei Töchter ein höheres Alter erreichten. Nachdem er in dieser seiner zweiten Ehe dreißig Jahre lang sehr glücklich gelebt hatte, wurde durch er den i. J. 1602 erfolgten Tod seiner zweiten Gattin aufs Neue in tiefe Trauer versetzt. Er wählte in seiner Einsamkeit fast nur Geistliche zu seinem Umgange und führte mit Vorliebe theologische Gespräche, in denen er seinen streng lutherischen Standpunkt bekannte. Gern sprach er über das Geheimnis des heiligen Abendmahls und über die beiden Naturen in Christo und bekannte, „daß er der verfälschten Lehre Osianders allzeit von Herzen feind gewesen.“

Nach hohen Ehrenstellen stand nicht sein Sinn.

Oftmals hatte er, wie er seinem Seelsorger erzählte, Gelegenheit, von dem Herzog Albrecht, der ihm väterlich zugethan war, Gut und Geld oder vornehme Aemter zu erhalten, wenn er sie begehrt hätte. „Aber ich habe mich an Christi Regel gehalten: ‚Wem viel vertrauet, von dem wird viel gefordert werden.‘“

Als er im Jahre 1603 durch einen Schlaganfall auf der rechten Seite gelähmt wurde, consultirte er mehrere Aerzte, wobei er zu sagen pflegte: „Gott ist die Länge unserer Tage. Er, der Alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht, wird's wohl wissen, wann mein Stündlein vorhanden.“

Weil er in seinem hülflosen Zustande nicht den Weg durch die Kirche zu seinem Chorstuhle zurücklegen konnte, so ließ er sich mit großen Kosten einen besonderen Eingang durch die Mauer brechen und besuchte im Sommer regelmäßig den Gottesdienst. „Da er sich alle Augenblicke die Stunde seines Todes vorstellte,“ nahm er jährlich acht- bis zehnmal in seinem Alter das heilige Abendmahl. Er gedachte dabei häufig eines vornehmen Doctors, der zur Zeit Luthers in Wittenberg lebte und auf dem Krankenbette die Mahnung Luthers, zu communiciren, mit den Worten zurückwies: „Ei, Herr Doctor, ich hoffe nicht, daß unser Herr Gott so schweitzerisch (so schnell) mit mir handeln werde.“ Am nächsten Morgen wurde er todt im Bette gefunden. Dieser Erzählung pflegte Georg v. K. hinzuzufügen: „Melius est praevenire quam praeveniri.“ Auf dem Krankenlager war sein liebstes Gebetbuch ein Psalter aus dem Besitze Luthers, in den der Reformator viele Anmerkungen mit eigener Hand hineingeschrieben hatte. Von seinem Schwiegervater besaß er außerdem als theure Andenken das Original des Geleitsbriefes, welchen Karl V. dem Reformator für den Reichstag in Worms ausgestellt und unterschrieben hatte, sowie fünf Briefe des Reformators an seine Hausfrau.

Diese höchst werthvollen Urkunden befinden sich heute in der Wallenrodt'schen Bibliothek zu Königsberg.

Wie Georg v. K. dem Glauben seines großen Schwiegervaters getreu blieb bis zum Tode, zeigt uns sein von ihm in den letzten Lebensjahren abgefaßtes Testament.

Es enthält diese Worte:

„Ich befehle meine arme Seele in die Hende meines einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi, der mich armen verlornen und verdampten Menschen aus lauter Gnade ohn' all' mein Verdienst von Sünde, Todt, Teuffel und Helle durch sein heiliges bitter Leiden und Blutvergiessen am stamm des heiligen Kreutzes erlöset und mir und allen, so solches von Hertzen glauben, vergebung der Sünden, den heiligen Geist ewige Gerechtigkeit und Seligkeit durch seine siegreiche Aufferstehung und Himmelfahrt erworben hat . . . ."

„Meine Kinder will ich hiemit noch einstens gantz treulich ermahnt haben, daß sie bei der bekanten und erkanten Lehre göttliches worts, wie solche in diesem Fürstenthumb Preußen bißher durch Gottes gnad rein und lauter nun über etlich und siebzig Jahr gelehret, geprediget und durch göttlichen beystand erhalten ist worden, so lieb ihnen ihrer Seelen Seligkeit ist, bleiben und sich durch nichts davon abwenden lassen, sintemal in derselben der umwandelbahre Wille Gottes begriffen, der allein zu unserer Seelen Heil und Seligkeit und zun ewigen Leben uns weisen thut und wollen eingedenk seyn 1. des Spruches Christi Matth. 10, 32—33 „Wer mich bekennen wird u. s. w." und 2. was Paulus sagt zum Gal. 1 v. 8 „Wenn auch ein Engel vom Himmel u. s. w." —

Seit dem Jahre 1608 sehnte Georg v. K. den Tod als eine Erlösung herbei. Damals erhielt er völlig unerwartet die Trauerbotschaft, daß sein hoffnungsvoller Sohn Daniel, der als Fähnrich in den Niederlanden Kriegsdienste that, gestorben sei. Ihn hatte er zu seinem Nachfolger im Besitze der Lehnsherrschaft ausersehen. — Am 17. October 1611 fühlte er seine Todesstunde nahe und bat den Pfarrer Vogler, ihm „das himmlische viaticum" zu reichen. Er sprach eine

von ihm aufgeschriebene Beichte und antwortete dem Geistlichen in tiefer Andacht auf dessen vier Beichtfragen. Am folgenden Tage empfing er das heilige Abendmahl und „citirte viel schöne Sprüche, daß sich die Umbstehenden drüber verwundert.“ Am 18. October entschlief er „ohn einigen Widerwillen“, umgeben von seinen drei Söhnen. Erst am 11. Dezember 1611 wurde sein Leichnam in dem Grabgewölbe vor dem Altar der Kirche in Mühlhausen zwischen „seinen beiden lieben Weibern“, wie er es im Testamente angeordnet hatte, beigesetzt.

Sein Tod wurde, wie die zahlreichen Epitaphien beweisen, im ganzen Herzogthum betrauert. — Das „Symbol“ Georg von Kunheims war: „Gottes Gnade meine Gerechtigkeit.“ Sein Wahlspruch lautete: „Virtus nobilitat hominem.“ In diesen beiden Losungen ist sein Charakter enthalten. — Der einzige Schwiegersohn Martin Luthers war ein Christ und ein Mann nach dem Herzen des Reformators.

Jakob Böhme.

Von Leopold Witte.

Den Namen des Görlitzer Schuhmachermeisters kennen wohl die Meisten, welche eine deutsche höhere Schule besucht haben. Sie erinnern sich wohl auch, daß Jakob Böhme ein tiefer Denker und ein für die Geschichte der deutschen Geistesentwickelung bedeutsamer Mann gewesen ist. Aber wer hat je eine seiner Schriften gelesen? Wer vermöchte, etwas Klares und Zusammenhängendes über die Gedanken des wunderlichen Philosophen aus dem Volke zu sagen? Daß „Hans Sachs ein Schuh—macher und ein Poet dazu" gewesen ist, hat der schöne Erinnerungsvers in Jedermanns Gedächtnis erhalten. Die Zugehörigkeit Böhme's zu derselben, anscheinend der geistigen Produktion besonders günstigen Handwerkerinnung gehört zum eisernen Kapital allgemeiner Bildung. Aber wer wüßte es ganz zu würdigen, wenn der Kulturhistoriker Riehl in München den schlichten Görlitzer Handwerker geradezu mit den allergrößten unseres Geschlechtes zusammenstellt, da er in der „Bürgerlichen Gesellschaft" einmal schreibt: „Nur Völker, bei denen das Bürgerthum sich so ständisch ausgeprägt erhielt, wie bei den Deutschen und Engländern, haben in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur modernen Zeit drei so wunderbare Genies als wildwüchsige Natursöhne dieses Bürgerthums besitzen können, wie das Kleeblatt: Luther, Shakespeare und Jakob Böhme"?

Unter diesen Umständen scheint es eine ganz besonders dankbare Aufgabe zu sein, den Vielgenannten und doch so Unbekannten dem Verständnisse unserer Zeit näher zu bringen. Er muß es doch verdienen, daß die Nachwelt sich um ihn kümmere. Gegenwärtig geht die Löbliche Schuhmacherinnung in Görlitz damit um, ihrem ehrwürdigen Handwerksgenossen, dessen Grab nur ein einfacher Stein schmückt, ein entsprechenderes Denkmal zu errichten. Sie hat sich an alle Schuhmacher Deutschlands mit einem Aufruf gewendet, der in weiten Kreisen der Innung Verständnis gefunden und bereits eine erkleckliche Summe eingebracht hat. „Es sei," so heißt es da, „eine Pflicht des gesammten Schuhmachergewerkes unseres Vaterlandes", um deren Erfüllung es sich handle. Sollte es da nicht auch die Pflicht des Leserkreises der Neuen Christoterpe sein, diesem hochberühmten und eigenthümlichen Sohne unserer deutschen Erde tiefer in's Herz zu blicken und eine Antwort auf die Frage zu finden: Worin besteht der Zauber seiner Persönlichkeit?

Sehr bald nach Jakob Böhme's Abscheiden wurde er im Auslande als treuester Vertreter deutschen Denkens und Sinnens gepriesen und mit dem Ehrennamen philosophus teutonicus bezeichnet. In der eigenen Heimat aber erfuhr er von den Zeitgenossen bittere Verfolgung und feindseligen Haß; auch in der späteren Zeit konnte er nur auf kleinere Kreise der Stillen im Lande und auf einige tiefere Denker der deutschen Philosophenschulen einen bleibenden Einfluß gewinnen. Seine Schriften sind in Holland während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts dreimal in bändereichen Ausgaben veröffentlicht worden, während Deutschland erst im Jahre 1831 sich daran machte, durch eine Gesammtausgabe seiner Werke, die bisher auch die einzige geblieben ist, seinen Volksphilosophen zu ehren. In England und Frankreich verkündeten noch immer begeisterte Freunde Böhme's Lob, als in seinem Heimatslande die Kunde von ihm schon beinahe erloschen war und

zuletzt ein seichter „Aufklärer", Adelung, es wagen konnte, dem Manne in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" einen Platz anzuweisen! Erst die großen Philosophen zu Anfang unseres Jahrhunderts, Hegel, Schelling, Baader u. A., haben Böhme's unvergleichliche Bedeutung wieder zu würdigen gewußt und sind seinen Geistesspuren in ihren eigenen Systemen zum Theil weit gefolgt. Hegel nennt ihn geradezu den ersten deutschen Philosophen, und ein geistvoller Göttinger Philosoph, Peip, hat ein Buch mit dem Titel geschrieben: „Jakob Böhme, der deutsche Philosoph, der Vorläufer christlicher Wissenschaft" (1860).

Es darf indessen nicht verschwiegen werden, was einer weiteren Verbreitung der wichtigsten und eigenartigsten Werke Böhme's auch noch heutigen Tages im Wege steht. Das ist die über alle Begriffe seltsame, krause, ja geradezu barbarische Form seines Gedankenausdrucks. Der einfache Handwerker, dem die tiefsten Spekulationen durch den Kopf gingen, hatte keinerlei deutsche Sprachformen zur Verfügung, um die in seinem Geiste wogende Welt von Ideen zu fassen. Die Sprache der Denker war die lateinische, und nur einzelne Brocken derselben wußte Böhme sich nach und nach anzueignen. Wohl hatten auch schon hie und da im Volke stehende Mystiker für ihre philosophischen Gedankengänge sich der deutschen Sprache bedient. Aber wie weit Böhme mit ihren Werken bekannt geworden sein mag, entzieht sich unserem Urtheil. Nur die Schriften des phantastischen schweizerischen Arztes und Naturforschers Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, muß Böhme gelesen haben; denn ihnen entlehnt er zum Theil seine paradoxen Bezeichnungen. Auch Valentin Weigel, den in tiefster Verborgenheit auf der sächsischen Pfarre Zschopau seine Naturphilosophie betreibenden lutherischen Pfarrer, dessen Schriften erst nach seinem Tode bekannt und durch gleichgesinnte Seelen verbreitet wurden, hat Böhme aller Wahrscheinlichkeit nach gelesen; wie er denn öfters sich rühmt,

„vieler hoher Meister Schriften“ kennen gelernt zu haben. Aber in der Hauptsache ist Böhme durchaus ursprünglich und originell und in dieser Originalität sowohl anziehend wie abstoßend, — das letztere oft in einem so hohen Grade, daß man vor lauter Ungeduld über die völlige Abstrusität des Ausdrucks manchmal jeden Versuch des Verständnisses aufgeben möchte. „Wie Prospero bei Shakespeare Ariel droht,“ sagt Hegel, „eine wurzelknorrige Eiche zu spalten und ihn tausend Jahre darin einzuklemmen, so ist Böhme's großer Geist in harte, knorrige Eiche des Sinnlichen, — in knorrige, harte Verwachsung der Vorstellung eingesperrt. Er kann nicht zur freien Darstellung der Idee kommen.“ Er redet durchweg in der Form der Anschauung, des Bildes. Rein physikalische Begriffe und Eigenschaften werden auf die geistigsten Verhältnisse und Bestimmungen angewendet. Herbe, süß, bitter, grimmig, Tinktur, Blitz, Essenz und Ähnliches soll bestimmte Qualitäten in der Gottheit bedeuten! Wir hören von Sal, Merkurius und Sulphur in Gott, also von Salz, Queckfilber und Schwefel; von Wasser und Feuer, von göttlichem Salpeter oder „Salitter“, — und damit sollen Eigenschaften Gottes gemeint sein, die er in geistiger Urform mit den entsprechenden kreatürlichen Stoffen theile. Das Schlimmste aber ist, daß sich der immer aus der ursprünglichen Fülle seiner Spekulation neu schöpfende Volksphilosoph in dem Gebrauche dieser Stoffbilder durchaus nicht konsequent bleibt, sondern dieselben Anschaunngsformen für ganz verschiedene Begriffe zur Anwendung bringt. Der Leser bleibt daher fortwährend in einer gewissen Unsicherheit, ob er auch den Gedanken seines Autors richtig gefaßt hat. Es gehört eine Art von Divinationsvermögen dazu, Böhme recht zu verstehen. „Im Hintergrunde aber,“ ich rede wieder mit Hegel, „ist der spekulativste Gedanke, der nur nicht zu seiner ihm angemessenen Darstellung kommt.“ „Er versetzt uns“ — wir eignen uns ein schönes Wort Heinrich Ritters in seiner Geschichte der

Philosophie an — „er versetzt uns in die Zeit zurück, wo die Philosophie sich erst aus der Poesie herausarbeiten sollte. Er ist eine verspätete Frucht in der Reife der Zeiten, in welcher er auftrat; nur daraus zu erklären, daß er aus den tieferen Schichten der Gesellschaft hervorging, welchen nur in spärlicher Weise die wissenschaftliche Bildung zufließt; nur deßwegen unsrer Betrachtung werth, weil er den gesunden Trieb verräth, welcher aus diesen Schriften herauf uns noch immer weiter frisches Leben zuführen soll. Dieser Stellung gemäß hat der philosophische Gedanke, welcher bei ihm durchbrechen will, auch nur wenig in seiner Zeit gewirkt; aber zu einer künftigen Entwickelung zu wiederholten Malen angeregt, welche doch in einer ganz anderen Weise, als er ahnen konnte, sich Bahn brechen sollte."

Möchte es mir nun gelingen, wenigstens eine entfernte Vorstellung von der Gedankenwelt zu geben, die in Böhme nach Ausdruck ringt. Eine Darstellung seines Lebensganges schicke ich voraus; sie ist für das Verständnis seines Schaffens unerläßlich.

Im November 1575 ist Jakob Böhme in einem Dörfchen Alt-Seidenberg bei der Stadt Seidenberg in der Oberlausitz, nicht weit von Görlitz, geboren. Sein Vater war ein rechtschaffener Bauer, der sich aber einer Ueberlieferung zufolge auch schon mit allerhand mystischen Fragen und Forschungen beschäftigte. Der Familien-Name weist auf das benachbarte Böhmen hin; vielleicht hing die Familie mit den böhmisch-mährischen Ländern zusammen, die bekanntlich in religiösen Dingen ihre eignen Wege verfolgten. In dem Städtchen Seidenberg erhielt der Knabe einen für jene Zeit verhältnismäßig guten Schul-Unterricht. Doch zeigte er früh einen Hang zur Beschaulichkeit und Selbstvertiefung. Auch allerhand visionäre Erscheinungen traten bei ihm schon in zarter Jugend auf. Seinem späteren Freunde und Biographen, dem Edelmanne Abraham v. Frankenberg, dessen Berichte

wir überhaupt das meiste aus den Erlebnissen Böhme's verdanken, erzählte er, daß er einmal auf der weithin ragenden Landskrone, einem Berge bei Görlitz, beim Viehhüten einen von vier rothen Steinen gebildeten Eingang zu einer Höhle entdeckt habe. Als er sich durch das Gebüsch hindurchgearbeitet hatte, fand er in der Tiefe der Höhle ein großes Gefäß, das ganz mit Goldmünzen gefüllt war. Voller Schrecken lief er davon; als er aber später mit anderen Hirtenknaben an dieselbe Stelle wiederholt zurückkehrte, war von Höhle und Gold nichts mehr zu finden.

Der kleine Träumer erwies sich zur Landarbeit auf dem väterlichen Bauerngute bald als ungeeignet. So gab ihn der Vater 1589 bei einem Schuhmacher erst zu Seidenberg, dann zu Görlitz in die Lehre. Auch hier beschäftigten ihn die übersinnlichen Dinge unablässig; zu Gott betete er treulich und ernsthaft und erfuhr schon damals wunderbare innere Erleuchtungen, die ihn in ein „göttlich Freudenreich" versetzten. Ein seltsames Erlebnis wies ihn auf's Neue zum Nachdenken über sich selbst. Er hatte einst in Abwesenheit des Meisters und der Meisterin den Laden zu bedienen. Da trat ein fremder Herr herein, der ein Paar Schuhe kaufen wollte. Böhme wagte sich erst an das Geschäft nicht heran; als der Mann aber darauf bestand, forderte er, um ihn abzuschrecken, einen unverhältnismäßig hohen Preis. Allein ohne Weiteres bezahlte der Kunde die genannte Summe und verließ den Laden. Als er aber einige Schritte gegangen war, kehrte er plötzlich um und rief mit lauter Stimme: „Jakob, komm heraus!" Heftig erschrocken, daß der Fremde seinen Namen kannte, trat der Jüngling auf die Straße. Da faßte ihn der unbekannte Mann bei der Hand, sah ihn mit lichtfunkelnden Augen strack und stark an und sprach: „Jakob, du bist klein, aber du wirst groß und ein gar anderer Mensch und Mann werden, daß sich die Welt über dir verwundern wird. Darum so sei fromm, fürchte Gott und ehre sein Wort;

insonderheit lies gern in Heiliger Schrift, darinnen du Trost und Unterweisung hast, denn du wirst viel Noth mit Armuth und Verfolgung leiden müssen. Aber sei getrost und bleib beständig, denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig." Darauf drückte ihm der Mann noch einmal die Hand, sah ihn wiederum stark an und ging also seines Weges.

Wir können uns denken, wie Böhme dies Erlebnis, bei dem wir dahingestellt sein lassen wollen, wieviel davon geschichtliche Wirklichkeit gewesen ist, innerlich ergriff. Er wurde noch in sich gekehrter, las viel in der Bibel und legte wohl auch, wenn die Gesellen leichtfertig scherzten und spotteten, ein kindlich einfältiges Bekenntnis ab. Aber das wurde den Kameraden und auch seinem Meister lästig. Er wies dem unbequemen „Hauspropheten" zuletzt die Thüre, und Jakob machte sich auf die Wanderschaft. Was ihn in dieser Zeit der starren Orthodoxie überall, wohin er kam, am meisten befremdete und schmerzte, das waren die vielen theologischen Streitigkeiten und einander verketzernden Parteien, welche das Leben der Kirche Deutschlands damals vergifteten nnd zerrissen; die Kirche kam ihm wie ein Babel vor. Seine Zweifel suchte er an der Quelle selbst zu überwinden und vertiefte sich unter brünstigem Gebet in die heilige Schrift. Das Wort des Heilands Lukas 11: „Sollte der himmlische Vater nicht den heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten?" machte ihm immer wieder Muth, und unablässig betete er seitdem um den heiligen Geist. Ueberschwängliche Freuden wurden ihm dann wohl in seinem Herzen zu Theil. Einmal ward er mitten in der Arbeit in einen Zustand seliger Ruhe, in einen Sabbath der Seele versetzt, der sieben Tage anhielt. Er bezeugt selbst von dieser wunderbaren Erfahrung: „Welch ein Triumphiren damals in meinem Geiste war, kann ich nicht sagen noch beschreiben. Ich kann es nur vergleichen mit der Auferstehung der Todten."

1594 kehrte Böhme nach Görlitz zurück. 1599 ward er

daſelbſt Meiſter und Bürger und heirathete am 10. Mai desſelben Jahres Katharina Kuntzſchmann, die Tochter eines Fleiſchermeiſters, mit welcher er dreißig Jahre in glücklicher Ehe lebte; er ſoll von ihr vier Söhne und zwei Töchter geſchenkt erhalten haben, doch läßt ſich bei der Beſchaffenheit der Görlitzer Kirchenbücher, die im dreißigjährigen Kriege zum Theil vernichtet ſind, nichts Sicheres darüber feſtſtellen. Indeß muß Böhme in einem gewiſſen Wohlſtande gelebt haben, da er bereits 1610 im Stande war, ſich ein eignes Haus zu kaufen, deſſen Kaufſumme er bis zum Jahre 1618 abgezahlt hatte. Fünf Jahre vorher hatte er ſchon ſeine Schuhbank veräußert und einen Hauſirhandel mit wollenen Handſchuhen u. dergl. angefangen, der ihm erlaubte, auf ſeinen Wanderreiſen durch Schleſien und Böhmen den ſeelſorgerlichen Verkehr mit den Stillen im Lande nach Herzenswunſch zu pflegen.

Im Jahre 1600 hatte der junge Meiſter wieder ein merkwürdiges Erlebnis. Mitten in der Arbeit fiel ſein Auge auf ein blank geſcheuertes zinnernes Gefäß im Zimmer, welches das Sonnenlicht in einem ſo wunderbaren Glanze wiederſpiegelte, daß er in eine innere Verzückung gerieth und es ihm war, als könne er in die Principien und tiefſten Gründe der Dinge hineinſchauen. Er glaubte, es ſei nur eine Phantaſie; und um ſich dieſe aus dem Sinne zu ſchlagen, ging er vor's Thor in's Grüne. Aber hier ward er inne, daß er den Dingen, ſelbſt Gras und Kräutern, in's Herz ſchauete, und daß die Natur mit dem übereinſtimmte, was er in ſeinem Innern geſehen hatte. Er redete davon zu Niemand, lobte und dankte aber Gott in der Stille.

Was zu dieſer Zeit in ihm vorging, hat er ſelbſt in ſeinem erſten und merkwürdigſten Buche, Aurora, von dem noch die Rede ſein wird, eingehend geſchildert. Im 19. Kapitel mit der Ueberſchrift: „Von dem erſchaffenen Himmel und der Geſtalt der Erden und des Waſſers, ſowohl von dem Lichte

und Finsternis“ heißt es: „Zwar ich habe es selber für dieser meiner Erkenntnis und Offenbarung Gottes dafür gehalten, daß das allein der rechte Himmel sei, der sich mit einem runden Cirk ganz lichtblau hoch über den Sternen schleußt, in Meinung, Gott habe allein da innen sein sonderliches Wesen und regiere nur allein in Kraft seines heiligen Geistes in dieser Welt. Als mir aber dies gar manchen harten Stoß gegeben hat, ohne Zweifel von dem Geiste, der da Lust zu mir hat gehabt, bin ich endlich gar in eine harte Melancholei und Traurigkeit gerathen, als ich anschauete die große Tiefe dieser Welt, darzu die Sonne und Sternen, so wohl die Wolken, darzu Regen und Schnee, und betrachtete in meinem Geiste die ganze Schöpfung dieser Welt. Darinnen ich dann in allen Dingen Böses und Gutes fand, Liebe und Zorn, in den unvernünftigen Kreaturen, als in Holz, Steinen, Erden und Elementen so wohl als in Menschen und Thieren. Darzu betrachtete ich das kleine Fünklein des Menschen, was er doch gegen diesem großen Werke Himmels und Erden für Gott möchte geachtet sein. Weil ich aber befand, daß in allen Dingen Böses und Gutes war, in den Elementen sowohl als in den Kreaturen, und daß es in dieser Welt dem Gottlosen so wohl ginge als dem Frommen, auch die barbarischen Völker die besten Länder inne hätten, und daß ihnen das Glück noch wohl mehr beistünde als den Frommen, ward ich derowegen ganz melancholisch und hoch betrübet, und konnte mich keine Schrift trösten, welche mir doch fast wohl bekannt war: dabei dann gewiß der Teufel nicht wird gefeiert haben, welcher mir dann oft heidnische Gedanken einbläuete, derer ich allhie verschweigen will. Als ich aber in solcher Trübsal meinen Geist (denn ich wenig und nichts verstund, was er war) ernstlich in Gott erhub als einem großen Sturme, und mein ganz Herze und Gemüthe samt allen andren Gedanken und Willen sich alles dareinschloß, ohne Nachlassen mit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu ringen und nicht nach-

zulaſſen, er ſegnete mich denn, das iſt, er erleuchtete mich denn mit ſeinem heiligen Geiſte, damit ich ſeinen Willen möchte verſtehen und meiner Traurigkeit los werden, ſo brach der Geiſt durch. Als ich aber in meinem angeſetzten Eifer alſo hart wider Gott und aller Höllen Porten ſtürmete, als wären meiner Kräfte noch mehr vorhanden, in willens das Leben daran zu ſetzen, welches freilich nicht mein Vermögen wäre geweſen ohne des Geiſtes Gottes Beiſtand, alsbald nach etlichen harten Stürmen iſt mein Geiſt durch der Höllen Porten durchgedrungen bis in die innerſte Geburt der Gottheit und allda mit Lieb umfangen worden, wie ein Bräutigam ſeine liebe Braut umfähet. In dieſem Lichte hat mein Geiſt alsbald durch Alles geſehen und an allen Kreaturen Gott erkannt, wer der ſei, und wie der ſei, und was ſein Wille ſei; auch ſo iſt alsbald in dieſem Lichte mein Willen gewachſen mit großem Trieb, das Weſen Gottes zu beſchreiben."

Mit dieſen Gedanken hat ſich der grübelnde Mann zehn volle Jahre getragen, ehe er eine Zeile niederſchrieb aus der Welt von Anſchauungen und Ahnungen ſeines Geiſtes. Endlich ließ es ihm keine Ruhe mehr. Er mußte zu Papiere bringen, was er glaubte begriffen zu haben. Und ſo entſtand, zunächſt nur für ſeinen eignen Gebrauch, als Memorial oder Gedenkbuch die Erſtlingsarbeit Jakob Böhmes, die er „Aurora" oder „Morgenröthe im Aufgang" nannte, das iſt „die Wurzel oder Mutter der Philoſophie, Aſtrologie und Theologie aus rechtem Grunde, oder Beſchreibung der Natur, wie Alles geweſen und im Anfang worden iſt." Die Arbeit ging ihm ſo ſchnell von Statten, daß die Finger dem Fluge der Gedanken oft kaum folgen konnten. Zum nochmaligen Durchleſen und Beſſern des Geſchriebenen nahm ſich der Autor keine Zeit. Noch ehe das Werk aber vollendet war, ſollte es ihm ſchwere Trübſale eintragen. Ein Freund des Meiſters, Carl v. Endern, ſah das unfertige Manuſkript liegen, bat

sich's aus, verschlang seinen Inhalt mit Begeisterung und breitete es durch Abschriften im Kreise seiner Bekannten aus.

So kam auch ein Exemplar in die Hände des Oberpfarrers Gregorius Richter in Görlitz, eines harten, verknöcherten Buchstabenmenschen und orthodoxen Eiferers, den der Rath der Stadt schon einmal hatte ermahnen müssen, „seine Fürbitten zu mäßigen". In der Form öffentlicher Fürbitten für theologische Gegner trieb der Mann seine Polemik auf der Kanzel! Auch Jakob Böhme, den armen Laien, der gewagt hatte, in religiösen Dingen mitzusprechen und andere Lösungsversuche für die tiefsten Probleme des Menschengeistes zu unternehmen, als die lutherischen Bekenntnisschriften sie boten, traf der Bannstrahl seines pastoralen Zornes; unter den gemeinsten Schmähungen griff der Pastor den Schuhmacher im öffentlichen Gottesdienste an. Danach denunzirte er ihn dem Rathe, der bei der damaligen Stellung eines Primarius wohl oder übel die Hand bieten mußte. Böhme wurde verhaftet, verhört und, da man zu Strafen keine Veranlassung fand, bedroht, je wieder etwas zu schreiben.

Wie Feuer brannte das von Böhme gegebene Versprechen, zu schweigen, in seinen Gliedern. Der Pastor schwieg nicht; mit Wort und Feder griff er den Gegner schonungslos an. Eins seiner heftigen lateinischen Kampf-Distichen lautet:

Fleuch, nie kehre zurück, Gott strafe dich, elender Schuster;
Greif nach dem Pfriemen, doch nie nimm mehr die Feder zur Hand!

Es gelang dem Manne, Böhme den Aufenthalt in Görlitz gründlich zu verbittern, da das Stadtpublikum offenkundig gegen ihn Partei nahm. Doch um so bedeutsamer wuchs die Zahl seiner Freunde und Anhänger in weiteren Kreisen. Männer und Frauen vom Adel in Böhmen und Schlesien blickten in herzlicher Verehrung auf den schlichten Handwerksmeister und unterstützten ihn mit freundlichen Gaben. Aber auch Männer der Wissenschaft, Aerzte, Chemiker, suchten ihn auf und standen in brieflichem Verkehr mit ihm; der Direktor

des chemiſchen Laboratoriums zu Dresden, Dr. Walther, ein weitgereiſter Mann, nahm einmal drei Monate lang in dem Hauſe Böhme's Wohnung, um täglich mit dem tiefſinnigen Denker geiſtigen Austauſch zu pflegen. Aus dieſem Umgange mit Gelehrten ſchöpfte natürlich auch Böhme mancherlei Anregung und Klärung. Aber um ſo unerträglicher wurde ihm das dem Rathe gegebene Verſprechen, nichts mehr zu ſchreiben. Fünf Jahre hielt er Wort; dann wurde der innere Trieb zu mächtig; er fürchtete das Gericht Gottes, wenn er ſein Pfund vergrübe und ſein Licht unter den Scheffel ſtellte. So gab er ſich 1617 wieder an die Arbeit; und ſo mächtig fluthete der Strom ſeiner Schaffenskraft, daß er in den ſieben Jahren bis zu ſeinem Tode 1624 nicht weniger als 27 größere und kleinere Schriften verfaßt hat, von denen einige recht ſtattliche Bände ausmachen. Auch dieſe Werke waren urſprünglich nicht für den Druck beſtimmt, ſondern wurden durch Abſchriften verbreitet; nur „der Weg zu Chriſto", eine Sammlung ernſterer, praktiſch-erbaulicher Abhandlungen, iſt zu Lebzeiten Böhme's gedruckt worden. Dennoch griffen ſeine Feinde, vor Allem der Oberpfarrer, mit verdoppelter Wuth den angeblich Wortbrüchigen an. Es gelang auch Richters ſtürmiſcher Befehdung, einen Ausweiſungsbefehl gegen Böhme beim Rath durchzuſetzen. Böhme ging nach Dresden. Von Freunden empfangen, in weiten Kreiſen geehrt, ſogar dem Kurfürſten vorgeſtellt, erhielt der viel angefochtene Mann hier eine Genugthuung, wie er ſie nie erwartet hatte. Es ſcheint auch ein förmliches Colloquium zwiſchen ihm und einer Anzahl gelehrter Theologen ſtattgefunden zu haben, an welchem unter Anderen der edle Jenenſer Profeſſor Johann Gerhard theilnahm. Derſelbe bekannte: „Ich würde nicht um die ganze Welt dazu helfen, dieſen Mann zu verdammen." Gerechtfertigt kehrte Böhme endlich nach Görlitz zurück. Aber bald nach dem Tode ſeines ingrimmigen Gegners Richter, der noch den Schmerz erleben mußte, daß ſein eigner Sohn in das

Lager des Feindes überging, folgte auch Böhme ihm im Tode nach. Auf der Reise zu einem Herrn von Schweinitz in Schlesien holte sich der noch nicht Fünfzigjährige eine heftige Unterleibskrankheit. Die Aerzte gaben ihn auf. Böhme begehrte das heilige Abendmahl; aber erst nach Ablegung eines überaus langathmigen Glaubensbekenntnisses, das ihm schriftlich vorgelegt wurde, erhielt der Sterbende von dem Magister Dietrich die begehrte Erquickung. Am 17. November 1624 ging es zu Ende. Am frühen Morgen bat der Kranke die Thür zu öffnen, damit er die — im Geiste vernommene — himmlische Musik besser hören könne. Gegen zwei fragte er nach der Zeit; als man sie ihm sagte, sprach er: „Ich habe noch drei Stunden. O du starker Herr Zebaoth, rette mich nach deinem Willen; o du gekreuzigter Herr Jesus Christus, erbarme dich mein und nimm mich in dein Reich!" Endlich um sechs Uhr Morgens nahm er plötzlich Abschied von Weib und Kindern und rief aus: „Nun fahre ich in's Paradies!" Darauf wandte er sich um und schied mit fröhlichem Antlitz sanft und selig. — Noch nach dem Tode verfolgte ihn kurzsichtiger Haß. Der Rath mußte mit Gewalt ein ehrliches Begräbnis erzwingen. Der Primarius blieb weg; Magister Dietrich versicherte in der Leichenrede, er wolle lieber einem Andern zwanzig Meilen zu Gefallen gegangen sein, als solches zu verrichten. Das aufgereizte Volk zertrümmerte und beschmutzte ein Kreuz, welches schlesische Freunde auf dem Grabe errichtet hatten. Erst die dreihundertjährige Wiederkehr von Böhme's Geburtstage im Jahre 1875 hat die Neuschmückung seines Grabes durch die Oberlausitzer Gesellschaft veranlaßt; der auf einer Seite angeschliffene Grabstein aus Syenit trägt die einfache Inschrift des Namens, Todestags und Geburtsjahres von Böhme und die Bibelstelle Offb. 3, 5: „Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angelegt werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens, und ich will

seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln."

Wir aber wollen seinen Namen bekennen vor unsrem Volke und in den Herzen unsrer deutschen Brüder dem Manne ein Ehrengedächtnis errichten, der, aus dem Volke hervorgegangen, in alle Höhen und Tiefen christlicher Gottes- und Naturerkenntnis eingedrungen ist. Er verdient es, daß man, der ungefügen Form seines Schaffens zum Trotz, sich bis zum Mittelpunkte seines bewundernswürdigen geistigen Strebens hindurcharbeite.

Sollen wir demselben einen Namen geben, so können wir sagen: Böhme suchte die große Eins, auf welche Alles, was ist, im Himmel und auf Erden, zurückgeführt werden muß. Dieser Drang, die ganze Welt der Erscheinungen unter eine letzte, Alles keimartig in sich schließende Ursache zusammenzufassen, liegt tief in unsrer Natur; alle Denker verfolgen mehr oder weniger dasselbe Ziel. So kräftig und zähe ist ihm aber wohl Keiner nachgegangen, wie der schlichte Handwerker von Görlitz. Was man heutzutage „Monismus" nennt, das Bestreben, das gesammte Dasein aus einer Grundwurzel zu begreifen, schlägt dabei den entgegengesetzten Weg ein wie Jakob Böhme; die Monisten sehen den Stoff als das einheitliche Prinzip des Bestehenden an: Alles ist nur Materie; auch was wir Geist, Gedanke, Wille, Gefühl nennen, muß ausschließlich als Produkt des Stoffes angesehen werden und hat außerhalb desselben keine Existenz. Böhme verlegt im Gegentheil den Stoff in den Geist und läßt die ganze Welt in Gott ewig leben, weben und sein, wenn auch noch nicht in der Form der grob sinnlichen, erst durch einen Fall zu Stande gekommenen gegenwärtigen Existenzweise. In Gott, dem Dreieinigen, die Welt zu begreifen und aus der Welt überall Gottes Stimme herauszuhören, Sein Bild sich entgegenleuchten zu lassen, zu Ihm sich immer wieder zurechtzufinden durch die tausend und abertausend Wegweiser, die

auf Ihn zeigen, — das ist Böhme's Philosophie, sein A und O, sein Glauben und sein Leben. Einen Theosophen, einen Gottesforscher, hat man ihn genannt. Die Geheimnisse der Gottheit wollte er ergründen; vielleicht ist er ihnen näher getreten, als die meisten Denker unsres Geschlechtes. Daß wir auf diesem Gebiete der tiefsten Räthsel mehr tasten und ahnen, als fassen und begreifen, versteht sich von selbst. Nur leistet die Gottähnlichkeit unsres Wesens Gewähr, daß, wenn wir von Gott selbst und seinen Offenbarungen uns leiten lassen, wir mit unsern Gedanken nicht völlig vorbeifahren können an der Wahrheit und Wirklichkeit Gottes.

Böhme selbst ist sich in hohem Grade bewußt, für seine Gotteserkenntnis außerordentlicher Erleuchtung theilhaftig geworden zu sein. Nicht vergeblich hatte er zeitlebens um den heiligen Geist gebetet. Allerdings müssen wir bekennen, für die vielen Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten, ja augenscheinlichen Verkehrtheiten seines Spekulirens im Einzelnen ist uns diese Berufung auf göttliche Offenbarung oft geradezu peinlich und verletzend. „Dieses ist von der Welt her verborgen blieben", sagt er einmal, (Aur. 14, 38 ff.), „und in keines Menschen Herz also ganz und offenbar worden; ich verwundere mich auch selber viel sehrer, als sich der Leser vielleicht verwundern wird, ob der hohen Offenbarung. Nicht schreibe ich mir solches zum Ruhm, denn mein Ruhm stehet in meiner Hoffnung des Zukünftigen; ich bin sowohl ein armer Sünder wie alle Menschen; sondern ich verwundere mich, daß sich Gott in so einem einfältigen Manne will also ganz und gar offenbaren, und treibt ihn noch dazu, solches aufzuschreiben, da doch viel bessere Scribenten wären, die es viel höher könnten schreiben und ausführen, als ich, der ich nur der Welt Spott und Narr bin. Aber ich kann und will ihm nicht widerstehen, denn ich bin oft in großer Arbeit gegen ihm gestanden, so es nicht sein Trieb und Wille sei, daß er solches wollte von mir nehmen; aber ich befinde,

daß ich mit meiner Arbeit gegen ihm nur habe Steine zu dieſem Bau zugetragen Nun aber bin ich zu hoch geſtiegen und darf nicht wieder zurück ſehen, ſonſt ſchwindelt mir, und habe noch ein kleines Leiterichen bis ans Ziel, da iſt alle meines Herzens Luſt vollend hinzuſteigen. Denn ſo ich aufſteige, ſo ſchwindelt mir gar nicht; aber wann ich zurück ſehe und will wieder umkehren, ſo ſchwindelt mir und fürchte mich des Fallens." Ja, wenn ſeine Spekulationen einmal mit der Schrift nicht übereinſtimmen, wie in Bezug auf die Schöpfungsgeſchichte oder die Erſchaffung des Weibes, dann ſcheut ſich der ſonſt ſo bibelgläubige Mann nicht zu behaupten: „Moſe iſt nicht darbei geweſen, als es geſchehen iſt: dies muß ich aber ſagen, daß Moſe wohl recht geſchrieben hat, aber der rechte Verſtand, woraus die Erde worden ſei, iſt leider dem Moſi und auch ſeinen Nachkömmlingen im Buchſtaben verborgen blieben, und hat es der Geiſt bis auf dieſe Zeit verborgen gehalten" (Aur. 26, 116. 117). Dieſe Zeit, in welcher er die große Miſſion von Gott empfangen, nennt er darum auch die Zeit der „Aurora", oder der „Morgenröthe im Aufgang". Und die Meiſter Klüglinge, die ſeine Wege nicht mit gehen wollen, fertigt er in ſeinem Buche unter der drolligen Anrede „Fritz" oder „Hans" wiederholt ziemlich ſchnöde ab. Im Großen und Ganzen aber werden wir doch ſagen müſſen, daß der Mann der Gebete in der That tiefe Blicke in das verborgene Weſen Gottes gethan hat.

Er geht davon aus, daß Gott nicht bloß ſein könne ein „dünner Spiritus" d. h. das leere Abſtraktum eines höchſten Weſens, von welchem man jede Eigenſchaft und Beſtimmtheit hinwegnimmt. Der Gott der Bibel iſt nach dem ſchönen Ausſpruche eines alten Kirchenvaters ein Ocean von Leben. Böhme erſchrickt nicht vor dem Gedanken, daß in Gott zu unterſcheiden ſei die göttliche Natur, gleichſam ſeines Daſeins Untergrund, und der darüber ſchwebende, der

Natur mächtige und sie durchdringende Geist. „Kein Ding", sagt er, „kann ohne Widerwärtigkeit" (d. h. ohne ein von ihm Unterschiedenes) „ihme offenbar werden; denn so es nichts hat, das ihme widerstehet, so gehet's immerdar für sich aus, und gehet nicht wieder in sich ein. So es aber nicht wieder in sich eingehet, als in das, daraus es ist ursprünglich gegangen, so weiß es nichts von seinem Urstand", will sagen von seiner Existenz. „Hie merke die Tiefe," heißt es in der Aurora (8, 4); „in Gott dem Vater ist alle Kraft, und er ist aller Kräfte Quellbrunn in seiner Tiefe; in ihm ist Licht und Finsternis, Luft und Wasser, Hitze und Kälte, Hart und Weich, Dick und Dünn, Schall und Ton, Süß und Sauer, Bitter und Herbe, und das ich nicht erzählen kann. Du mußt aber allhie nicht denken, daß die Kräfte in Gott dem Vater auf eine solche Weise sind, oder in solcher verderbten Art qualificieren", d. h. quellen, quallen oder walten und wirken, „wie in einem Menschen, welches Herr Lucifer hat also zugerichtet; sondern es ist alles hie lieblich und wonnereich, ganz sanfte."

Was Böhme „die innerste Geburt der Gottheit" nennt, hängt mit dieser inneren „Widerwärtigkeit" oder Unterschiedenheit auf's innigste zusammen. Es ist der ewige innergöttliche Prozeß, von dem auch andere tiefe Denker reden, durch welchen Gott in unabläßiger Gegenwart sich selbst erzeugt, — Ausdrücke, die, weil aus Zeit und Raum genommen, im Grunde Gottes nicht würdig sind; aber die Sprache der Ewigkeit fehlt uns noch. Nicht um ein Nacheinander in der Zeit handelt sich's, wenn wir Menschen in einer gewissen Reihenfolge von den in Gott ewig mit einander verbundenen Bestimmungen reden. Nur logisch gliedern wir und zählen auf, was in Gott ohne Anfang und Ende immerwährend beisammen ist.

Was nun hier Böhme von diesem innergöttlichen Prozeß sagt, hat er in ganz besonders auffallende Formen gekleidet,

die in ihrer groben Sinnlichkeit für Gott den Geist auf's höchste unangemessen zu sein scheinen. Wir müssen den Kern der rauhen Schale zu finden versuchen. Als den Naturuntergrund in Gott nennt er zuerst das „Salz", die herbe Qualität, das ist eine Qualität des Kernes oder verborgenen Wesens, eine Schärfe, Zusammenziehung und Durchdringung, dem in scharfer Krystallisation sich zusammenfassenden Salze vergleichbar. Im Gegensatz zu dieser sich abschließenden Tendenz ist die zweite Naturgestalt in Gott der Drang sich auszubreiten, nach allen Richtungen hin zu wirken, im Mercurius, d. h. dem Queckſilber, mit seiner rastlosen Unruhe symbolisch dargestellt. Diese zwei Qualitäten sind einander schnurstracks zuwider. Die eine will nach außen, die andere nach innen; die eine will sich in sich selbst zurückziehen, die andere in die weitesten Fernen hinausfliegen. Und diese streitenden Kräfte sind unzertrennlich, können von einander nicht lassen, sondern müssen eine mit der anderen ringen. Dieses Ringen wird zuletzt einer Schwingung, der Drehung eines Rades vergleichbar, — eine Bewegung, die kein Ende finden kann und zu keinem Ziele führt. Da entsteht eine schreckliche Unruhe und Angst. Und diese Angst und Unruhe ist die dritte Qualität in der ewigen Natur Gottes und hat ihr Gleichnis im glühenden, lohenden Schwefel. Diese drei Naturkräfte: die Kontraktion, die Expansion und die Rotation, oder Salz, Queckſilber und Schwefel, bilden den finsteren, alle Schrecknisse bergenden sog. niederen Ternar, die niedere Dreiheit in Gott. Aber nur in unsren Gedanken stellen wir uns diese wogenden und wallenden Naturmächte in Gott einen Augenblick als ungebunden vor. Ueber ihnen waltet ewig die göttliche Persönlichkeit in lauterer Klarheit und heiliger Güte. Als die vierte Kraft fährt der „Plitz" oder der „Schrack" in die drei Qualitäten und bringt Licht in die Finsternis, nimmt die gesammte göttliche Natur gefangen in den Dienst des selbstbewußten Geistes. Und nun schmücken die Kräfte des lichten

oder oberen Ternars, der drei letzten Qualitäten in der heiligen Siebenzahl, welche die Gottheit durchwaltet, den Naturgrund des göttlichen Wesens. Als fünfte nennt Böhme die milde Liebe, im Wasser, dem Alles bedeckenden und umbildenden, versinnlicht; die sechste ist der Ton oder Schall, der das deutende Wort spricht und den Gedanken Ausdruck giebt. Die siebente Gestalt endlich bildet den Abschluß; Böhme nennt sie das Corpus, die Leiblichkeit Gottes, oder auch den unerschaffenen Himmel, das Haus des Dreieinigen.

Daß der Denker in Bezug auf diesen zweiten, oberen „Ternar" in Gott hin- und hertastet und keine sich allezeit gleichbleibenden Darstellungen davon giebt, können wir nicht verschweigen. Ebenso unklar ist seine Beziehung der göttlichen Dreieinigkeit auf diese sieben Naturkräfte. Zweifellos hat Hegel Recht, wenn er sagt (S. 305): „Böhme's Haupt-, ja man kann sagen, sein einziger Gedanke ist die heilige Dreifaltigkeit; sie ist das allgemeine Princip, in welchem und durch welches Alles ist; Alles wird durch die Trinität erkannt; Alles, was ist, ist nur diese Dreiheit; diese Dreiheit ist Alles." Aber wie sich die Dreiheit in Gott zu der Siebenzahl seines Wesens verhalten soll, darüber läßt uns Böhme durch immer wieder verschiedene Aussprüche im Dunklen. Am konsequentesten erscheint es noch, wenn er einmal im „dreifachen Leben" (1, 42) die Natur in Gott, d. h. die drei ersten Gestalten ganz dem Vater, die drei letzten ganz dem Sohne gleich setzt, wobei dann der feurige, scheinende Blitz vielleicht dem heiligen Geiste zufallen würde; jene beiden verhalten sich zu einander wie Zorn und Barmherzigkeit, verzehrendes Feuer und Sanftmuth der Liebe. Dann wäre es erklärlich, wie Böhme dazu kommt, den Sohn „tausendmal größer als den Vater" zu nennen (ebenda 6, 98). Aber, wie gesagt, seine Aeußerungen gehen in dieser Beziehung auf das bunteste durch einander. Die Kirchenlehre von der Dreieinigkeit Gottes trifft er darin nie.

Eins aber hat er sich durch jene „Unterschiedlichkeit“ in Gott gesichert: die Natur Gottes ist ihm das Urbild der stofflichen Natur; die ganze Welt strahlt die Gottheit aus und wird nur in ihm begriffen. Denn nicht aus *nichts*, sondern aus sich selbst hat Gott die Welt geschaffen. „In diesen drei Species oder Qualitäten,“ sagt Böhme (Aur. 8,30), nachdem er in der Aurora von dem „niederen Ternar“ gesprochen, „stehet das körperliche oder das kreatürliche Wesen aller Kreaturen im Himmel und in dieser Welt, es sei gleich ein Engel oder Mensch oder Vieh oder Vogel oder Gewächse auf himmlische und irdische Form, Qualitäten und Art, sowohl alle Farben und Formen. In Summa, alles was sich bildet, das stehet in dieser drei Hauptqualitäten Kraft und Gewalt und wird durch sie gebildet und aus ihrer eigenen Kraft formiret.“ Und zwar wiederholt sich hier in der Welt derselbe Prozeß, der in Gott ewig vor sich geht; nur hat er hier einen verschiedenen Ausgang.

Es ist ein kühner Wurf des schlichten Christen, wenn Böhme auch in Gott das sittlich Gute nicht bloß als Natur, als gegebenes Faktum anerkennen will, sondern es als Produkt einer Willensthat ansieht. Gott will sich selbst; dadurch erst ist er gut. Rein abstrakt genommen *könnte* Gott auch anders wollen. Wenn die in wildem Kampfe mit einander ringenden Kräfte des niederen Ternars, die eigentliche Naturgrundlage in Gott, je auch nur einen Augenblick *nicht* durchwaltet würden von seinem Geiste, von der Weisheit, Schönheit und Güte seines Willens, dann wäre das Böse da. Also die abstrakte Möglichkeit der Sünde in Gott hat Böhme allerdings gelehrt. Ihre Wirklichkeit aber tritt erst in der Kreatur auf. Die Sünde entsteht, wenn die *Natur* des *Geistes* mächtig wird, wenn der Geist auf die ihm gebührende Herrschaft verzichtet.

In der Engelwelt nimmt die Sünde ihren Anfang. Die Milliarden dieser Geister bilden den übersinnlichen Himmel,

der, wie es nach manchen Stellen ſcheint, zu Gottes Weſen gehört, alſo ewig iſt, wiewohl er geſchaffen genannt wird. Er ſteht unter drei „Fürſtenengeln“, von denen Michael dem Vater, Lucifer dem Sohne und Uriel dem Geiſte entſpricht. Jeder dieſer drei hat eine Provinz des Himmels unter ſich. In lieblicher Harmonie leben die Engel unter ihren Fürſten, „nehmen einander bei den Händen und ſpazieren in dem ſchönen Himmelsmaien, und reden von den lieblichen und ſchönen Gewächſen in der himmliſchen Pomp, und eſſen der holdſeligen Früchte Gottes und brauchen der ſchönen Himmelsblümelein zu ihrem Spiel und machen ihnen ſchöne Kränzelein und freuen ſich in dem ſchönen Maien Gottes.“

Da erhebet Lucifer ſein Herze über das Herze Gottes; er ſieht an ſeine Schöne, aber will noch ſchöner ſein, über die göttliche Geburt triumphiren, den Sohn ſtürzen — und alſobald brechen die drei erſten Naturgeſtalten hervor und reißen die Herrſchaft an ſich; die Grimmigkeit und Herbigkeit, der Zorn Gottes, wird erweckt; der Großfürſt Michael zieht mit ſeinen Legionen gegen ihn und das Reich ſeiner Engel, die ihrem Fürſten folgen, in's Feld, und der Meineidige wird verſtoßen in die ewige Finſternis als ein ander Prinzipium.

Damit aber zieht Lucifer die ganze ihm untergebene Naturwelt, welche in der Erde ihren Mittelpunkt hat, in ſeinen Fall. In die bis dahin „dünne und ſubtile“ Welt bricht die „Turba“, die Verwirrung ein; ein chaotiſcher Zuſtand unter dem göttlichen Zorne macht die Stoffe ſchwer, finſter, materiell — eine furchtbare Zerſtörung beginnt, deren gigantiſche Spuren wir unter der Oberfläche der Erde noch finden. Aber Gott will nicht den Tod, ſondern das Leben und ſetzt die ganze zerrüttete Erde unter Waſſer, um eine Neuſchöpfung zu beginnen. Sie iſt's, von der die moſaiſche Urkunde uns berichtet.

Das Mittel der Wiederherſtellung iſt der Menſch. Gottes „Vornehmen war, daß er wollte wieder ein ander engliſch Heer ſchaffen aus dem Hauſe dieſer Welt, einen Engel, welches

war Adam; der sollte aus sich gebären seines gleichen Kreaturen, die da besäßen das Haus der neuen Geburt, und inmitten der Zeit sollte ihr König aus dem Leibe eines Menschen geboren werden und das neugeborene Reich als ein König dieser Kreaturen besitzen an Stelle des verdorbenen und verstoßenen Lucifer" (Aur. 24, 18). Dazu machte Gott den Menschen in sein eigen ganzes Gleichnis hinein, ein Abbild des dreieinigen Gottes; zugleich aber als einen Extrakt der ganzen sichtbaren Welt, indem der Mensch alle Stoffe der Natur in der „Temperanz" seines Leibes beisammen hält. Eine tiefe Erkenntnis läßt ihn aller Dinge Herz durchschauen und in einer das Wesen des Alls abmalenden Natursprache bezeichnen. Böhme selbst will diese Sprache wieder begriffen haben und giebt mit besonderer Vorliebe die possierlichsten Wort- und Lauterklärungen. Z. B.: „Das Wort ‚Teu' hat seinen Ursprung von dem harten Tönen oder Pochen, und das Wort ‚fel' hat seinen Ursprung von dem Falle, also heißt nun Herr Lucifer Teufel und nicht mehr Jerubin oder Seraphin" (Aur. 14, 26). Dieser auf Gott zürnende böse Geist erweckt nun aber auch in Adam eine böse Imagination. Noch hat er einen subtilen, der schweren Materialität enthobenen Leib; aber der Versuchbaum aus der Erde lockt den Hunger nach der Erkenntnis Gutes und Bösen; die Seele weicht aus dem „Centrum", aus der Gelassenheit in Gott — und fällt. Das erste Zeichen des geschehenen Falles ist Adams Schlaf; so lange er in Gott „qualifizirte", bedurfte er keines Schlafs. Nun wacht er auf mit irdischem Leibe, mit einer Eva als Gefährtin, die bereits die böse Lust mit sich bringt und den Fall der Menschheit in der Thatsünde bekundet.

Nur Gott selbst kann den geschehenen Schaden heilen. Er thut es in Christo, dem ewigen Sohne, der in der Menschheit dem Vater das Reich wieder bereitet. Hier geht Böhme wieder die gebahnteren Wege der allgemeinen christlichen Heilslehre und giebt oft die lieblichsten Zeugnisse seiner

gottinnigen Gläubigkeit und reichen christlichen Lebenserfahrung. Jenes Büchlein „Der Weg zu Christo", das noch bei seinen Lebzeiten „auf Bitte und Begehren seiner lieben und guten Freunde" in den Druck gegeben wurde, enthält überaus köstliche Winke über Buße, Gebet, Glaube, Heiligung. Es sei mir erlaubt, wenigstens einige Stellen daraus anzuführen. Dem schwachen, seine Sünde fühlenden, aber nicht von ihr lassen wollenden Menschen ruft er zu: „Ja, liebes besudeltes Hölzlein, das ist es eben; Gott zeucht dich zur Kindschaft, aber du willst nicht, dein sanftes Küssen im Bösen ist dir viel lieber. Du setzest der irdischen Bosheit Freude vor Gottes Freude. Du steckest noch ganz in der Selbheit und lebest nach dem Gesetz der Sünde, das hält dich. Ei wie fein deuchte das Adam sein, wenn man ihn also mit diesem Willen im Himmel einnähme und setzte das böse Kind voll Falschheit in Gottes Thron! Lucifer wollte es auch also haben; aber er ward ausgespeiet." Vom Gebet sagt er: in Jesu habe uns Gott wieder eine Pforte zu seinem Gehör eröffnet, dadurch wir Gott in uns wirklich reden hören können; durch sie redet die Seele aber auch mit Gott „und wird in solchem Einreden von Gottes Aussprechen gespeiset und erquicket, auch erleuchtet und erneuert. Denn sie isset von dem Aushauchen Gottes, das Mensch worden ist, als das Fleisch und Blut Christi, auf Art und Weise, wie ein Kraut der Sonne Kraft in sich isset, davon es berühret, balsamisch und gut wird, daß es wächset und blühet: also auch die Seele von der göttlichen Sonne, davon sie lichte und kräftig wird."

Ganz besonders ernst warnt der vielerprobte Dulder vor dem äußerlichen Kirchenthum der damaligen Orthodoxie. „Der rechte Glaube ist seit Christi Zeiten niemals kränker und schwächer gewesen als eben jetzund, da die Welt doch laut schreiet: Wir haben den rechten Glauben gefunden!" „Liebe Brüder," heißt's in dem Schriftchen von der Wiedergeburt (6. Kap.) „Wir wollen treulich mit euch reden, nicht

aus heuchlerischem Munde, dem Antichrist zu gefallen, sondern aus unsrem Perlein, aus christlicher Essenz und Wissenschaft, nicht aus der Hülse und Historie, sondern aus kindlichem Geiste, aus Christi Wissenschaft. Man bindet uns anjetzo an die Historien, an die steinernen Kirchen, welche zwar in ihrem Werthe gut wären, so man auch den Tempel Christi darein brächte. Man lehret, ihre Absolution sei Vergebung der Sünden, item, das Abendmahl nehme die Sünden weg, item, der Geist Gottes werde vom Predigtamt eingegossen. Dieses alles hätte seinen Weg, so es recht erkläret würde und nicht an der Hülse hinge." Aber „heuchle, heule, schreie, singe, predige, lehre, wie du willst; ist nicht der innere Lehrer und Hörer offen, so ist's alles Babel und Fabel und ein Schnitzwerk, da der äußere Weltgeist ein Modell oder Schnitzwerk nach dem inneren macht. Und damit gleißet er, als ob er einen heiligen Gottesdienst hätte, da doch manchmal der Teufel in solchem Gottesdienst mächtig in der Imagination wirket und das Herz wohl kitzelt mit den Dingen, so das Fleisch gern hätte." „Die Christenheit in Babel zankt um die Wissenschaft, wie man Gott dienen, ehren und erkennen soll, was er sei nach seinem Wesen und Willen. Und lehren schlecht, wer nicht in allen Stücken mit ihnen einig sei in der Wissenschaft und Meinung, der sei kein Christ, sondern ein Ketzer." „Darum, sage ich, ist Alles Babel, was sich mit einander beißet und um die Buchstaben zanket." „Es ist die größte Thorheit in Babel, daß der Teufel hat die Welt um die Religion zankend gemacht, daß sie um selbstgemachte Meinung zanken, da doch in keiner Meinung das Reich Gottes steht, sondern in Kraft und der Liebe." „Will derowegen alle Kinder Gottes, welche gedenken Glieder Christi zu sein, vor solchem greulichen Zanke und Blutpauken aus denen mir von Gott eröffneten Gaben treulich gewarnet haben, vom Bruderzanke auszugehen und nur schlecht nach der Liebe und Gerechtigkeit gegen alle Menschen zu trachten."

Damit scheiden wir von dem eigenartigen, tiefsinnigen Manne, der so viel zu denken aufgiebt, aber auch so ernste Fragen an die Wahrheit und Aufrichtigkeit unsres Christenthums richtet. Bei allen Seltsamkeiten seiner Spekulation hat Böhme doch das Größte und Beste daran aus Gottes Wort und Gottes Geist empfangen, und darum ist er ein Werkzeug in der Hand des Herrn der Kirche geworden, das noch immer nicht versagt. „Oder meinest du," so soll er selbst zum Schluß uns fragen (Aur. 18, 78), „daß mein Geist dieses aus der verderbten Erden gesogen hat oder aus einem alten Filzhute? Wahrlich nein! sondern der Geist hat zu dieser Zeit meine Beschreibung mit der innersten Geburt Gottes inqualiret, in dem habe ich meine Erkenntnis gewonnen, und daraus ist sie gesogen, nicht in großer irdischer Freuden, sondern in ängstlichem Gebet und Trübsal. — Hätten unsre Philosophi und Doktores nicht immer auf der Fiedel der Hoffahrt gegeiget, sondern auf der Apostel und Propheten Geigen, es sollte wohl eine andere Erkenntnis und Philosophie in der Welt sein. Darzu ich von wegen meiner Schwachheit und wenig studirens, darzu wegen meiner blöden Zungen fast zu wenig bin, aber in der Erkenntnis nicht zu einfältig. Allein ich kann's nicht nach der tiefen Sprache und Zierlichkeit geben; aber ich lasse mir an meiner Gabe genügen und bin ein Philosophus der Einfältigen" (80).

Zwei Tage im Gefängnis.

Von Fritz Fliedner.

„Gedenket der Gebundenen als die Mitgebundenen, und derer, die Trübsal leiden, als die ihr auch noch im Leibe lebet.“ Vor vielen Jahren hatte ich dieses Wort auf dem Gustav-Adolf-Fest in Stuttgart durch Hofprediger Kögel so auslegen hören, daß es mir nicht aus der Erinnerung gekommen war; und mehr als einmal hatte ich mich dessen gefreut, wenn ich für die armen Gefangenen in Spanien, denen es noch gar jämmerlich geht, ein gutes Wort in Zeitschriften hatte einlegen können oder sie im Gefängnisse besuchen dürfen. Steht doch auch unter den Werken der Barmherzigkeit, welche der Herr Christus besonders erwähnt, das Wort, welches vielleicht am leichtesten von seinen Jüngern vergessen wird: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich besucht.“

Darum hatten wir auch das Lebensbild des edlen englischen Menschenfreundes, John Howard, der so viel für seine gefangenen und kranken Mitbrüder gethan und zuletzt sein Leben für sie gelassen hat, in's Spanische übertragen und dadurch mitgeholfen, den Antrieb zur Gründung einer Besserungsanstalt für junge Sträflinge zu geben. Erst später kam es mir zum Bewußtsein, daß Gottes Freundlichkeit mir dadurch vergönnte, den Fußtapfen meines seligen Vaters nachzufolgen, welcher im Jahre 1826 für die Gründung der ersten Gefängnisgesellschaft in Deutschland thätig gewesen war und John

Howard's Lebensbild im ersten Kaiserswerther Kalender veröffentlicht hatte. Das sollte nun das erste Büchlein werden, das ich überhaupt in Spanien herausgab.

So kann man wohl mit Händen greifen, wie des Vaters Segen nicht nur den Kindern Häuser baut, sondern wie sie auch durch Gottes Gnade von diesem Segen kommenden Geschlechtern mittheilen dürfen. Nun ist mir aber einmal durch die praktische Erfahrung des zweiten Theils des obigen Spruches aus dem Hebräerbrief der erste noch viel tiefer in's Herz geprägt worden, und davon soll der geneigte Leser etwas Genaueres hören.

Freilich war es eine gar kleine und kurze Trübsal, die wir durchmachten, und die Zeitungen haben damals viel mehr darüber geschrieben, als uns lieb war; allein, was man nicht in eine Zeitung schreiben kann, weil es einmal nicht dahin gehört, den Christensegen und die Wege zur Ankündigung des Friedens für Andere, die davon sonst vielleicht nimmer etwas vernommen hätten, das, was doch die Hauptsache ist, will ich nun den Lesern der Christoterpe mit auf den Pilgerweg geben.

Allein um des Evangeliums willen ward das Gefängnis nicht erlitten, wenn auch die Vertheilung von christlichen Schriften und Traktaten keinen kleinen Theil an dieser Verfolgung hatte; jedenfalls traf sie uns auf einem Berufswege. Wir hatten längst eingesehen, wie dringend nothwendig wir während der heißen Sommermonate einen Ferienaufenthalt für unsere armen Waisenkinder brauchten, deren Gesundheit meist auf schlechten Füßen steht, wenn sie zu uns kommen; aber leicht war es nicht, den richtigen Ort zu finden. Zu weit durfte er nicht von Madrid entfernt sein, und doch durfte es auch wieder keiner der gewöhnlichen Sommeraufenthalte sein, weil diese gar zu theuer sind. Da galt es denn auf Entdeckungsreisen auszugehen.

Am Freitag den 8. Juli 1881 fuhr ich mit der Bahn nach dem vom hohen Guadarramagebirge nicht fern gelegenen

Städtchen Villalba, um von dort das Dörflein Guadarrama am Fuße der langen Bergkette aufzusuchen. Trotz des frühen Morgens brannte die Sonne gar heiß, und kein Lüftchen wehte von den blauen, hohen Bergen. Als ich nach zweistündigem Marsche das Dörflein erreichte, sah ich bald, daß es hier zu heiß zu einem Sommeraufenthalt sein würde: kein Wald oder Busch ist in der Nähe. Doch sagte man mir, ich würde auf der anderen Seite des Berges Fichtenwälder antreffen und dann einen kleinen Flecken, San Rafael genannt, wo manchmal Sommeraufenthalt genommen würde. Mein Zug ging erst des Abends zurück; so blieb mir, wie ich dachte, zu weiterer Forschung Zeit genug, und wohlgemuth stieg ich, erst auf der Straße und dann auf steilen Bergpfaden, zum Gipfel hinan, welchen ein Denkmal aus Stein mit dem kastilischen Löwen krönt, zum Zeichen, daß hier die Provinzen von Madrid und Segovia sich scheiden. Der Weg war schattenlos und sonnig, doch die Aussicht auf die ganze Bergkette großartig und des Schweißes werth. Mir fiel der berühmte italienische Dichter Petrarka ein, der schon längst gewünscht hatte, einen Berg zu erklimmen, von welchem die Aussicht schöner als irgend eine Alpenaussicht sein sollte. Endlich hatte er den Gipfel erklommen, und von der Herrlichkeit des Ausblicks überwältigt, setzte er sich nieder zum Nachdenken und zog „Augustins Bekenntnisse“ aus der Tasche. Das erste Wort, das ihm in's Auge fiel, war: „Die Menschen reisen weit, um hohe Berge zu besteigen, die Majestät des Ozeans zu betrachten oder die Quellen der großen Flüsse zu erforschen, aber sie vernachlässigen sich selbst.“ Das Wort, so zur rechten Zeit, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. „Wenn ich,“ dachte er, „mich so angestrengt habe, um diesen Berg zu ersteigen, daß mein Leib dem Himmel näher sein sollte, was müßte ich nicht thun, damit meine Seele den Gefilden der Unsterblichkeit näher käme!“ Ein Gedanke, den ich allen denen, die im Sommer die Berge besteigen, wünsche.

Nun ging's hinab, durch grünen Fichtenwald, zwischen großen Felsblöcken hindurch. Lustig sprangen die Wässerlein zu Thal, denn hier ist die Wasserscheide vom Duero und Tajo, und nicht minder lustig sprangen die Pferde des heiligen Franziskus, wie der spanische Volksmund Schusters Rappen nennt, mit dem Bächlein um die Wette; denn viel Zeit blieb mir nicht mehr übrig. Drunten gab's noch eine hälbe Stunde Marsch auf staubiger Straße, und dann wollte ich im Dörflein San Rafael die durstende Seele erquicken mit einem Schluck Weines. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und das war hier die Landpolizei, welche noch nach dem alten Vorbild von Napoleons Grenadieren uniformirt ist. Nichts weniger als höflich trat einer dieser Burschen auf mich zu und forderte mich auf, ihm zu folgen. Ich bat, er möge mich nur in dem Hause, in das ich eben eintreten wollte, einen Schluck Wassers nehmen lassen; doch nein, ich mußte ihm sogleich folgen und ward vor den Hauptmann gebracht, der mich einem scharfen Verhör unterwarf.

Meinen Paß hatte ich allerdings nicht bei mir; denn wer denkt daran, sich für einen Spaziergang mit einem Paß zu versehen? Auch hatte ich kurz vorher und öfter schon einen ähnlichen Weg gemacht, ohne daß man mich angehalten hatte. Außerdem hatte ich doch allerlei bei mir, das für einen verständigen Beamten zum Ausweis vollständig genügt hätte: Briefe, englische Schriften, welche ich unterwegs gelesen, die Bildnisse meiner Familie und vor Allem das Retourbillet, welches, weil nur einen Tag gültig, den besten Beweis lieferte, daß ich in Madrid wohnte und heute noch zurückkehren wollte. Allein ich hatte außerdem einen ganzen Haufen Evangelien, Büchlein und Traktate bei mir, mit denen ich einige meiner sechzehn Taschen vollgestopft hatte — eine treffliche Gewohnheit, welche ich angelegentlich jedem Christenmenschen empfehle, der auf Reisen geht. Denn welcher Soldat macht sich marschfertig, ohne sich das Schwert umzugürten? Einzelne hatte

ich schon vertheilt, als ich ergriffen wurde, und das hatte ohne Zweifel den Aerger der Guardias erregt. Denn mir ward es bald klar, daß mein Hauptmann Freude daran fand, mich zu quälen und dadurch vielleicht auch die Wichtigkeit seiner Person in's rechte Licht zu setzen: „Sie können nicht zurückkehren; wir werden Sie nach Segovia transportiren.“ Mir ging das freilich über den Spaß; die Meinen warteten zu Hause und würden unruhig werden, wenn ich nicht käme. Darum bat ich ernstlich, mich wenigstens bis zur Bahn zu begleiten, wo man telegraphisch Nachricht über mich einziehen könnte. Auch das half nichts; und als ich zuletzt darauf aufmerksam machte, daß sie damit keine kleine Verantwortlichkeit auf sich lüden und zur Rechenschaft gezogen werden könnten, da hatte ich dem Faß den Boden ausgeschlagen. „Wir sind hier die Herren, und Keiner sonst hat zu befehlen. Das wollen wir Ihnen zeigen.“

„Nun wohl, ich bin jetzt in Ihrer Gewalt; allein ich werde mir wenigstens Ihre Namen notiren.“

Der Eine gab willig seinen Namen an; der Andere, der roheste von beiden, weigerte sich. Da sagte eine Frau, die eben vorbei ging und ihm wahrscheinlich nicht wohl wollte: „der heißt ja Georg!“ Und wie ich nun seinen Namen aufschreibe, wirft sich dieser eine der Guardias auf mich und fesselt meine Hände mit einer eisernen Kette und schließt sie mit einem Schlößchen. Ich stand starr vor Erstaunen über solch grundlose Brutalität. Dann fiel mir das oben angeführte Wort aus dem Hebräerbrief ein. Ich war also mitgebunden; zum ersten Mal in meinem Leben sah ich nicht nur Handschellen, sondern trug sie auch. Bisher hatte ich nur einmal in einem Gerstäckerschen Romane von diesem Instrument gelesen, mir aber nie eine rechte Vorstellung davon gemacht. Für diejenigen Leser, welche auch noch in gleichem Stande der Unschuld verharren, will ich nur bemerken, daß es kleine Kettlein sind, welche fest um die Handgelenke geschlossen werden,

sodaß ein Arm an den andern gefesselt und dadurch nicht nur jede Gegenwehr, sondern auch bei einer etwaigen Flucht das schnelle Laufen unmöglich gemacht wird. Also gebunden wartete ich der Dinge, die kommen sollten. Eile gab man sich nicht sonderlich; erst mußte der Hauptmann fertig essen, und dann ging ich zwischen ihm und Georg, dem anderen Soldaten, beide mit scharf geladenen Gewehren versehen, auf das Dörflein Espinar zu.

Oft hatte ich von diesen Gefangenentransporten gehört; ich wußte, was sie bedeuteten. Diese Landpolizisten, in deren Reihen früher nur Soldaten von fehlerloser Führung aufgenommen werden durften, haben vormals der öffentlichen Sicherheit nicht geringe Dienste geleistet und das Land von Räubern und Spitzbuben gesäubert. Aber jetzt sind sie oft an deren Stelle getreten; denn die unumschränkte Gewalt, welche sie auf dem Lande und in den Dörfern ausüben, hat den Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet. Wenn sie Jemanden transportiren, vor dessen Rache sie sich fürchten, so lassen sie ihn einfach vorausgehen, schießen ihn von hinten nieder und sagen nachher, er habe einen Fluchtversuch machen wollen. Daß solche Vorfälle nicht übertrieben sind und gar nicht so selten vorkommen, wird jeder Spanier bestätigen. Haben sie doch neulich bei zwei Banditen, welche nicht aus einem Gehöft heraus wollten, Petroleum auf das Dach gegossen und sie darinnen verbrannt. Daß die Regierung, statt solches summarisches Verfahren zu bestrafen, es gebilligt hat, weil sie sonst mit dem Räuberunwesen nicht fertig wurde, hat das Bewußtsein der Strafloſigkeit nur vermehrt. Und will ein Gefangener sich beklagen, so steht dem Zeugnis des Verbrechers immer die Versicherung des Polizisten gegenüber, und bei dem nächsten Transport wird der Arme doppelt mißhandelt, weil er ein „Schwätzer" sei.

In seiner übereilten Wuth hatte mir der Polizist die Kette so schlecht um die Hände gelegt, daß ich sie ohne große

Mühe abstreifen konnte. Ich gab sie dem Sergeanten, der mir zur Seite ging, und sagte: „Warum brauchen Sie mir die Hände zu fesseln, da ich waffenlos bin und zwei Bewaffnete mit geladenen Büchsen mich begleiten?“

„Ja, das wollen wir gleich mal sehen, ob Sie waffenlos sind,“ sagte er, und untersuchte mich zum zweiten Mal, gab sich aber dann zufrieden und steckte die Kettchen in die Tasche. Das Dorf war eine gute Wegstunde entfernt; den Gedanken an eine Rückkehr an demselben Tage mußte ich also ganz aufgeben. Doch hoffte ich, der Alkalde werde mich wenigstens gleich in Freiheit setzen, so daß ich am nächsten Morgen zu Hause sein könnte. Allein der Ortsvorsteher war nicht im Dorf; sein Stellvertreter, ein junger Bursche, sprach heimlich mit den Polizisten und eröffnete mir dann, daß ich in's Gefängnis müßte. Warum? Einen anderen Ort zur Aufbewahrung von Fremden gab es nicht, und die Guardias wollten sich nicht zufrieden geben, bis ich vor den Gouverneur von Segovia geführt werde. Bis zum Dienstag gab es keine Gelegenheit; so sollte ich von Freitag bis Dienstag im Gefängnis zu Espinar auf die Gelegenheit warten, dann erst nach einem anderen auf dem Wege liegenden Gefängnis gebracht werden und endlich am Freitag vor das Angesicht des Gouverneurs von Segovia kommen. Das Verbrechen also, einen Spaziergang ohne Paß zu machen und dabei Evangelien zu vertheilen, wurde mit sieben Tagen Gefängnis und Transportation von einem Kerker zum anderen bestraft. Das sind spanische Zustände.

Nun brachten mich die Guardias nach dem Gefängnis, wo mich der Kerkermeister, mit welchem sie schon gesprochen, hohnlachend empfing. „Das muß ein ganz besonders abgefeimter Spitzbube sein,“ sagte mein böser Feind Georg zu ihm. „Der hat es fertig gebracht, sich die Handschellen los zu machen. Das hat bisher noch Niemand zu Stande gebracht.“

„Dem wollen wir schon abhelfen," antwortete der Alkalde oder Kerkermeister, indem er mir einen eisernen Ring um den Fuß legte. „Wir wollen sehen, ob Sie diesen auch so leicht wie die Handschellen abstreifen können." Dann mußte ich mich untersuchen lassen, ihm mein Geld einhändigen und wurde endlich durch eine kleine Thüre in ein finsteres Loch hineingestoßen. Wohl merkte ich, daß noch andere Gefangene mit mir denselben Raum theilten, aber es dauerte eine geraume Zeit, bis das Auge sich so weit an die Dunkelheit gewöhnte, um deutlich unterscheiden zu können. Denn ein Fenster besaß unser Verließ gar nicht; nur ein vergittertes Loch in der Thüre ließ bei Tageshelle draußen einen kleinen Schimmer herein. Eine trübselige Oellampe, deren Oel wir Gefangene selber bezahlen mußten, machte die Dunkelheit erst recht fühlbar. Der Boden war mit kantigen Steinen schlecht gepflastert; doch konnte ich mir für die Nacht wenigstens einen Sack mit ein wenig Stroh für fünfzig Pfennig miethen. Im Hintergrund lag auf schlechtem Bett ein armer, schwindsüchtiger Gefangener, der sich kaum von seinem Lager erheben konnte. Wie stöhnte der Arme über die Luft, die er einathmen mußte! Denn das aus rohen Balken bestehende Dach war ganz niedrig, und hinten im Winkel stand ein eisernes Gefäß zum Gebrauch der Gefangenen, dessen Ausdünstung die Luft nicht verbesserte. Da verstand ich, was oft unsere Bibelboten durchmachen müssen, auch wenn sie nach nur wenigen Tagen Gefangenschaft durch unsere Verwendung in Madrid aus solchen Löchern wieder erlöst werden. Es ist doch gut, einmal selbst dergleichen durchgemacht zu haben.

Die anderen Gefangenen, vier an der Zahl außer dem Kranken, waren, wie man zu sagen pflegt, Galgenvögel. Sie empfingen mich mit lautem Jubel, drückten mir sofort einen Besen in die Hand und zwangen mich, das Gefängnis für sie zu fegen; denn ich als der letzt gekommene mußte nach altem Kerkergebrauch alle Dienste für die Anderen ver-

richten. Man muß freilich nicht denken, daß es das Bedürfnis nach Reinlichkeit gewesen sei, das sie bewog, mich zu ihrem Diener zu machen. Es gilt das wie eine Huldigung des zuletzt eingebrachten Gefangenen für die, welche schon in aller Form für eine Nacht wenigstens Besitz von dem Gefängnis genommen haben. Sie waren doppelt froh, ihre Macht auch über einen „Caballero", einen Herrn in Rock und Halsbinde, auszuüben. Und da sie alle jung und bartlos waren — ein Vollbart gehört unter den Spaniern zu den Seltenheiten, — nannten sie mich höhnend den Bartonkel. Allein das ward mir doch nicht schwer. Denn mir trat gleich der Gedanke vor die Seele: „Das ist gut, daß du einmal selbst in's Loch kommst; nachher kannst du ganz anders aus eigener Erfahrung für die Besserung des Gefängniswesens eintreten." Aber was mir Schmerz verursachte, war, daß meine Traktate aus dem Gefängnis blieben. Ich hatte mit denselben, als ich schnell des Morgens von Hause eilte, ohne weitere Auswahl in der Eile meine Taschen gefüllt und sie erst auf dem Wege nach dem Gefängnis näher gemustert. Da staunte ich über die Treue Gottes, der mir gerade diese in die Hand hatte fallen lassen. Da war die Geschichte von einem reuigen Dieb, eine Erzählung von einem bekehrten Räuber, die Parabel von dem verlorenen Sohn: kurz, wenn ich vorher gewußt hätte, daß ich in's Gefängnis wandern müßte, ich hätte sie nicht besser aussuchen können. Es waren aber die meisten derselben mit Bildchen geschmückt, welche dem Kerkermeister so gut gefielen, daß er bei der Untersuchung, ehe ich in's Loch mußte, alle zurückbehielt mit der Bemerkung: „Die sind für meine Kinder!" Und daß sie mir nun für die Gefangenen fehlten, das that mir weh.

Aber siehe, einer meiner Mitspitzbuben, überhaupt wohl der schlimmsten einer, der zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt war, hatte durch das Loch in der Thüre der Untersuchung, welche der Kerkermeister mit mir vornahm,

sehr aufmerksam zugeschaut. Jetzt flüsterte er ihm zu, daß es undenkbar sei, daß ein Herr, wie ich, nicht mehr Geld bei sich hätte; denn meine ganze Baarschaft bestand in etwa zwölf Mark. Er wolle mich von Neuem und besser untersuchen — natürlich wollte er mich dabei bestehlen. Das leuchtete unserem rohen Wächter ein, und er befahl mir, mit dem Ring an dem Fuße noch einmal herauszukommen, wo mich dann der Spitzbube in seiner Gegenwart einer genauen Untersuchung unterwarf. Das war das Schimpflichste und Ungerechteste, das ich erleiden mußte. Alles wurde untersucht; ich mußte mich auskleiden. Selbst die Sohlen der Strümpfe wurden befühlt, weil mir mein Quälgeist versicherte, daß dies der beste Platz zur Aufbewahrung harter Thaler sei; das hatte ich freilich noch nie erprobt. Zugleich benutzte er dieses Examen, um mir mein Taschentuch und einige Cigarren zu stehlen. Als der Kerkermeister ein Taschenmesser sah, das mir mein Söhnlein Georg vor einem Monat zum Geburtstag geschenkt hatte, fuhr er wie ein Stoßvogel darauf los und sagte: „Dies Messer gehört mir.“ Nun hatte ich bis dahin Alles schweigend erduldet; aber eine solch frevelhafte Behandlung und offener Diebstahl war mir doch zu arg. Das Messer selbst war nicht viel werth; aber mir war's doch als Andenken an meinen kleinen Georg lieb. Da sagte ich: „Wissen Sie, wie man das nennt, wenn man sich Sachen zueignet, die Einem nicht gehören?“

Einen Augenblick stand der Kerkermeister verdutzt; es kochte in ihm. Vorher hatte ihn schon mein Stillschweigen erbittert; jetzt brach er los. Mit einem Sprunge fuhr er auf mich zu und versetzte mir eine fürchterliche Ohrfeige. „Was, Sie nennen mich einen Dieb? das soll Ihnen schlecht bekommen.“ Sofort suchte er eine schwere, eiserne Kette, 14 arrobas oder 350 Pfund schwer, unter den vor dem Gefängnis liegenden heraus, schloß sie mir an den Eisenring, den ich schon am Fuße trug, warf mich in das Gefängnis

zurück und die Traktate hinterdrein, indem er schrie: „Jetzt will ich auch gar nichts von Ihnen annehmen.“ Aber das Federmesser behielt er in seiner Tasche. Dann schleppte ich mich mit meiner Kette nach dem Sack zurück und fing an, meine Gedanken zu sammeln.

Die Wahrheit zu sagen, hatte mich weder die empörende Behandlung noch die Aussicht, eine Nacht mit den Verbrechern in diesem Loch zuzubringen, sehr niedergeschlagen. Ich hoffte, daß es nur kurze Zeit dauern würde, und war gewiß, daß ich späterhin in ganz anderer Weise für eine gründliche Reform des Gefängniswesens eintreten könnte. Doch bat ich Gott, mich auch meinen Mitgefangenen in der Nacht zum Segen zu machen. Und siehe, die größte Freude, welche er mir dort schenkte, hatte er gerade durch die Wuth des Kerkermeisters und seine Ohrfeige vorbereitet. Die Schriften und Büchlein, die dieser mir nachgeworfen, reizten die Neugier der Gefangenen, und sie begannen mich auszufragen. Als sie hörten, daß ich ein Protestant sei, sagte derselbe, der mich vorher untersucht: „Ach, die Protestanten sind noch so dumm, daß sie an Gott glauben!“ und gab damit zu verstehen, daß sie selbst diesen Glauben als etwas Kindisches längst weggeworfen hätten. Es war gewiß das beste, unmittelbar aus dem Gefühl dieser Klasse des spanischen Volkes hervorgegangene Zeugnis für die Bedeutung und Nothwendigkeit unserer Arbeit. Denn vor zehn Jahren hätte man dies nicht vernommen.

„Ja,“ sagte ich, „wir glauben noch an Gott.“ „Ach was,“ versetzte er, „das ist dummes Zeug; Niemand hat Gott gesehen; Keiner weiß, ob er existirt. Wie können Sie mir beweisen, daß es einen Gott giebt?“ — „Weil er antwortet, wenn wir ihn rufen.“ Und als er das nicht gleich verstand, fügte ich hinzu: „Eben haben Sie mit dem Kerkermeister durch die Thür gesprochen, aber konnten ihn nicht sehen; doch wußten Sie ganz bestimmt, daß er dort sein

müsse, weil Sie Antwort erhielten. So wissen wir auch ganz bestimmt, daß ein Gott existirt, wenn wir Antwort von ihm erhalten." Das leuchtete ihm ein.

„Aber wie erhalten wir Antwort von ihm?" fuhr er fort. „Sehen Sie mich an," sagte ich und reckte mich zu meiner ganzen Höhe auf, „und vergleichen Sie mich mit dem Kerkermeister. Ich bin groß und stark, dazu bin ich ein Caballero, d. h. ein anständiger, geachteter Mann, dem noch Niemand gewagt hat, eine Ohrfeige zu geben, seit ich als Kind die letzte, wohlverdiente von meiner lieben Mutter empfing, wofür Gott sie segnen möge. Meinen Sie nicht, daß bei der schimpflichen Behandlung, deren Zeuge Sie eben selbst gewesen sind, mir das Blut kochte und ich Kraft genug und auch Lust hatte, den kleinen, unverschämten Kerkermeister mit einer anderen Ohrfeige bis an die Hausthüre rollen zu lassen? Da habe ich Gott um Geduld gebeten, und in demselben Augenblick habe ich sie erhalten und werde sie bis zu Ende behalten, komme auch, was mag."

Die unmittelbare Anknüpfung an das, was er eben mit angesehen, und die Ueberzeugung der Wahrheit meines Beweises machten einen großen Eindruck auf ihn und seine Genossen. Wir sprachen noch mancherlei, und dann wollten sie die Traktate lesen. Nun hatte ja unser treuer Gott schon vorgesorgt, daß sie gerade solche Schriftchen darunter fanden, die den Gefangenen eine Erledigung und den Gebundenen eine Oeffnung predigten. Ich bin kein Freund davon, Traktate nach rechts und links auszutheilen, auf Bänken liegen zu lassen oder unter die Hausthüre zu schieben, wie manche unserer eifrigen Mitarbeiter thun. Allein ich muß sagen, daß ich noch nie Traktate mitgenommen und Gott gebeten habe, mir Gelegenheit zur Austheilung zu geben, ohne daß diese Gelegenheit sich von selbst, ganz einfach und natürlich eingestellt hätte. Das hatte ich freilich nicht gedacht, als ich

von Madrid auszog, daß diese Schriftchen von armen Gefangenen mit solchem Heißhunger verschlungen werden würden. Sie scharten sich alle um das kleine Oellämpchen herum, bis es späte Nacht wurde; und dann waren sie ganz stille und andächtig, als ich laut zu Gott betete und auch den Kerkermeister von Herzen in die Fürbitte einschloß. Fröhlich legte ich mich nieder; und als ich einmal in der Nacht aufwachte — denn man kann sich denken, daß es manche kleine Ruhestörer in dem Gefängnisse gab — da saß immer noch einer der Gefangenen und las mit sichtlicher Begierde von dem Sünderheiland, der die Verlorenen sucht. Wie dankbar legte ich mich wieder auf das linke Ohr, das mit dieser gesegneten Ohrfeige beehrt worden war.

Des andern Morgens um fünf Uhr wurden die anderen Gefangenen von zwei Feldjägern abgeholt, um weiter transportirt zu werden; meine Schriften aber nahmen sie alle mit. Dann opferte ich fast das letzte Geld, das mir übrig blieb, um mit fünf Mark einen Boten zu erkaufen, welcher einen Brief nach dem acht Stunden entfernten königlichen Lustschloß, La Granja, bringen sollte, wo unser freundlicher deutscher Gesandter, Graf Eberhard von Solms-Sonnenwalde, weilte. Da der Kerkermeister seinem Bruder diesen Verdienst zuwenden wollte, so ließ er sich bereit finden, mir für mein Geld Papier, Tinte und Feder zu verschaffen, auf denen ich meine Erlebnisse mittheilte und besonders hervorhob, daß ich mir nicht die geringste Provokation oder Widerstand, weder in Wort noch That, hatte zu Schulden kommen lassen. Denn die Gefangenen hatten mir verrathen, daß der Feldjäger, über dessen harte Behandlung ich mich vor dem stellvertretenden Ortsvorsteher beklagt hatte, ihm gesagt, ich hätte mich auf einen von ihnen gestürzt. Nun, wenn Einer auch nicht von Natur kaltblütig angelegt ist, wird er sich doch wohl besinnen, wenn vier bewaffnete Guardias ihn umstehen, auf einen derselben loszu-

stürzen. Allein, da den Gefangenen nie und den Guardias immer geglaubt und Recht gegeben wird, so bringen Letztere oft die unerhörtesten Lügen gegen ihre armen Opfer vor.

Die Antwort auf den Brief konnte frühestens in der Nacht kommen, denn der ganze Weg hin und her mußte zu Fuß zurückgelegt werden. So hatte ich denn noch einen Tag unfreiwilliger Muße, die ich indessen, da mir durch die viele Arbeit Sommerferien versagt sind, sehr dankbar als Ferienerholung annahm. Aus dem Gefängnis freilich durfte ich nicht heraus, aber doch wenigstens aus der inneren Zelle, und der Kerkermeister nahm mir, ohne daß ich darum gebeten, die Kette und den eisernen Ring ab. Er zeigte sich überhaupt gegen mich freundlicher, und mir schien fast, als ob er die Nacht vorher unser Gebet für ihn gehört hätte. Freilich sollten wir noch genug Proben seiner Rohheit sehen. Englische Schriften zur Lektüre hatte ich noch, und damit mir auch sonst angenehme Unterhaltung nicht fehle, traf es sich, daß in dem Dörflein zur Zeit eine Hochzeit gefeiert wurde und der Tanzplatz sich gerade vor dem Gefängnis befand. Da konnte man ganz interessante Volksstudien machen.

Geiger, Pfeifer und Trommler waren die Musikanten, welche dem Zuge voraufzogen und von der lieben Straßenjugend umschwärmt wurden. Hinter ihnen kam, alle in schwarzem Anzug, der festliche Zug der Männer, welche den Bräutigam feierlich von seinem Hause nach der Kirche abholten. Dann kam die Musik allein zurück, um die fast alle mit rothen Röcken geschmückten Frauen und unter ihnen die Braut denselben Weg zu geleiten. Wie es schien, ward der Zug aus der Kirche nach Hause auch wieder nach strenger Vorschrift der Etiquette angetreten, nur daß dieses Mal sich die Frauen den Männern gleich anschlossen. Von dem hohen Kirchdach aber klapperten lustig zwei Störche, welche bedächtig auf das Treiben der kleinen Menschen unter ihnen schauten. Wie beneidete ich die gravitätischen Gesellen um den freien Gebrauch ihrer

langen Beine! Mit der Zeit wären wir sicherlich noch gute Freunde geworden; wir haben wenigstens lange genug einander in's Auge geschaut.

Am Nachmittage war großes Tanzvergnügen auf dem Platze gerade vor uns. Man kann sich nichts Harmloseres und Volksthümlicheres denken. Der Brautvater führte den Reigen; dann kam das junge Ehepaar und dann das ganze tanzlustige Dorf. Die hellen Farben der Frauen zwischen dem dunklen Tuch der Männer gaben dem Reigen ein belebteres Aussehen. Im großen Kreise drehte sich diese bunte Schlange um den Platz herum, je und dann im ruhigen Schritt gehend, wenn den Trommlern und Pfeifern Kraft und Athem ausgegangen war. So sprang und drehte sich das fröhliche Völklein unermüdlich fort, Stunden lang, bis die hereinbrechende Nacht ihrem Vergnügen ein Ende machte.

Inzwischen waren in unserm Gefängnis düstere Scenen vorgegangen. Ein neuer Trupp von Gefangenen, dreizehn an der Zahl, wurden durch zwei Guardias in den Kerker transportirt. Das waren schlimme Gesellen! Vier unter ihnen hatten Zuchthausstrafe auf Lebenszeit. Einer der Transportirten hatte sich die Füße ganz wund und blutig gelaufen; aber darauf wurde keine Rücksicht genommen. Es ist ganz schrecklich, wenn man denkt, daß diese armen Menschen, wenn sie z. B. in Barcelona verurtheilt sind und nach Ceuta sollen, die ganze Länge Spaniens hindurch zu Fuß von einem Gefängnis zum andern weitergeschleppt werden und unterwegs schutzlos der Grausamkeit und Willkür der Feldjäger und Kerkermeister ausgesetzt sind. Es ist wahr, daß sich unser Kerkermeister am zweiten Tage gegen mich besser betrug. Aber mir schnitt es durchs Herz, wenn ich sah, wie er fast den ganzen Tag seine halberwachsenen Töchter, welche erst vor wenig Wochen ihre Mutter verloren hatten, mit Schlägen mißhandelte. Auch jetzt wieder mißhandelte er die armen Gefangenen auf das empörendste; einer derselben wollte sich aber dergleichen nicht

gefallen lassen und brauchte Widerworte. Da ward er wüthend und drohte ihm eine Kette an den Fuß zu legen, was für ihn ein beliebtes Strafmittel zu sein schien. Allein dabei war er ebenso feige wie grausam. Er getraute sich nicht, allein in den Kerker zu gehen, und rief einen der Guardias zur Hülfe herbei. Der sagte ihm mit der gleichgültigsten Miene von der Welt: „Thu, was du willst; du weißt ja, daß es Gefangene sind," d. h. kein Mensch wird dich darüber zur Rechenschaft ziehen. Und gewißlich, auf dem Marsche und im Kerker werden sie schlimmer als Thiere behandelt. Die weiblichen Gefangenen werden leider in derselben Weise transportirt; und was ich über deren Behandlung in Erfahrung brachte, läßt sich garnicht wieder erzählen. Nimmer hätte ich sonst so in das Elend der armen Gebundenen hineinblicken können. Ich hoffte zu Gott, daß diese Erfahrungen der Mißwirthschaft in den spanischen Gefängnissen später den Aermsten zu Gute kommen und eine Reform wenigstens des scheußlichen Transportes zu Wege bringen würden.

Inzwischen war die Nacht herbeigekommen und auch der Hunger. Besonders einladend war freilich die Mahlzeit nicht, die ich mir selbst hatte kaufen müssen. Für 15 Pfennige Stockfisch, für 10 Pfennige Reis und 8 Pfennige Oel hatte ich angekauft und der Kerkermeister in schmutziger Pfanne es zusammen geschmort. Bis dahin hatte ich mich von einem Stück trockenen Brodes genährt, das ich in San Rafael gekauft hatte. Aber Hunger ist der beste Koch, und satt bin ich doch geworden, ehe ich mich wieder auf die Steine zu kurzem Schlaf niederlegte. Denn ich harrte auf meine Erlösung. Sie kam Sonntag Morgen fünf Uhr. Da klopft es heftig an dem Gefängnis; der Kerkermeister schiebt die schweren Eisenstangen und Riegel zurück, und mit dem Morgenlicht treten der stellvertretende Ortsvorsteher und ein Bote herein, welchen der Gouverneur von Segovia direkt von der Granja aus gesandt hatte, um mich sofort in Freiheit zu setzen, wenn

ich mir nichts hätte zu Schulden kommen lassen. Dieser Zusatz war mir insofern lieb, als meine Freilassung bewies, daß die Brutalität meiner Quäler nicht etwa durch unziemliches Betragen meinerseits veranlaßt war. Wie waren die Leutchen jetzt verwandelt, als sie merkten, daß ich Einfluß an dem Hofe hatte, wie sie sich ausdrückten! Der junge Schulze war freundlich wie ein Ohrwürmchen, und der Kerkermeister hob hervor, wie milde er mich am Samstag behandelt habe. Aber ohne mein Taschenmesser wollte ich nicht gehen; der Kerkermeister mußte wohl oder übel darnach suchen. Er fand es erst lange nicht; aber als ich darauf bestand, entdeckte er es zuletzt in — seiner eigenen Tasche.

Und nun ging es jubelnd der Heimat zu. Das war ein fröhlicher Sonntagmorgen. Wie ganz anders lernt man die Freiheit schätzen, ja eigentlich erst recht verstehen, wenn man im Kerker gesessen hat! Wahrlich, diese Freude wog alles überstandene Leid und Elend auf. So werden wir einst jubelnd in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes einziehen und selbst für das Gefängnis danken.

„Du kannst durch des Todes Thüren
träumend führen
und machst uns auf einmal frei.“

Vor zehn Minuten noch lagen wir gefangen im Kerker, dann kommt ein Schlag an die Thüre; wir beben zusammen, allein der nächste Gedanke ist doch: die Erlösung ist da. Das Licht strömt herein, und wir eilen hinaus in den sonnenlichten Morgen, in die Freiheit.

Da dachte ich an den schönen Pfingstmorgen vor 33 Jahren, als ich von Halle her zu Fuß auf's Missionsfest nach Leipzig pilgernd auf dem großen Schlachtfeld und Geburtsort der deutschen Freiheit auf hohem Steindenkmal die Worte las: „So bestehet nun in der Freiheit, damit euch Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum unter das knechtische Joch fangen.“

Ist es nicht ein herrlicher Beruf, im Namen Christi den Gebundenen eine Oeffnung, den Gefangenen Freiheit zu predigen? So helft denn treulich mit, lieben Freunde, für die armen Gefangenen bei euch und hier zu wirken und zu beten, aber mehr noch, daß die geistliche Knechtschaft des Aberglaubens und Unglaubens auf der ganzen Erde gebrochen werde und der Tag der Freiheit anbreche.

So schnell mich meine Füße tragen wollten, ging es erst durch die Ebene, dann wieder den steilen Berg hinan; aber das merkte ich bald: den fünfstündigen Weg konnte ich doch nicht, wie ich gerne gewollt, in drei Stunden zurücklegen, um den letzten Morgenzug nach Madrid noch zu erreichen. Die Sonne war gar zu heiß, der Weg zu lang und staubig, und vielleicht hatte auch der Stockfisch mir nicht die nöthige Elastizität der Glieder geben können.

Sollte ich denn den ganzen Sonntag, während die Meinen in Madrid sorgend warteten, auf dem kleinen Bahnhof zu Villalba liegen bleiben? Da fiel mir das zuversichtliche Wort der drei kühnen Jünglinge ein, welche trotz des glühenden Ofens Nebucadnezars Bild nicht anbeten wollen und auf seinen Hohn: „Laßt sehen, wer der Gott sei, der euch aus meiner Hand errette", muthig erwiedern: „Es ist nicht Noth, daß wir darauf antworten. Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten. Und wo er es nicht thun will, sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren." Das hat mir immer so besonders gefallen, kühnes Bekenntnis, Glaubensstärke und bescheidene Demuth zugleich. Wenn die armen Leute, welche keinen lebendigen Gott haben, die Christenmenschen darüber ausspotten, daß sie glaubten, Gott solle auf ihre Gebete hören und in ihren oft so kleinen Nöthen helfen, so lautet die trotzige Erwiederung: „Es ist nicht Noth, darauf zu antworten. Wir wissen, daß wir einen lebendigen Gott und keinen Baal haben. Er kann es wohl thun."

Nun giebt's aber Dinge, um welche bestimmt zu bitten man sich oft nicht getraut, und vielleicht mit Recht. Wäre es nicht vermessen gewesen, um Verzögerung des Zuges zu bitten, als ob man die Hauptperson in der Welt wäre, nach der sich Alles richten müßte, vielleicht gar Andern zum Schaden? Aber ich dachte, der liebe Vater kann es wohl fügen; und will er es nicht thun, so wird's für mich das Beste sein. Natürlich war der Zug lange fort, als ich auf den Bahnhof kam; „der nächste Personenzug geht erst Abends sieben Uhr." Und jetzt war es zehn. Aber siehe, da kommt ein leerer Wagenzug daher, und die Freundlichkeit des Stationsvorstehers und des Zugführers machten mir es möglich, mitzufahren. Auch daß ich kein Geld mehr bei mir hatte, war kein Hindernis. Ja fürwahr, wir haben einen liebreichen Vater.

Um zwölf Uhr war ich in Madrid und traf auf dem Wege nach Hause die Meinen, welche gerade von der Kirche kamen, wo ein englischer Freund an meiner Statt spanisch die Predigt gehalten. Das war eine Freude, die sich noch steigerte, als sie nun Alle die hinter mir liegende Trübsal erfuhren, von der sie kaum etwas geahnt; denn aus dem am Samstag-Mittag eingetroffenen Brief hatte meine Frau nur erfahren, daß man mich festgehalten hatte, und durch des deutschen Gesandten Freundlichkeit noch an demselben Abend ein Telegramm aus der Granja erhalten, daß ich sofort befreit werden würde. Mein kleiner Theodor faßte immer wieder meine sonnenverbrannten Hände, weil er meinte, sie seien von den Handfesseln so roth geworden. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Auch der Wunsch, daß durch Gottes Gnade dieses Erlebnis den armen Gefangenen zu Gute kommen möchte, ist in Erfüllung gegangen. Eine Beschreibung dieser Begebenheit, in welcher ich alle Rohheiten und Grausamkeiten, welche die Gefangenen von Polizisten und Kerkermeistern, sonderlich auf

dem Transport, erdulden mußten, auf's deutlichſte ſchilderte, machte die Runde durch faſt alle Zeitungen. Dieſe freuten ſich in der ſonſt an Begebenheiten armen Sommerzeit etwas zu haben, damit ſie ihre Spalten füllen konnten. Das machte ein ſolches Aufſehen, daß der Miniſter des Innern nicht nur eine Unterſuchung anordnete, welche die Erzählung bis in die kleinſten Einzelheiten beſtätigte, ſondern auch, um der öffentlichen Entrüſtung Genüge zu thun, die Herſtellung von Gefangenenwagen anordnete, ſo daß auf allen Bahnſtrecken von einem Gefängnis zum andern nun der Transport nicht mehr zu Fuß geſchieht. Noch heute, wenn ich ſolch einen Wagen im Bahnzug ſehe, freue ich mich, daß die gräuliche Transportirung zu Fuß für die armen Schelme, aber ſonderlich für die Frauen, aufgehört hat, und danke Gott ſtets von Neuem, daß die zwei Tage in ſpaniſchem Gefängnis nicht fruchtlos geweſen ſind. Sein Thun iſt lauter Segen, ſein Gang iſt lauter Licht.

In der Sacriſtei.

Von R. Eckardt.

Am Samstag war's. Ich ſtand allein,
Und Beten war all mein Sinnen.
Ich ſollte morgen beim Frühlichtſchein
Mein erſtes Amt beginnen!
Was ſollt' ich predigen? Ach ſoviel,
Was im Herzen glühend webte,
Und dann ſo hoch das heilige Ziel,
Daß ich in Zagen erbebte!
Wie ſollt' ich predigen, daß voll Reu'
Die Sünder in ſich gingen,
Und die dem Herrn ſchon dienten treu,
Noch inniger an ihm hingen?
Wie ſollt' ich mit meinem armen Wort
Die Gramgebeugten erquicken
Und die Tiefgegründeten fort und fort
Noch tiefer laſſen blicken? —
Da flüchtet' ich in die Sakriſtei
Und ſchaut', in Sinnen verloren,
Dort an den Wänden Reih auf Reih
Die Bilder der alten Paſtoren.
Und ſieh, der Abendſonne Strahl
Glitt durch das Fenſtergitter,
Und wandernd von Bild zu Bilde ſtahl
Sich leuchtend ein Goldgezitter.

Da war's, als pulſte Leben leis
In den längſt verblichenen Zügen,
Als regten die Lippen Mann wie Greis —
Und ihr Hauch muß zu Worten ſich fügen.

I. Reihe. Die ältere Zeit.

Erſtes Bild. 1525.

„Aus Gnaden ſelig!“ Das thue kund,
Haſt du's wie ich erfahren.
Mein Sinn war düſter, mein Herze wund,
Der Buße wollt' ich nicht ſparen.
Doch die Sünden, die Sünden waren zu groß
Und wollten mich ſchier erdrücken.
Da ward ich aller Hoffnung bloß,
Mit den Werken wollt' es nicht glücken.
Ich habe gebetet und hab' mich kaſteit,
Doch lauter nur ſchrie das Gewiſſen.
O ſchreckliche Nacht! O grauſige Zeit!
O furchtbar, Gottes zu miſſen! —
„Aus Gnaden ſelig!“ Wie jauchzt' ich auf
In Chriſti ſeligem Lichte!
Da mußten ſie weichen, die Sünden zuhauf,
Sie wurden alle zunichte.
„Aus Gnaden ſelig!“ das rief ich mir zu,
Ward wieder ich angefochten;
So fand ich immer in Chriſtus Ruh,
Wenn an's Herz die Sünden pochten.
„Aus Gnaden ſelig!“ Nichts Beſſeres kannſt
Bekümmerten Herzen du ſagen!
Und wenn du in Chriſtus Frieden gewannſt,
So m u ß t du zu Andern ihn tragen!

Zweites Bild. 1580.

Die reine Lehr', die reine Lehr',
Die präge feſt in's Gedächtnis;
Du ſollſt der Gemeinde nichts predigen mehr
Als die Schrift und Luthers Vermächtnis.
Die reine Lehr'! Es hat mich ſchier
Der Eifer um ſie verzehret,
Es wandte das Herz in der Bruſt ſich mir,
Sah ich ſie geſchwächt und verkehret.
Die reine Lehr'! Nein, lieber nicht
Wollt' ich in der Pfarre bleiben,
Denn als ein feig verleugnender Wicht
Die Irrlehr' unterſchreiben!
Um die reine Lehr' mit Weib und Kind
Bin ich in's Elend gegangen,
Bis meiner ſich Gott erbarmte lind,
Zertretend des Abgrunds Schlangen.
Die reine Lehr'! Sie birgt das Heil
Für dich und für die Gemeinde!
Du ſündigſt, giebſt du ein Jota feil
Davon dem liſtigen Feinde.
Die reine Lehr'! O laſſe nie
An ihr vernünfteln und rütteln!
Du ſollſt, darfſt du nicht predigen ſie,
Den Staub von den Füßen ſchütteln!

Drittes Bild. 1630.

„Verzage nicht, du Häuflein klein!"
So tröſte die zitternde Herde,
Bricht grimm auf ſie der Wolf herein,
Zu zerſtreuen ſie über die Erde.
Wir ſtanden feſt in grauſer Noth;
Vor des böſen Feindes Wüthen
Kann doch der Herre Zebaoth
Seine Kirche mächtig behüten!

Wir haben's wieder erfahren auf's Neu':
Als unſere Kraft war zerbrochen,
Da kam der Herr und half uns treu,
Wie er's den Seinen verſprochen.
Und wenn es: „Feinde ringsum!“ heißt,
Der Herr iſt bei uns drinnen,
Der ſie mit eiſernem Scepter zerſchmeißt,
Er muß den Sieg gewinnen!
Der Herr iſt mit uns allezeit
Bis an das Ende der Tage,
So werd' auch du ein Rufer im Streit
Und pred'ge nicht weibiſche Klage!
„Verzage nicht, du Häuflein klein!“
Das laſſe tapfer hören,
Wieviel auch der Feinde Willens ſei'n,
Die Kirche zu verſtören!

Viertes Bild. 1690.

Dir hilft nicht reine Lehr' noch Amt,
Biſt du nicht wiedergeboren:
Was nicht aus geheiligtem Herzen ſtammt,
Das predigſt du tauben Ohren.
Betrateſt du ſelber den Heilsweg nicht
Und gingſt ihn nicht ſchrittweis weiter —
Wie willſt du bleiben einſt im Gericht,
Du blinder Blindenleiter?
Du mußt ihn kennen, den heißen Kampf
Der markerſchütternden Buße,
Da der Menſch in herzverzehrendem Krampf
Dem Richter fällt zu Fuße.
Und von dem Gnadendurchbruch dann
Mußt du zu zeugen wiſſen.
Iſt dir zerbrochen der Sündenbann?
Biſt du aus der Angſt geriſſen?

Und iſt die Gotteskindſchaft dir
Im Herzen feſt verſiegelt?
O ſorge, daß dein Predigen hier
Lebendigen Glauben ſpiegelt!

II. Reihe. Die neue Zeit.

Erſtes Bild.

Hier ſollſt du ſtehen als ein Prophet,
Vor dem die Herzen erbeben,
Deß Wort gleich hauendem Schwerte geht
Durch's innerſte, dunkelſte Leben!
Weh dir, wenn nicht dein Weckruf traf
Die ſatten, ſchlummernden Sünder,
Und dreimal weh! verſenkſt du in Schlaf
Die wachenden Gotteskinder!
Faß an, faß an und ſchone nicht
Und mache die Herzen bluten!
Denn beſſer, hier fühlen ſie Gottes Gericht,
Als dort in den ewigen Gluthen.
Und ob man murret, und ob dich kaum
Die Gemeinde wähnet zu tragen,
Du ſollſt das alles achten für Schaum
Und einſam ehern ragen.
Sollſt Sünde ſtrafen, bis weinend lauſcht
Voll Heilsbegier die Gemeine,
Bis Gottes Lebensodem rauſcht
Durch die morſchen Todtengebeine!

Zweites Bild.

Sprich freundlich zu dem Volke des Herrn,
Daß Jeder es freudig ſpüret,
Du möchteſt zu Chriſtus führen gern,
Weil Chriſtus dich zu ſich geführet.

Ein Heilandsherz laß ſprechen mild
Aus deinem treuen Werben —
Das Leben iſt rauh, die Welt iſt wild,
Ach, manche Seele will ſterben!
Sie ſchaut der Verzweiflung ſchwarzen Strom,
Wie war ſie irre gegangen!
Fahr' ſanft mit dem Knaben Abſalom
Und ſtoß nicht hinab den Bangen!
Neig' dich zu ihm, er iſt ſo ſcheu,
Such ihn mit deinem Lieben,
Zeig ihm, wie ſehr dein Herz ſich freu'
An dem Heimweh, das ihm noch geblieben!
O hüte dich, des Geſetzes Schwert
Ihm in die Wunde zu bohren,
Du tödteſt, was deine Hilfe begehrt,
Er gehet durch dich verloren!
Fleuß lindernd Oel mit zarter Hand
In ſeine klaffenden Wunden!
Er ſchmachtete lang im Sonnenbrand,
Nun ſoll er durch dich geſunden!

Drittes Bild.

Ein Beten ſoll dein Predigen ſein,
Ein Jakobskampf um die Deinen,
Greif kühn in Gottes Herz hinein
Mit Bitten und Klagen und Weinen!
Sieh unter der Kanzel Alle dir an,
Nimm in dich ihr Wohl und Wehe,
Sorg' wie eine Mutter und ſteh' wie ein Mann,
Daß Keines verloren gehe!
Sie ſollen's merken aus jedem Wort,
Du zitterſt und ringſt für ihr Leben
Und ſchreieſt zum Höchſten fort und fort,
Bis daß er ſie dir gegeben.

Sie ſollen es fühlen, wie ſchwach du ſeiſt,
Zerbrochen in Gottes Händen,
Und doch ihn faſſeſt mit brünſtigem Geiſt,
Ob alle Kräfte gleich ſchwänden.
Und ſpüren ſie, wie dein armes Ich
Im Kampfe mit Gott erlieget,
Dann zeiget Gott als Iſrael dich,
Dann haſt du obgeſieget!

Viertes Bild.

Es iſt ſo ſchwer, in Martha's Müh'
Mit Maria's Herzen zu ſtehen!
Laß Ewigkeit in heil'ger Früh'
Die Seelen ſtill durchwehen!
So manche Seele verſchmachtet ſchier
In der Zeit der Fabrik und Maſchine;
O möchteſt du ſtets nur bieten ihr,
Was ihr zur Erquickung diene!
Laß draußen des Alltags widrigen Wuſt,
Das Gezänk der Parteien und Stände,
Hier athme Frieden jede Bruſt,
Hier ſollen ſich falten die Hände.
Und du, o ſetze dich ſelber auch
Zu deines Heilands Füßen
Und laſſe durch ſeines Mundes Hauch
Die Ewigkeit dich grüßen!
Denn Martha's Mühe feſſelt auch dich
So viele, viele Stunden,
Die Vielgeſchäftigkeit hat ſich
Auch um's heiligſte Amt gewunden.
Verein und Verſammlung und Vieles mehr —
Wo blieb des Kämmerleins Frieden?
Wie trägſt du des Lebens Unraſt ſchwer,
Ward Mariens Herz dir beſchieden!

Doch ob ſich draußen der Werke Laſt
Beklemmend auf's Herz dir leget,
Hier zeige, daß du das Eine haſt,
Was Mariens Sinn einſt beweget!

Und weiter war der Strahl gemach
Von Bild zu Bilde geglitten.
Noch hallten in mir die Stimmen nach,
Die um meine Seele ſtritten.
Und betend fiel ich auf die Knie':
O Herr, ich werde zu Schanden!
Wie ſoll ich in Schwachheit predigen hie,
Wo ſolche Zeugen geſtanden?
Ein Jeder in ſeiner Eigenart,
Wie in ihm du Geſtalt gewonnen,
Der Eine ſtreng, der Andre zart —
Mit wem wird das Rechte begonnen? —
Und ſieh, da hatte das letzte Geleucht
Den Crucifixus umwoben;
Ich ſah es, und mein Auge ward feucht,
Und die Zweifel waren zerſtoben.
Dich will ich predigen, dich allein,
Wie ich am Kreuz dich erſchaute!
Dann trag' ich einen hellen Schein
In die Seelen, die Gott mir vertraute.

Einige Bemerkungen über Schillers Lyrik.

Von Georg Lasson.

Die Lyrik Schillers steht seit langer Zeit beim deutschen Volke nicht in gleicher Gunst wie seine Dramen. Das liegt zum Theil daran, daß uns Schillers Gedichte allzu gut bekannt sind. Gerade diejenigen seiner Dichtungen, die am unmittelbarsten auf das Gemüth zu wirken und die fühlende Seele zu ergreifen vermögen, seine Balladen, sind den Meisten von uns dadurch verleidet, daß wir uns in der Schule bis zum Ueberdruß haben mit ihnen beschäftigen müssen. Die Zahl der Pädagogen ist gering, die im Stande sind, die Freude und Begeisterung der Schüler wach zu halten während des täglichen Einerleis der Einprägung und Einübung des vorgeschriebenen Pensums. Die Regel ist vielmehr, daß der schulmäßige Betrieb auch über den herrlichsten und erhebendsten Gegenstand den Schleier grauer Langeweile breitet und daß das jugendliche Gemüth sich schon darum mit Widerwillen gegen den Lernstoff erfüllt, weil es durch Zwang auf ihn gewiesen und mit Zwang bei ihm festgehalten wird. Es ist überaus traurig, daß sich dieser Widerwille auf so wunderbare Schöpfungen wie die Schillerschen Balladen erstrecken muß, denen in der Weltlitteratur nichts Aehnliches an die Seite gesetzt werden kann. Aber es ist doch thatsächlich so, daß man heutzutage wohl mit einem ironischen Naserümpfen Wendungen citirt wie: „Möros, den Dolch

im Gewande," oder „der ist besorgt und aufgehoben," oder „die Scene wird zum Tribunal," — aber die Zumuthung, doch einmal wieder mit Muße und Andacht in ein Gedicht wie „die Kraniche des Ibykus" sich zu vertiefen, mit dem entsetzten Ausruf abwehrt: „Aber ich bitte dich, Freund! das langweilige Zeug haben wir ja schon auf der Schule gründlich satt bekommen!" — Und dabei ist dies langweilige Zeug ein Kunstwerk, das an Formvollendung und Gedankenreichthum seines Gleichen nicht findet.

Freilich spielt bei dieser Abwendung von der Schillerschen Lyrik noch mehr mit als nur der Ueberdruß von der Schule her. Unsere Zeit ist überhaupt für Poesie wenig empfänglich, und am wenigsten für Poesie von der Art der Schillerschen. Der ungeheuren Gewalt seiner tragischen Muse kann auch das heutige Geschlecht sich zwar nicht ganz entziehen, wiewohl es Verständnis und mitfühlende Begeisterung viel eher einem Ibsen und einem Gerhard Hauptmann entgegenbringt. Aber von der schlechthinnigen Diesseitigkeit und vollendeten Gewöhnlichkeit der Stimmung, die heute die Mehrzahl der Menschen beherrscht, führt zu der erhabenen Gedankenwelt, in der Schiller lebte und der er in seinen Gedichten den tiefsten und reinsten Ausdruck gab, keine Brücke. Er ist mit dem Besten, was er in sich trug, mit der hohen Idealität und dem frohen Glauben seiner sittlichen Persönlichkeit, den Menschen unserer Zeit fremd geworden; man lobt ihn, aber man liest ihn nicht, man kommentirt ihn, aber man versteht ihn nicht. Und darum findet man den Zugang nicht mehr zu seiner Lyrik. Mit dem Schlagwort „philosophische Gedichte" glaubt man sie verurtheilt und freut sich der Mühe überhoben zu sein, sich in sie hineinzudenken.

Es ist nicht bloß unwahrscheinlich, es ist unmöglich, daß diese Stimmung daure. Kein Volk kann auf längere Zeit in der bloßen Diesseitigkeit des Strebens sein Genüge finden. Das Ideal, das erstorben schien, lebt immer wieder auf.

Oder vielmehr, es schien nur erstorben; durch eine mächtige Gegenströmung zeitweise zurückgedrängt, ist es doch in der Volksseele keineswegs entwurzelt worden, und wenn sich die großen Wasser verlaufen haben, hebt es sich prächtiger und kraftvoller als vorher wieder zum Licht empor. Irgendwo findet es seine Heimat auch zu der Zeit, in der es gänzlich von der Oberfläche verschwunden ist. Wir wissen heute nur eine Stätte, in deren Mitte der Glaube an eine obere Welt, die Anknüpfung des Gemüthes an eine übersinnliche Wahrheit eine sichere Zuflucht finden und unserm Volke für bessere Zeiten aufgehoben werden kann, — das ist die Gemeinschaft der gläubigen Christen. In ihre Hände ist die Pflege alles dessen gelegt, was dazu helfen kann, den Zug der Menschenseele nach oben, ihren Durst nach Gnade und Wahrheit wachzuhalten und zu mehren. Wie dereinst die Kirche es war, die in der Barbarei des beginnenden Mittelalters das Erbe der antiken Cultur zu hüten und den überlieferten Schatz der Bildung für die künftigen Geschlechter zu retten hatte, so sind es immer die christlichen Kreise gewesen, die über Zeiten geistiger Dürre hinaus die nährende, lebendige Speise aufbewahrt und das Volksleben auf's Neue mit den heiligsten Gütern des Glaubens und der Erkenntnis befruchtet haben. Heute, wo der Alles leugnende und an Allem, ja auch an sich selbst verzweifelnde Naturalismus seine innere Stumpfheit und eine geistige Trägheit traurigster Art in unserem Volke großgezogen hat, muß die gläubige Gemeinde, das christliche Haus, wieder der Aufgabe eingedenk sein, das Beste unserer Cultur in ihrer Mitte treu zu bergen. Zu diesem Besten rechnen wir auch die Kunst und die Gedankenwelt unserer klassischen Dichter, vor Allem Schillers. Ihn als einen Bundesgenossen erkennen zu lehren in dem großen Kampfe für die geistigen Ideale unseres Volkes, ist die Absicht dieser Zeilen.

Die Zeit ist ja wohl vorbei, wo man in Schiller einen

antichristlichen oder antireligiösen Geist wittern wollte. Ein Blick auf die Dichtung unserer Tage genügt, um uns zu zeigen, wie antichristliche und antireligiöse Poesie aussieht. Auch den liberalen Freiheitsmann, den rothen Revolutionär wird man nicht mehr in ihm suchen; wir wissen, daß solche Leute sich anders ausnehmen, und sind überzeugt, daß nur ein im Grunde seines Herzens konservativer Mann sich in Worten äußern konnte wie diesen: „Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben, — theure, kostbare Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen." — Aber natürlich kann es uns ebensowenig verborgen bleiben, daß wir in Schiller nicht einen gläubigen Christen vor uns haben, der sich in der Gemeinschaft der Kirche als ein Glied am Leibe Christi gefühlt und mit dem Heiland in einem persönlichen Verhältnis gestanden hätte. Der Gründe, die seine persönliche Entfremdung von der Kirche und ihrem geistlichen Leben erklären und entschuldigen, sind viele. Aber es ist von vornherein richtiger, in Dankbarkeit zu erkennen, was ihm gegeben war und durch ihn unserm Volke zu Theil geworden ist, als sich bei der Klage über das aufzuhalten, was ihm gefehlt hat. Und wir dürfen doch noch mit mehr Recht ihn zu den Unsern zählen, als nur durch Berufung auf das milde Heilandswort: wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Wenn es ihm nicht beschieden war, zur persönlichen Reife des religiösen Lebens im Glauben an Christum vorzudringen, so hat er doch nicht bloß aus der Atmosphäre, in der er aufwuchs, die Grundzüge evangelischer Welt- und Lebensanschauung in sich aufgenommen, sondern im heißen Kampfe nach sittlicher Vollendung, im ernsten Ringen nach ewiger Wahrheit diese Grundzüge sich zum freien Besitz erobert und ihnen in den Schöpfungen seiner dichterischen Phantasie die

lebendige Gestalt gegeben. Es wäre ein Irrthum, wollte man in ihm nur den Vertreter einer humanistischen Moral sehen; er begegnet sich in seinen sittlichen Anschauungen auf das genaueste mit den Grundsätzen evangelischer Sittlichkeit. Kurz gefaßt möchten wir sagen, daß er der Erlösungslehre des Evangeliums ferne steht, seiner Gnadenlehre aber ganz nahe gekommen ist. Wie seine Lyrik auf dies Ziel uns hinweist und ein Zeugnis für die höchsten Ideen der christlichen Weltanschauung ablegt, darüber möchten wir im Folgenden einige Andeutungen wagen.

I. Die Eigenart der Schillerschen Lyrik.

War denn Schiller überhaupt ein Lyriker? War ihm der Lieder süßer Mund, das unter jedem Windhauche mitklingende Herz, war ihm die Gabe verliehen, jeden Eindruck, den sein Inneres aufnahm, jede Stimmung, die seine Seele bewegte, im leichten und doch tiefen, im allgemein giltigen und doch ganz innig-persönlichen Gesange wiederzugeben? Wenn wir die Frage so stellen, dann steht schon vor unsrer Seele das Bild des Mannes, der uns als der eigentliche deutsche Lyriker gilt, Goethe's. Und wir sind geneigt, die Dichtung Schillers an dem Goetheschen Sange zu messen und, weil sie so ganz anders ist als die seines großen Freundes, zu meinen, als Dramatiker sei Schiller ja Goethen wohl ebenbürtig, wenn nicht überlegen, aber als Lyriker könne er sich doch mit ihm nicht vergleichen. Nun, daß die Vergleichung hier wie durchweg, wenn man Goethe und Schiller nebeneinanderstellt, vom Uebel sei, das ist gewiß richtig. Aber nicht deßhalb, weil irgendwo auf der Seite des Einen ein entschiedener Vorsprung vor dem Andern sich zeigte, sondern weil Jeder auf seinem Gebiete unübertrefflich, Beide aber durch die Art ihrer Persönlichkeit und ihrer Begabung auf verschiedene Gebiete angewiesen sind. Ein Lied wie Goethe's

„Mailied“ oder „An den Mond“ hat Schiller zu dichten nie den Versuch gemacht; es ist bezeichnend genug, daß das einzige Stimmungsbild, das unter seinen Gedichten sich findet, „der Abend“, die Beischrift trägt: nach einem Gemälde. Aber dafür wird man auch bei Goethe kein Gedicht finden, in dem geschichtliche Ideen und sittliche Conflikte zu so vergeistigter Darstellung gekommen sind wie in Schillers Balladen; wie weit bleiben doch bei aller dichterischen Schönheit „die Braut von Korinth“, „der Gott und die Bajadere“ hinter den gleichartigen Schillerschen Dichtungen zurück!

Man darf eben der lyrischen Dichtung die Grenzen nicht zu eng stecken. Gewöhnlich halten wir der lyrischen Poesie nur den Dichter fähig, den Schiller selbst als den naiven bezeichnet und dem er den sentimentalen entgegengestellt hat. Es hat ihm dabei ohne Frage der Gegensatz vorgeschwebt, der zwischen Goethe's und seinem Wesen bestand. Goethe ist der naive Dichter, eine harmonische Natur, die mit sich und mit der Welt von vornherein im Einklange steht. Die Welt liegt klar und hell vor ihm. Es muß alles so sein wie es ist, und es ist gut so. Die zartesten Schwingungen seiner Seele antworten auf den leisesten Eindruck der Außenwelt in mitfühlendem Klange. Die Empfindung beherrscht ihn; jeder Leidenschaft gehört er ganz. Aber aus jedem Affekt stellt sich auch von selbst das innere Gleichgewicht allmählich wieder her; für innere Selbstqual, für bittere Reue, für den immer erneuten Kampf des reinen Willens wider den unreinen Trieb bleibt hier kein Raum. Es ist ein hohes Ideal — die schöne Seele, die mit sich und mit der Welt im Frieden steht; aber das Höchste ist es nicht, und die Leichtfertigkeit und der Selbstbetrug lauern dahinter und können in jedem Augenblick das schöne Ideal in seiner sündigen Blöße offenbar machen.

Das schließt nicht aus, daß von einer solchen „harmonischen Natur“ ein Zauber ausgeht, der ihr die Herzen erobert, daß in ihr eine Gabe von oben wohnt, die über das Leben und

die Welt einen Schimmer der Verklärung ausgießt. Die noch unentweihte Natur, das Leben, das noch durch keinen Zwiespalt zerrissen ist, spiegelt sich in dem naiven Dichter wieder, und weil er deßhalb der allgemein menschlichen Empfindung Ausdruck geben kann, so gewinnt er aller Menschen Herz. Goethe's Dichtung ist universell; für die Töne, die er in seinen Liedern anschlägt, sind in aller Herren Ländern die Seelen empfänglich. Natur und Liebe, Freundschaft und Geselligkeit, die einfachen Elemente der Andacht und des Trotzes, des frommen Gefühles und der titanischen Begierde, die Freude am Schönen, das Vertrauen auf die Vernunft in der Welt — das alles spricht das Gemüth unmittelbar an und macht Goethe zum Weltdichter, zum Lyriker als solchem.

Das hat ihm Schiller selbst zugestanden und vielleicht nicht immer ohne ein Gefühl der Bitterkeit in Goethe den Glücklichen bewundert, der ohne die Mühe zu bestehen, die Charis erlangt hat. Aber er hat auch neben ihm sich in seinem eigenthümlichen Wesen zu behaupten und das Recht seiner Eigenart klar zu erkennen gewußt. Wenn es sich manchmal so ausnimmt, als wollte er dem naiven Dichter vor dem sentimentalischen, dem holden Blüthenalter der Natur vor der rauhen Gegenwart die Palme reichen, so wird das wesentlich mit zu der poetischen Einkleidung zu rechnen sein, in der er seine Gedanken vorträgt. Ihm selbst ist es in Wahrheit so wenig verborgen gewesen, wie es uns verborgen sein kann, daß nicht die unmittelbare Natürlichkeit, sondern erst die versittlichte, befreite, geheiligte Natur die wahre Natur des Menschen ist.

Schiller hat sich diese Erkenntnis am eignen Leben errungen. Ihm lag die freie Harmonie der Kräfte und Gaben nicht am Anfang, sondern am Ziele seines Weges. Er war darauf gewiesen, sich zum Charakter zu bilden. Nicht sich so zu nehmen und zu geben, wie seine Natur war, durfte ihm genügen; er mußte mit freiem Willen und sittlicher An-

ſtrengung aus ſeiner Natur erſt das Rechte machen. Ihn erſchüttert der Zwieſpalt zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit. Seine erſte wiſſenſchaftliche Arbeit fragt nach dem Zuſammenhange der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen; die Geſtalten ſeiner erſten Dramen ſind mehr Thier und Geiſt, mehr Teufel und Engel als Menſchen. Auch in der Welt, die ihn umgiebt, zeigt ſich ihm zunächſt nicht die lichte Schönheit, die klare Ordnung, ſondern das finſtere Schickſal, das dunkle Räthſel. „Wer erfreute ſich des Lebens, der in ſeine Tiefen blickt?“ Verſchleiern laſſen ſich dieſe Tiefen nicht; alſo bleibt nur ein Weg: in ſie hinabzuſteigen und durch die Kraft muthigen Glaubens und geiſtiger Anſtrengung ſich aus ihnen wieder emporzuarbeiten zum Licht. Das Leben iſt für den Menſchen eine Aufgabe; die Menſchheit hat die große Schuld der Zeiten zu bezahlen: es iſt der Geiſt und die Geſchichte, durch die ſich die Räthſel des natürlichen Daſeins müſſen löſen laſſen. Darum gelten Schillers wiſſenſchaftliche Studien der Philoſophie und der Geſchichte, wie Goethe der Naturwiſſenſchaft ergeben war. Darum lebt Schillers dichteriſche Einbildungskraft am mächtigſten in den Bildern vom Kampf menſchlicher Charaktere mit der Welt und mit einander; er iſt der geborene Dramatiker. Das ſittliche Problem beſchäftigt ihn faſt ausſchließlich, und die Löſung, die er ihm giebt, liegt in einer Höhe, die ihm das Verſtändnis nur innerhalb einer ganz beſtimmten Kulturſtufe, der deutſchen evangeliſchen Bildung, ſichert. Er iſt im eigentlichen Sinne der deutſche Dichter, enger als Goethe, aber auch tiefer. Die bunte Fülle des geſchäftigen Menſchendaſeins ſchränkt ſich ihm ein zu der Anſchauung einer Reihe erhabener und beherrſchender Ideen. Will er den Frühling beſingen, ſo dichtet er die Klage der Ceres; will er die Liebe preiſen — ſo beſingt er die Würde der Frauen. Am ſtärkſten wirkt er, wo er den ſittlichen Ideen der Menſchheit nachgeht und in geſchichtlichen Begebenheiten und typiſchen Perſönlichkeiten das Walten der

ewigen Gerechtigkeit, den Sieg des Glaubens und der Zucht beſingt. Aber den tiefſten Einblick in die Welt ſeines inneren Lebens eröffnet er uns in den Gedichten, die losgelöſt von der Erzählung eines einzelnen Ereigniſſes, die ernſteſten Lebensräthſel, die ſchwerſten Geiſteskämpfe vor uns enthüllen und den Gang der Vorſehung, den Sieg des Lichtes in der Geſchichte der menſchlichen Geſittung, in dem Reifen des menſchlichen Charakters uns offenbaren.

Und nun erneuert ſich die Frage: iſt Schiller ein Lyriker? Iſt er es in dem Vollſinne des Worts, in dem man damit den Dichter von quellender Empfindung und inniger Gefühlstiefe verſteht? Im weiteren Sinne rechnet man ja die ſogenannte didaktiſche Poeſie mit unter die lyriſchen Dichtungsarten; aber daß ſie keine reine poetiſche Gattung, daß der Genuß, den ſie gewährt, kein ſchlechthin künſtleriſcher iſt, darin ſind wir doch Alle einig. Sind aber die lyriſchen Gedichte Schillers zum guten Theil „Gedankendichtungen“ oder gar „Lehrgedichte“, ſind ſie nicht aus dem vollen, warm empfindenden Herzen geboren, ſondern durch mühſame Reflexion auf Grund philoſophiſcher Studien künſtlich erzeugt: dann haben ſie auch dichteriſch nicht den Werth echter Poeſie und ſind eine Zwitterſchöpfung, ſehr intereſſant vielleicht, aber nicht wie rechte Kunſtwerke in abſichtsloſer Heiterkeit erquickend. Der Schluß wäre richtig; aber die Vorausſetzung iſt irrig.

Schillers Lyrik iſt keine Lehrdichtung. Ihn leitet nicht die Abſicht, durch ſein Kunſtwerk bei den Menſchen einen guten Zweck zu erreichen. Er hat weder die Tendenz, zu belehren noch zu bekehren, weder zu erziehen noch zu erbauen. Auch er will nichts, als was jeder rechte Lyriker will, im Geſange ausſtrömen laſſen, wovon ſein Herz voll iſt. Was ihn von den meiſten anderen Lyrikern unterſcheidet, iſt nur dies, daß, was ſein Herz am ſtärkſten ergreift und ſeine Seele am tiefſten bewegt, nicht die Freuden und Leiden des einzelnen Ich, ſondern die großen Angelegenheiten des Menſchengeiſtes

und der Weltgeschichte sind. Auch dem Lyriker, der ausschließlich von Lenz und Liebe, oder auch von Kummer und Leidenschaft singt, begegnet es wohl, daß in seinem Liede ein Stück plumpe Natur, bloßer Stoff stehen bleibt, den geistig zu verarbeiten und in der eignen Innerlichkeit zu verklären ihm nicht gelungen ist. Wäre es ein Wunder, wenn man Schiller nachweisen könnte, daß hier und da der trockene Ton, das bloße lehrhafte Interesse des Verstandes an einem für das innere Leben gleichgiltigen Gegenstande in seiner Dichtung sich geltend machte? Und doch möchten wir behaupten, daß es nur ein Gedicht aus der Zeit seiner beginnenden Meisterschaft giebt, dem dieser Vorwurf vielleicht gemacht werden könnte —, das erste der ganzen Gattung, das Werk, mit dem er den ersten Schritt auf der Bahn wagte, auf der es für ihn hernach nur noch herrliches Gelingen gab, „die Künstler.“ In all seinen späteren Gedichten wird man uns nicht eine Zeile zeigen können, in der nicht der Pulsschlag innerer Antheilnahme des Gemüthes sich spüren ließe. In ihnen allen tritt der Werth des reinen Kunstwerks klar zu Tage, der nicht in der Tendenz auf eine bestimmte moralische Wirkung, sondern in der Offenbarung des Innern einer edeln Künstlerpersönlichkeit besteht. Und darum wird man getrost sagen dürfen, daß wir in Schillers Gedichten so echte Lyrik vor uns haben wie in irgend welchen andern, und daß man sich die Mühe nicht verdrießen lassen soll, um den Künstler zu verstehen, auch in Künstlers Lande zu gehen.

II. Die mythologische Form der Schillerschen Lyrik.

Da fällt uns nun freilich ein Bestandtheil seiner Dichtweise besonders befremdlich, ja fast erkältend auf —, die mythologische Form seiner Darstellung. Den Kindern der modernen Bildung ist die schöne Welt des Griechenthums, die luftige Gesellschaft des Olymp nicht mehr so innig vertraut,

so geistig verwandt wie der Generation der Goethe-Schillerschen Epoche. Und den gläubigen Christen kann es wohl ärgern, wenn er den Dichter so gründlich mit diesen Schemen eines in Trümmer gesunkenen Götzendienstes sich abgeben sieht. Indessen würde man sich doch vollkommen täuschen, wollte man meinen, daß Schiller diese Gestalten der griechischen Fabelwelt irgendwie ernsthaft nähme. Er braucht sie nicht anders als im dichterischen Spiel zur poetischen Verkörperung seiner Ideen, wie auch sonst der Dichter die Figuren benutzt, die in der Phantasie des Volkes schon eine feste Prägung und bestimmte Bedeutung gewonnen haben, die guten und die bösen Geister, die hilfreichen und die schädlichen Mächte, die in der Sage und im Märchen ihr Wesen treiben. Sind doch gerade die Götter der griechischen Mythologie von vornherein schon solche märchenhaften Phantasiegestalten, die zur Religion nur in sehr loser Beziehung stehen. Zwischen den Göttern, die im griechischen Cultus verehrt und angebetet werden, und den Göttern, wie sie die griechische Sage und Poesie geschaffen hat, besteht nur ein äußerst lockerer Zusammenhang. Das alte Wort, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter gegeben haben, könnte ebensogut umgekehrt werden in das Wort, daß sie ihnen ihre Götter genommen und sie aus Objecten religiöser Ehrfurcht zu Gegenständen ästhetischen Ergötzens gemacht haben. Darum sind vollends diese Göttergestalten inmitten der christlichen Cultur für den Glauben ganz ungefährlich und für das heitere Spiel der Kunst besonders gut geeignet.

Anders hat es auch Schiller nicht gemeint, wenn er seine Gedichte mit den schönen Wesen aus dem Fabellande bevölkert hat. Man thut ihm wahrlich Unrecht, wenn man das in der That leicht mißzuverstehende Gedicht „die Götter Griechenlands“ als einen Angriff auf das Christenthum auffaßt. Soweit es polemisch gemeint ist, wendet es sich mit Wucht und gutem Rechte gegen den Rationalismus seiner Zeit, gegen

die kahle Aufklärung, die von dem persönlichen, lebendigen Gotte nichts übrig gelassen hat, als die frostige Abstraktion eines höchsten Wesens, des geschickten Uhrmachers, der die Weltmaschinerie in Gang gebracht hat und sich weiter zu ihr nicht in Beziehung setzt. Im Uebrigen aber bekennt sich auch dies Gedicht, wenngleich mit dem wohlbegreiflichen Schmerze des Dichters, zu der Einsicht, daß die Poesie das Leben nicht ausfüllen, die bloß natürliche Harmonie des ästhetischen Empfindens dem sittlichen Menschen nicht genügen kann, und daß vor den ernsten Aufgaben des geistigen und sittlichen Fortschrittes der Menschheit die Selbstzufriedenheit der naiven Lebensfreude in das Schattenreich der Dichtung fliehen muß. Dagegen wird vom christlichen Standpunkte nichts einzuwenden sein.

Aber wenn nun bei Schiller keine dem Christenthum feindliche Absicht gewaltet hat, weßhalb hat er denn diese fernliegende und dem unmittelbaren christlichen Gefühl ärgerliche Mythologie benutzt? Konnte er zur Verkörperung seiner Ideen nicht Gestalten finden, die dem deutschen Volksgemüthe vertrauter und dem christlichen Glauben entsprechender sind? Wir möchten in allem Ernst antworten: nein. Daß schließlich auch bei ihm ab und an sich die Manier verspüren läßt und er den Polytheismus anbringt, wo man ihn gar nicht sucht, das kann man getrost zugeben. Am auffälligsten ist uns da immer die Stelle in der Jungfrau von Orleans gewesen, wo diese einfältig kindliche Christin in der Tiefe ihres Elends das Bekenntnis ihres unerschütterlichen Glaubens ablegt und sagen muß: ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menschen. Das ist schlechthin ein Fehler und wäre gewiß leicht zu vermeiden gewesen. Aber im Ganzen wird man dem Dichter Recht geben müssen, wenn er so oft das Kleid für seine Schöpfungen von dem Volke entlehnt hat, das doch das Künstlervolk für alle Zeiten bleibt und von der Vorsehung den geschichtlichen Beruf empfangen hat, die Welt der reinen

Formen für die anschauende Phantasie zu gestalten. Es ist ja nicht zu leugnen, daß heute die Phantasie lieber in Japan oder bei allerlei halbwilden Nationen sich ihre Muster sucht als bei den Griechen; aber das ist zweifelsohne nichts als eine vorübergehende Ausartung. Wir kommen von den Griechen nicht los, so wenig wie vom Neuen Testament, an dem auch der griechische Geist seinen wohlbemessenen Antheil hat. Und wenn erst das Interesse an den idealen Seiten des Lebens wieder stärker erwacht, dann werden auch diejenigen künstlerischen Bilder und Symbole uns wieder vertrauter werden, in denen sich idealer Gehalt ewigklar und spiegelrein und eben darstellen läßt wie sonst nirgends, die Schöpfungen des künstlerischen Geistes der Griechen.

Es hat für den Dichter in diesem Punkte förmlich eine Zwangslage bestanden. Das Geistige sinnlich zu verkörpern, ist für die moderne Kunst, der die christliche Kultur den Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch so tief eingeprägt hat, eine unendlich schwere Aufgabe. Kalte Allegorien eigner Erfindung helfen da so wenig wie der Rückgang etwa auf die Nebelbilder der nordischen Götterſage. Wir müssen nur bedenken, daß es sich in den Schillerschen Dichtungen um Gedankenreihen handelt, die geradesweges an die höchsten Anschauungen des christlichen Bewußtseins sich anfügen. So blieb dem Dichter nur die Wahl, entweder die heiligen Gestalten des christlichen Glaubens selber in sein Lied aufzunehmen oder die edelsten Symbole zu benutzen, die in der außerchristlichen Kunst zu finden waren. Wir werden es ihm nicht verübeln dürfen, daß er für das Letztere sich entschieden hat. Denn die heiligen Gestalten unseres Glaubens sind für uns zu erhaben, als daß wir sie zu bloßen Gegenständen der Poesie gemacht sehen wollten. Sie gehören in die religiöse Dichtung hinein, die mit Fug und Recht die Kunst in den Dienst der Erbauung stellt. Ein Künstler aber, der nicht als ein Glied der gläubigen Gemeinde in seinen Glaubensgenossen die Andacht wecken und den

Glauben stärken, sondern in rein künstlerischem Sinne bilden will, was in ihm lebt, der thut besser, sich von den Bildern fernzuhalten, die uns zur Anbetung und zum Gottesdienste mahnen. Kein gläubiger Christ, der die Schlußverse von Schillers „Ideal und Leben“ liest, wird sich des Gedankens erwehren können, daß hier eine Hinweisung auf Christi Erniedrigung und Erhöhung verborgen ist; aber zugleich wird Jeder es dem Dichter Dank wissen, daß er an dieser Stelle nicht die Gestalt unseres leidenden und triumphirenden Erlösers selbst uns vor Augen geführt, sondern an einem vorchristlichen Typus, an dem Bilde des Herakles, den Gedanken, der ihn bewegt, versinnlicht hat. Will man einwenden, das Heilige sollte eben überhaupt nicht Gegenstand der Kunst werden: wohl, wir können diese Stimmung vollkommen verstehen, die dem reformirten Abscheu vor aller künstlerischen Verwerthung religiöser Motive zu Grunde liegt. Will man aber der Kunst ihre höchste Aufgabe nicht verschränken und ihr auch das Göttliche und Geistliche zu bilden zugestehen, dann muß man ihr auch erlauben, daß sie sich ihre Darstellungsformen daher hole, wo sie im künstlerischen Sinne am angemessensten zu finden sind. Die plastische Kunst wird bei der Darstellung Gott-Vaters den Anklang an die Zeusgestalt so wenig jemals loswerden wie bei der Darstellung Christi den Anklang an den Apollotypus. Wenn wir uns hier mit der antiken Formensprache befreunden können, dann werden wir auch dem Dichter nicht zürnen dürfen, der, weil er die höchsten Ideale unserer christlichen Gedankenwelt leibhaft gestalten und sich doch nicht in das Gebiet der Erbauung und Andacht eindrängen will, sich der leicht zu deutenden Symbole griechischer Kunst bedient. Die Katholiken haben es ja in diesem Punkte bequemer als wir Protestanten; sie haben einen Himmel voll mannigfaltigster Heiligengestalten, der ihnen den heidnischen Olymp trefflich ersetzt. Und das Schönheitsideal der Madonna hat oft genug bedenklich nach der Seite der griechischen Schönheitsgöttin

geschwankt. Aber wir wollen doch recht dankbar dafür sein, daß die spielerische Einbildungskraft und sinnliche Anschauung im Protestantismus in ihre Grenzen gewiesen ist und dem ernsten Inhalt unseres Glaubens ferne bleiben muß. Mag man es denn als einen Nothbehelf ansehen, daß Schiller seine christliche Gedankenwelt in's Gewand griechischer Mythologie hat kleiden müssen, so dürfen wir uns doch an der hohen Schönheit, die dadurch in seine Gedichte geflossen ist, ebenso freuen wie an der Tiefe des Inhalts, den diese edlen Formen bergen.

III. Die Gedankenwelt der Schillerschen Lyrik.

Schiller ist der Dichter des sittlichen Ideals. In diesen Worten glauben wir seine Bedeutung am kürzesten und treffendsten aussprechen zu können. Nur über das Wort Ideal müssen wir noch eine Erklärung hinzufügen. Man braucht dies Wort gewöhnlich, ohne sich eines Unterschiedes bewußt zu sein, gleichbedeutend mit dem Worte: Idee, und versteht darunter einen körperlosen Schemen, einen abstracten Gedanken, eine der Wirklichkeit widersprechende schöne Einbildung, ein dem Menschen unerreichbar fernes Ziel. Aber damit trifft man den Sinn des Wortes durchaus nicht. Seinen rechten Sinn gewinnt dies Wort überhaupt erst da, wo ihm die christliche Weltanschauung zu Grunde liegt. Freilich lebt ein Jeder, der von Ideeen und Idealen spricht, der Ueberzeugung, daß in allem irdischen und sinnlichen Dasein geistige Normen, Gedanken, Regeln, Gesetze und Zwecke herrschen, nach denen die Welt gestaltet und die der denkende Mensch zu erkennen berufen ist. Aber in voller Klarheit ist diese Ueberzeugung doch nur dem gläubigen Christen in Fleisch und Blut übergegangen, der die ganze Welt des Sichtbaren als die Offenbarung von Gedanken Gottes und den Gang der Weltgeschichte als die Auswirkung des göttlichen Rathschlusses anzuschauen

gelernt hat. Zu dieser Anschauung aber gehört es dann auch, daß der Gedanke und der Wille Gottes eben nicht als ein jenseitiges, von der Welt getrenntes und ihrer nicht mächtiges Etwas im Nebel der Einbildung schwebe — wie man sagt, „es ist so eine Idee;“ sondern daß er sich wirklich der Dinge bemächtige, ihren Widerstand überwinde und in ihnen zur Erscheinung komme. Und das ist es, was man unter einem Ideal verstehen muß, die Erscheinung einer geistigen Lebenskraft in sichtbarer Wirklichkeit, die Gestalt, in der sich eine ewige Wahrheit in anschaulicher Form verkörpert. Darum ist das höchste Ideal, das der Menschheit offenbar geworden ist, der Heiland selber, das fleischgewordene Wort Gottes; und darum ist die Stätte, die wir die Heimat des Ideales nennen müssen, das sittlich-religiöse Leben, das Reich Gottes, in dem sich heiliges Leben in geweihten Persönlichkeiten, Gottes Geist in Gottes Kindern offenbart. Nicht das Unerreichbare, Jenseitige, sondern das uns geschenkte und über diese unsre Welt zur Herrschaft gelangte Leben im Lichte und in der Wahrheit, — das ist das Ideal, an dem sich die Menschheit aufrichtet und nährt seit den Tagen, da der Apostel schreiben durfte: „und das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen.“

Indem wir Schiller als den Dichter des sittlichen Ideals verstehen, weisen wir ihm den Platz an auf dem Boden der christlichen Lebensanschauung. Die werthvollsten Bestandtheile der geistigen Entwickelung, die das Christenthum der Menschheit und das Evangelium unserem deutschen Volke gebracht hat, finden wir in seiner Dichtung aufbewahrt. Hervorgegangen aus einem württembergischen Pietistenhause hat er sein Leben lang sich das zarte Gewissen, den Ernst des Heiligungsstrebens, die Abgeschiedenheit des inneren Lebens von dem Treiben der Welt und ihren Eitelkeiten bewahrt, wozu der Pietismus die gesundesten Kreise unseres Volkes er-

zogen und geweiht hat. Wir wollen auch nicht überſehen, daß für den rhetoriſchen Schwung, den prächtigen Strophenbau, die erhabene Begeiſterung ſeiner Verſe in der deutſchen Poeſie die geiſtliche Dichtung des Pietismus nahezu das einzige Vorbild ihm geliefert hat. Die weltliche Poeſie der vorklaſſiſchen Periode, — wie nüchtern und geſpreizt, oder wie kindiſch und kleinlich nimmt ſie ſich aus! Aber wahre Gluth der Empfindung, quellender Strom der Rede, hoher Flug der Gedanken lebt zu gleicher Zeit in dem geiſtlichen Liede, von dem freilich unſere landläufigen Litterarhiſtoriker ſo nebenbei in aller Herablaſſung nur eine flüchtige Notiz zu nehmen pflegen.

Der frommen Ueberlieferung des Elternhauſes geſellt ſich bei Schiller der Einfluß, den die Erziehung in der Karlsſchule auf den empfänglichen Geiſt übte. Hier trat ihm der Gegenſatz von Geſetz und Begierde, von Zwang und Freiheit in perſönlichſter Erfahrung entgegen. Und wie die Leidenſchaft, die an den Sklavenketten reißt und ſie doch zu tragen mit Recht verurtheilt bleibt, ſo tritt vor ſeine Seele das Bild der Verderbnis ſeiner Zeit, der Triumph des Laſters und des Unrechtes, das tauſendfach über die Tugend und die Redlichkeit den Sieg davonträgt. Wie hätte nicht auch den Jüngling, der für hohe Tugend und Gerechtigkeit ſchwärmte, die feurige Beredtſamkeit Rouſſeau's berücken und ihm den Widerſpruch zwiſchen verderbter Cultur und unbefleckter Natur ſchmerzlich fühlbar machen müſſen! Daß er vor dem revolutionären Irrwahn Rouſſeau's bewahrt blieb, daß ſchon der Achtzehnjährige vor dem ſittlichen Bau der Welt die ehrfurchtsvolle Achtung ſich erhalten hat, das verdankt er in erſter Linie dem religiöſen Erbtheil, dem evangeliſchen Gewiſſensernſt, der ihn die angeborene ſündliche Natur des unerzogenen Menſchen in all ihrer Blöße erkennen ließ und ihm erſt in der durch den Kampf und die Ueberwindung der natürlichen Leidenſchaft gereinigten, durch die Einwirkung der ſittlichen

Erziehungsmächte erneuerten Natur des Menschen die wahre Vollkommenheit unseres sittlichen Wesens offenbarte.

Bei dieser Grundstimmung seines Denkens mußte für Schiller die Bekanntschaft mit Kant von entscheidender Bedeutung werden. Gewöhnlich wird heute Kant grausam mißverstanden. Will man sein Werk in aller Kürze bezeichnen, so kann man sagen, daß Kant für das wissenschaftliche Denken dieselbe befreiende That vollzogen hat, wie der Pietismus für das religiöse Leben: er hat die Welt des menschlichen Geistes aufgebaut aus der innersten Lebenskraft dieses Geistes selbst, so wie der Pietismus das religiöse Leben zurückgeführt und gegründet hat auf das innere Erlebnis der begnadigten Seele des Gläubigen. Die Gewißheit und Wahrheit, die ein trockener Dogmatismus in überlieferten Formeln und äußerlichen Methoden gesucht hatte, hat Kant in der Erfahrung gefunden, die der in sich eingekehrte Geist in dem Zeugnis seines eigenen Bewußtseins erlebt, so wie für den Pietismus die Lehre und das Bekenntnis der Kirche nur dadurch werthvoll wurden, daß sich die persönliche Gläubigkeit, das Zeugnis des Gewissens darein ergoß. Einseitig war auch dieser Standpunkt, gewiß; und die Gefahr, in subjective Willkür zu verfallen, hat ihm stets angehaftet. Aber es war doch etwas Großes gewonnen und der Gedanke der Reformation erst völlig durchgeführt, wenn wirklich auch auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Denkens die Innerlichkeit, das freie, geistige, sittliche Bewußtsein des Menschen zum Ausgangspunkt für alle Erkenntnis gemacht wurde.

Die traurigste Einseitigkeit in der Kantischen Anschauung von dem sittlichen Leben des Menschen zu überwinden, hat nun gerade Schiller das unsterbliche Verdienst gehabt. Kant sieht das sittliche Leben an unter dem ausschließenden Gegensatz von Gesetz und Sinnlichkeit als die unendliche Aufgabe einer Pflicht, der die Neigung des Menschen ewig widerstreitet. Er bleibt auf dem gesetzlichen Boden einer befohlenen Tugend-

übung stehen, bei der es nie zu einer bleibenden Versöhnung zwischen dem erhabenen Pflichtgebot und der stets widerstreitenden und stets zu überwindenden menschlichen Eigenheit kommt. Mit einem Worte: er kennt nicht den heiligen Geist, der des Menschen Natur in Gottes Geist verklärt, sein Leben in Gott einführt und ihn dem vollkommenen Gesetze der Freiheit unterwirft, als eine neue Kreatur in freiem Triebe die Früchte des Geistes zu bringen. Schiller hat aus diesem Zwiespalt heraus den Weg zum sittlichen Ideal gefunden. Wer ihn ihm gezeigt hat, das kann gar nicht zweifelhaft sein. Es ist in erster Linie die Anschauung des Apostels Paulus, die vom Elternhause her in ihm lebendig geblieben ist. Leibniz, Lessing, Herder mögen in derselben Richtung auf ihn gewirkt haben. Aber die Grundbegriffe stammen aus der pauliniſchen Theologie. Es ist einmal der Gedanke einer göttlichen Leitung der Geschichte, einer Erziehung des Menschengeschlechtes zu sittlicher Freiheit, in dem die Trostlosigkeit des Kantischen unausfüllbaren Abgrundes zwischen dem Sollen und dem Sein des Menschen überwunden wird. Die Geschichte, die Cultur ist das Werden des Sittlichen und bildet den Menschen um, daß er zu seinem wahren Wesen fortschreitet und aus der Entzweiung zu seiner wahren Natur zurückkehrt. Dazu tritt sodann der Gedanke der persönlichen Freiheit, durch die der Einzelne sich gläubig dem Gotte hingiebt, der in seiner Brust sich ankündigt und in dem Gange der Weltgeschichte sich offenbart. Das Gute, das Leben, das Heil stammen nicht von unten her; es sind himmlische Güter, Gaben, die sich der Mensch muß schenken lassen und die er nur gewinnt, wenn er von der sinnlichen Welt sich abwendet und in das Reich des Unsichtbaren einkehrt. „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.“ — So ist das einzig Entscheidende für die Menschheit und ihre Geschichte, wie für den Einzelnen und seinen Frieden, das gnädige Walten der Gottheit, die sich dem sterblichen Geschlechte offenbart und es zu sich emporhebt.

Aus diesen Grundanschauungen, denen man ohne Weiteres sowohl, was sie mit dem Christenthum gemein haben, anmerkt, wie, was ihnen vom Christenthume noch fehlt, gestaltet sich nun die Gedankenwelt Schillers im Einzelnen. Es breitet sich vor seinen Augen aus die gewaltige Bahn, die der Mensch auf dem Wege von den ersten rohen Anfängen seines Geschlechtes durchmessen hat; er sieht, wie Ordnung und Zucht, Bildung und Fortschritt, auch durch furchtbare Entartung und Mißbrauch der gewonnenen Freiheit hindurch, das sterbliche Geschlecht zu höheren Zielen führen, und er preist die himmlischen Mächte, die diesen Gang der Weltgeschichte bestimmen. (Das eleusische Fest, der Spaziergang.) In dem Vertrauen auf diese göttlichen Realitäten, von denen der natürliche Mensch nichts vernimmt, bekennt er:

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre.

Er macht es darum auch dem Menschen zur Pflicht, sich mit freudigem Glauben der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen, die über der Welt waltet. „Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal," sagt er in einer seiner Abhandlungen, „ist immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen ... Aber auf der letzten und höchsten Stufe, welche der moralische Mensch erklimmt, löst sich auch dieser Knoten. Das geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt und sich in die Ahnung, oder lieber in deutliches Bewußtsein einer teleologischen (d. h. zu einem weisen Zwecke führenden) Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines vernünftigen Willens verliert." In diesem Sinne sagt er:

Suchst du das Höchste, das Größte? — die Pflanze kann es dich lehren;
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's.

Darum ist das Sittliche freie Neigung, Aufhebung des Gesetzes, an dessen Stelle ein Leben im Glauben und in der innigen Vereinigung mit Gott im Geiste tritt. Die Mensch-

werdung des Heiligen hat Schiller als den Grundgedanken des Christenthums bezeichnet, und ganz christlich, ja geradezu paulinisch ist in dem wundervollen Gedichte „das Ideal und das Leben“ das Leben unter dem Gesetz und das Leben im Geiste einander gegenübergestellt:

Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Der Mensch also findet seinen Frieden, wenn er sich zu Gott, Gott sich zu ihm wendet. Die sittliche Anstrengung, die Zucht der Selbstüberwindung, das Grübeln und Forschen, das Sorgen, das Grämen und die selbsteigene Pein reichen nicht aus, um des Menschen inneres Glück zu schaffen. Aus eigner Vernunft noch Kraft kommt er nicht zum wahren Leben; er muß es sich als ein Geschenk der Gnade von oben geben lassen. „Es ist Pflicht für jeden Willen, so zu handeln, sobald es ein freier Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens giebt, das ist eine Gunst der Natur“ — sagt Schiller und spricht damit schon der menschlichen Natur eine Ausrüstung durch die Gnade zu. Wie aber diese Gnade sich des einzelnen Menschen annimmt und in welche Höhe das Kind der Gnade geführt wird, jenseits aller Leistungen des menschlichen Verdienstes, das hat er in unvergleichlicher Weise vor Allem in den beiden Gedichten: „der Genius“ und „das Glück“ geschildert. Dies letztere besonders preist das Walten der Gottheit, die ihre Fülle nach ihrer Wahl auf die Menschen ausschüttet und durch den von ihr Begnadigten auch die beglückt, die ihn sehen und sich seiner Gaben freuen dürfen. Hier findet er für die Art, wie die Götter ihren Segen spenden, die tiefsinnigen Worte:

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.

Und so ist des Dichters Sympathie immer auf Seiten der Einfalt, des schlichten Glaubens, der frommen Hoffnung. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Der fromme Knecht Fridolin, vor Allem die fromme Schäferin von Orleans, das sind Gestalten, die mit Schillers Herzblut getränkt sind. Hat er doch selbst von seiner „Jungfrau“ gesagt: „Dies Stück floß aus dem Herzen, und zu dem Herzen sollte es auch sprechen. Aber dazu gehört, daß man auch ein Herz habe.“

Das Herz und das Recht des Herzens aber kann sich in der natürlichen Welt nicht anders als im Kampf bewähren. Zur inneren Freiheit kommt nur, wer sich selbst überwindet (der Kampf mit dem Drachen), die Kraft zur inneren Freiheit offenbart nur, wer auch im Untergange seinem Glauben, seinem Gotte treu bleibt. Darum ist diese Welt die Stätte des Leidens. „Auch das Schöne muß sterben,“ und der Weg zur Unvergänglichkeit geht nur durch den Tod. „Das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters.“ Kein schlimmerer Wahn als die Einbildung der Weltverbesserer, diese Erde ließe sich zum Schauplatz der vollkommenen Glückseligkeit gestalten. „Das Rechte, das Gute führt ewig Streit, nie wird der Feind ihm erliegen; und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei, stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.“ Kein schlimmerer Wahn als das Verlangen der Tugendhelden, daß ihnen auf Erden der Lohn für ihre Tugend in sinnlichem Glücke gezahlt werde. „Nicht dem Guten gehört die Erde; er ist ein Fremdling, er wandert aus und suchet ein unvergänglich Haus.“ Und deßhalb ist das Leiden, das den Frommen trifft, ein heiliges Geschick, und der Dichter kann ausrufen: „Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels; aber sie stehen vor mir, wenn ich den Leidenden seh.“ —

Von dem bunten Gewühle der umgebenden Wirklichkeit wendet der Dichter sein Auge hinweg in die Tiefe des eigenen

Innern und in die Ferne der ewigen, göttlichen Heimat. Dorthin zieht ihn die Sehnsucht, dorthin sieht er den Weg des Lebens sich verlieren. Rauch ist alles ird'sche Wesen, und auch der Klang der Glocke, die so viel echte, bleibende Güter der Menschheit mit ihrem Geläute feiert, soll am letzten Ende uns erkennen lehren, „daß nichts bestehet, daß alles Irdische verhallt." Dem Herzen, das noch befangen ist in den Nebeln der natürlichen Vernunft, zeigt sich zwischen seiner Gegenwart und dem Lande seiner Sehnsucht der finstere Abgrund und brausende Strom der Endlichkeit, vor dem der Seele grauft. Was führt uns hinüber zu der ewigen Heimat? Der Dichter giebt uns die Antwort:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Und wenn er uns mit dieser Antwort entläßt, so wissen wir, daß er uns auf den rechten Weg gewiesen hat, und freuen uns, daß aus unserer deutschen Dichtung ein so helles Zeugnis in unser Volk hineintönt von der oberen Welt des Lebens und des Lichtes. Wollte Gott, daß in unserm Volke der Ruf auch ein Echo weckte: suchet, was droben ist!

Reuheit.

Fünf Bilder aus meinem Skizzenbuche.

Von August Sperl.

1.

Ich war ganz allein, saß am Ende einer reichgeschnitzten Bank, nahe der feuchten, grünangelaufenen Mauer und betrachtete einen großen, mit eisernen Klammern befestigten Grabstein. Die Morgensonne goß ihr goldenes Licht in die enge, dumpfe Kirche, und ein Theil der uralten, abgenützten braunen Bänke glänzte und gleißte, daß mich die Augen schmerzten; die andern standen in tiefer Dämmerung. Es wäre todtenstille gewesen, hätte ich nicht fort und fort vom Glockenthurme herüber das eintönige Ticken der Uhr und durch die schmalen, geschlossenen Fenster das Jubiliren der Vögel gehört.

Der Grabstein beschäftigte mich sehr, und heute noch könnte ich ihn aus dem Gedächtnisse zeichnen in allen seinen Einzelheiten: da ragte in der Mitte das schlanke Kreuz mit dem Dornengekrönten, und an seinem Stamme lehnte der kleine Wappenschild mit der weißen Lilie im blauen Felde; da kniete zur Rechten und zur Linken die ganze Familie, zur Rechten der vornehme Mann mit dem kurzgeschorenen Haupthaare, dem edelgeschnittenen Antlitz und dem langen, wallenden Barte, und vor ihm seine fünf Söhne, alle angethan mit spanischen Mänteln und großen radförmigen Halskrausen, zur Linken

die Mutter mit ihren drei Töchtern. Und auf dem Spruchbande unter dem Wappen ſtand mit kräftigen Buchſtaben das ſchöne Wort: Omnia ad dei gloriam — Alles zur Ehre Gottes.

„Omnia ad dei gloriam!“ murmelte ich, während ich in mein Schreibbuch eintrug: „Anno domini 1638 ſtarb der edel und veſte Herr Balthaſar vom Hohenecke, Ritter, Richter in Velſtein, dem Gott genad.“

„Omnia ad dei gloriam!“ murmelte ich und trat aus der niedern, ſpitzbogigen Thüre in den ſonnigen Morgen hinaus. Ja, dachte ich, das iſt ein wahres Wort. Kalt war der Winter geweſen und hatte den Nordgau weit und breit mit tiefem Schnee verſchüttet; kalt war auch der Lenz geweſen, kalt, rauh und windig — man hatte nichts vom Lenz verſpürt in den Thälern des Nordgaus. Hernach aber war der Mai gekommen, ſo recht über Nacht, ein Mai von wunderbarer Schöne, ein Mai, wie er ſich nur aus einem ſolchen nordgauiſchen Winter emporringen kann. Und nun blühten die Bäume rings um das Kirchlein und ſtreuten ihre weißen Blättchen auf den Weg und auf die halbverſunkenen Gräber. Omnia ad dei gloriam! jubelte mein Herz und pochte all der Pracht und all dem Glanze entgegen. Dann aber zog mir auf einmal ein Schatten über's Gemüthe, ich wußte nicht, von wannen er kam, aber es war ein tiefer, tiefer Schatten. Und trotz den blühenden Bäumen, trotz den zahlloſen ſummenden Bienen in ihren Wipfeln und trotz den jubelnden Vögeln rings umher, ſtieg vor mir das Wort des alten Sängers aus der Tiefe der Vergangenheit empor:

Es iſt die Welt von außen ſchön weiß und grün und roth,
Doch innen ſchwarz von Farbe und finſter gleich dem Tod.

Und ich ging in tiefen Gedanken durch den glänzenden Frühling. Warum wohl auf einmal? Ich weiß es nicht. Im Sonnenſcheine dehnt ſich das Land, da ſchiebt ſich eine kleine Wolke, eine kleine weiße Wolke zwiſchen das Land und die Sonne, und es zieht ein rieſiger Schatten über die wogenden

Felder. Zwiſchen die Sonne und mich war wohl auch ſolch eine Wolke getreten, und auf meine Seele war ein Schatten gefallen. —

Ich ſchritt fürbaß, aufwärts in dem engen Thale und ſummte vor mich hin, während ich an den prächtigen Kopf des alten Richters dachte:

. . und finſter gleich dem Tod.

Dann aber ſchrie es plötzlich in mir mit Macht: „Nein! der Tod iſt verſchlungen in den Sieg.“ Und die Wolke ſchwamm weit drüben im Aether, und von meiner Seele war der Schatten gewichen. Omnia ad dei gloriam!

Es war ein düſteres Thal, durch das ich ging, ziemlich breit und zu beiden Seiten mit Gebüſch bewachſen. Mein Weg wand ſich zwiſchen großen Felsblöcken aufwärts, dem Walde entgegen; zur Linken aber gähnten aus langgeſtreckter Felswand zwei mächtige Höhlenthore auf mich herab.

Und nun ſtehe ich ſtille und ſchaue zurück. Weit hinter mir liegt die uralte Kirche, und über den blühenden Bäumen funkelt das goldene Kreuz ihres Thurmes in der blauen Luft. Ich ſetze mich unter einen wilden Birnbaum, horche, wie die Bienen ſummen über meinem Haupte, und kann mich nicht trennen von den ſchwarzen, gähnenden Höhlen da droben.

Raſtlos weben meine Gedanken, raſtlos ſummen die Bienen von Blüthe zu Blüthe.

Was iſt die Zeit? Vorhin, als ich den Grabſtein des Richters beſah, hatte ich gewähnt, in alte Zeit zurückzuſchauen. Jetzt aber, vor dieſen mächtigen Höhlen da droben — was wurde aus dieſer alten Zeit? Das Geſtern, das mit zahlloſen Fäden das Heute durchzieht und ſchon hinübergreift in das kommende Morgen. Vor wenigen Stunden hatte der alte Richter ſein edles Haupt zum langen Schlafe gelegt, mich dünkt, ich höre ſeine Kinder noch ſchluchzen unter den Blüthenbäumen, mich dünkt, ich höre den harten Schlag des Meißels, der in's Wappenſpruchband die Worte gräbt: Omnia ad dei

gloriam, Alles zur Ehre Gottes. Das aber, was mich von dort oben herab anglotzt und angähnt, das ist uralte Zeit, so alt, daß ich, ihr Alter zu messen, keinen Maßstab finde in meinen Gedanken.

Aber mein Gehör schärft sich, und meine Augen sehen helle, und ich höre und schaue Wundersames. Vor den finstern Thoren da droben hocken fremdartige Weiber und Kinder; gelb sind ihre Gesichter und schwarz ihre Haare, und fremde Laute schlagen von fernher an meine Ohren. Blauer Herdrauch steigt wirbelnd empor und zieht in langen Streifen über das Thal. Wilde Rufe kommen von der andern Seite herüber, wilde Freudenschreie antworten von den Höhlen. Die Männer kommen heim vom Jagdzuge des Morgens; dort oben ziehen sie quer über's Thal und klimmen den schmalen Pfad zu ihren Höhlen hinan. Kindlein jauchzen — ganz wie unsere Kindlein jauchzen, klingt es. Menschen wohnen dort oben, Menschen, vom Weibe mit Schmerzen geboren, Menschen, die der Hunger plagt und der Durst, Menschen, die sich freuen im Sonnenscheine und zittern im Froste, Menschen wie wir.

Ich stehe auf, und es ist mir, als höre ich ferne von den Waldbergen den Höhlenlöwen brüllen — nein, der Traum ist vorüber, der Platz vor den gähnenden Höhlenthoren da droben ist leer, und nur die Sonnenstrahlen spielen auf den harten, braungrauen Felsen, und aus der Ferne brüllt dann und wann ein Rind in den wonnigen Morgen. Ich schreite rüstig fürbaß, dem Wald entgegen. Was weiß ich von denen da droben, deren Gebeine wohl hinter den glotzenden Thoren modern in irgend eine Tiefe? Was weiß ich von ihrem Lachen und Weinen, von ihren Freuden und Schmerzen? Nimmer und nimmer können sich meine Gedanken in ihre Seelen versenken, sie sind mir fremd, unsäglich fremd.

Aber der Mensch, der da hinten liegt unter der kunstvollen Steinplatte, der Richter mit seinem edlen Angesichte,

der Herr, der anno dazumal auf dem Spruchbande seines Wappens das herrliche Wort vor aller Welt zur Schau trug „omnia ad dei gloriam“, der ist mir nicht fremd, nein, der ist mir so vertraut, als hätte ich gestern gesprochen mit ihm.

Und als ich dann in den kühlen Buchenwald kam und nach kurzer Zeit hinunterblickte in das andere Thal, war mir's, als käme da drüben aus der verfallenen Burg die gebietende Gestalt des alten, ehrwürdigen Mannes und schritte langsam zum Städtlein hinab, und die goldenen Sonnenstrahlen schossen über seinen glänzendweißen Bart. Er ging wohl in das große Rathhaus, das sich da unten aus all den rothen Giebeldächern so massig heraushob. Er ging, Recht zu sprechen und Ordnung zu halten in seinem anvertrauten Amte. Omnia ad dei gloriam!

Nein, ich hatte geträumt. Der schattenlose Weg da drüben war leer, und in dem Städtlein drunten begannen die Glocken zu läuten. Es war ja Sonntag, und die Glocken riefen zur Kirche.

„Ad dei gloriam, gloriam, gloriam“, summte die große Glocke fort und fort, und alle andern riefen mit ihren ehernen Zungen und Zünglein ohne Rast und Ruhe: „dei, dei gloriam, gloriam, gloriam!“

Durch einen mächtigen Kranz blühender Bäume kam ich an die halbverfallene Stadtmauer und schritt durch das hallende Thor, ging die holperige Gasse entlang, nahe an den Häusern, über die spitzigen Steine, zwischen denen das grüne Gras schimmerte, und tauschte Grüße mit den Leuten, die langsam und feierlich zur Kirche zogen. Und auch ich betrat die Kirche.

2.

Sie begingen heute nach altem Brauche das Kinderfest im Städtlein, und als ich von der Empore hinunterschaute in das große Schiff, da war mir's, als habe der Frühlingswind alle seine weißen Blüthen hereingeweht zwischen die dunkeln

Mauern des Gotteshauses. O gewiß, es waren die edelsten Blüthen, es waren Blüthen vom uralten Baume der Menschheit, es waren die Kleinen, es waren die Lieblinge des Heilands. Herrgott im Himmel, es wird mir beim Anblicke eines Kindes gar oft andächtiger zu Muthe als beim Anhören der tiefsinnigsten Predigt. Ein Kinderantlitz, ein frommer Kinderblick ist ja auch die allergewaltigste Predigt, die Gott selber zu seinen sündigen Menschen spricht. Unerforschliches Geheimnis der fortwährenden Menschheits-Erneuerung, wunderbares Räthsel der im Verborgenen wirkenden Reinigung des Menschengeschlechts! Immer und immer wieder wird uns in den Kindern das Abbild der göttlichen Gedanken vor die Augen gestellt, und immer wieder wird durch die Kinder klar und hell das Wort in allen Streit und Wust der Welt gerufen: So ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in's Himmelreich kommen.

Da saßen sie ganz still und andächtig, die Mägdlein in ihren weißen, steifgestärkten Kleidchen, mit den Blumenkränzen in den Locken, die Knaben in dunkeln Gewändern, alle aber mit Schärpen geschmückt, und rings umher standen die Eltern und die großen Geschwister, die Vormünder und Freunde. Die Kinder saßen in den Stühlen, die Erwachsenen standen, bis auf ganz alte, gebrechliche Leute. So gebot es die Sitte an diesem festlichen Tage.

Nun bestieg der Geistliche die Kanzel und begann zu predigen. Er war ein hochbetagter Mann, hatte schneeweiße Haare und war dem Grabe so nahe, daß es schien, als spreche er aus einer alten, längstvergangenen Zeit zu den Kindern der neuen Zeit, und auf seinem ehrwürdigen, milden Angesichte lag ein Schimmer und Abglanz unsäglichen Friedens. Ja, es schien, als spreche er aus alter Zeit herüber, in Wahrheit aber sprach er zu den Kindern als Einer, der selbst in Kürze nach langer Pilgrimschaft als Kind sich legen wollte in seines Vaters Schoß und Arme.

Aus seiner Rede hat sich mir besonders eine Stelle eingeprägt — wohl deßhalb, weil sie meine ersten Gedanken beim Anblick der Kinderschar ergänzte. Diese Stelle lautete:

„Eines jeden Kindes Haupt schmückt nach Gottes heiligem Willen ein goldener Stirnreif. Und der goldene Stirnreif heißt mit Namen ‚Unschuld'. Unbewußt und sicher trägt ihn das Kind durch die Jahre seiner Jugend; denn neben ihm schreitet sein Engel und hält ihm das Kleinod fest auf dem Haupte. Und die Guten freuen sich an dem Glanze, der von dem reinen Golde ausgeht, die Bösen aber fürchten sich heimlich davor. Ihr tragt diesen köstlichen Stirnreif, liebe Kinder, der Engel hält ihn und bewahrt ihn euch — aber nur solange, bis ihr zu euern Jahren kommt und selbst die Kraft gewinnt, euch den köstlichsten Schatz zu erhalten; dann zieht er leise die Hand ab. Darum werdet stark, damit euch Niemand die Krone nehme. Die Meisten unter euch verstehen mich jetzt nicht, wer mich aber verstanden hat, der ist nahe an seine Jahre gekommen und soll zu wachen beginnen. Wachet und betet, ihr Kinder, und vornehmlich ihr Erwachsenen. Und denket allzeit an das Wort des Erlösers, ihr Großen — an das Wort, das ihr Alle kennt, an das Wort vom schweren Mühlstein."

Der Gottesdienst war zu Ende, und die ganze Gemeinde strömte in die sonnige Luft. Und die Kinder waren die wichtigsten Leute an diesem festlichen Tage. — Ach, wären sie's doch immer und überall.

3.

Eine nicht gewöhnliche Veranlassung hatte mich in das Städtchen geführt. In einer alten Familienchronik war ich auf folgenden Eintrag gestoßen: „Von oftbesagtem Hans Fortunatus ist uns gar wohl bekannt, daß er sich bei währenden Kriegsunruhen zu denen Schweden begeben und für das reine Evangelium unter Gustavus Adolphus gekämpft hat als ein

Rittmeister. Ist hernachmals in der Nördlinger Affaire auch als ein Rittmeister unter dem Generalfeldmarschall Horn vor'm Feind ums Leben kommen. Hat sich sein Wittib Kordula Renata, von welcher ich oben schon gehandelt, mitsamt ihrem Töchterlin, genannt Reynheit, zu Fuß ins Neuburgische durchgebettelt. Hat mein Geschwisterkindsvetter Karl Georg, der Pfarrer, mir noch einen alten, beweglichen Brief vorgewiesen, welchen oftbesagte Kordula Renata an seines Großvaters Großvatern, den Amtmann August Erdmann Julius geschrieben hat aus Velstein, was ein klein Städtlein oder Marktflecken in selbiger Gegend ist. Steht auf dem Briefe hinten von des Amtmanns Hand: ‚Hab' ihr zehn Gulden lassen zukommen durch einen Nürnbergischen Kaufmann, dieweilen ich selber nit mehr konnt' erübrigen in dieser harten Kriegszeit bei habenden acht lebenden Kindlein. Weiß nit, wie es ihr weiter gangen, hab niemalen mehr etwas in Erfahrung bringen können.' — Also läßt auch der Chronikschreiber die Sach' auf ihr beruhen."

Da ich nun anderer Ansicht als der Chronist war und die Sache durchaus nicht „auf ihr beruhen lassen" wollte, hatte ich mich nach Velstein begeben und hoffte, im Archive des Städtchens Nachrichten über die beiden Angehörigen meines Geschlechtes zu finden, die der Sturm vom Jahre 1634 in's Elend gejagt hatte. —

Den ganzen Sonntagnachmittag über saß ich in der Urkundenkammer des Rathhauses. An allen Wänden lagen in hohen Gestellen alte Rathsprotokolle und Aktenbündel in großen Mengen, und in schweren Kasten ruhten die vielhundertjährigen pergamentenen Urkunden — das Strandgut aus dem Meere der Zeit.

Ich hatte den freundlichen Invaliden bald verabschiedet und mich in eine helle Fensternische zurückgezogen. Es war todtenstille ringsumher. Der Sonnenschein spielte in den verödeten Gassen, Alt und Jung vergnügte sich draußen auf der Festwiese. Vor mir aber lag ein dickes Aktenbündel mit

der Aufschrift: „Das Hexenkind Reynheit *** und deren Mutter Kordula Renata, welch letztgenannte aber im Thurm Tods verblichen. Anno 1636.“ Ich hatte das Gesuchte gefunden, und die Gegenwart versank auf viele Stunden vor meinen Augen.

— — — — — — — — — — — — —

„Wie alt die Zeugin sei? — Achtunddreißig Jahre. — Seit wann sie des Ungelters Ehekonsortin sei? — Antwort: Sei fünfzehn Jahr her. Hab' ihm drei Söhne geboren und drei Töchter. Seien alle am Leben, ohne das jüngste Töchterlein, welches vier Jahr alt gestorben vor einem Monat. — Soll aussagen, was es mit dem Absterben benannten Kinds für eine Bewandtnis gehabt; soll an ihren Eid denken. — Verspricht's eifrig. Hab' zum Kindswarten die Reynheit des öfteren im Haus gehabt, also auch Montag vor dem Frohnleichnamstag. — Ob sie sonst zufrieden gewesen mit der Reynheit? — Antwort: Könnt's nicht leugnen, müßt's zugeben. Sei sanft und sittsam, gar sehr still und sorgsam gewesen mit den Kindern. Haben's die Kinder gern leiden mögen. — Ob sie nit oftmalen gescholten mit der Reynheit? — Antwort: Könnt's nit in Abred stellen. — Warum? — Antwort: Ob sie das sagen müsse? — Müsse Alles sagen ohne Distinktion. — Hab' sie gewurmt, daß ihr Stiefsohn, der Stadtarzt, die Reynheit gern gesehen. — Ob die Magd unehrbar gewesen gegen den Sohn. — Antwort: Niemalen, mit keinem Blick, sondern dagegen sittsam. Hab's ja schon gesagt. Wollt' aber ihr Sohn nit lassen von ihr, wo sie doch erst fünfzehn Jahr alt gewesen, habe oft gesagt: ‚Die blondhaarige Reynheit, Mutter, wird mein Weib.‘ Und wisse ja doch kein Mensch, woher die Alte 'kommen mit der Tochter, ob's wirklich gute katholische Christen seien. — Warum sie's dann gescholten hab? — Antwort: Aus Zorn über den Sohn, könnt's nit leugnen. Müßt ihr auch damalen wohl schon so vorkommen sein, als ob's ein Unhold wär'. Hab's wohl auch ihrem

Sohn, der sonst wohlgesinnt und seinen Eltern gehorsam, gewißlich angethan mit Zauberei. — Soll jetzt den ihr bewußten Hergang erzählen. — Also, am Montag vor Frohnleichnam, Nachmittag, sei's gewesen. Also, da hab' sie große Wasch gehabt, hab' die kleine Traudel mit der Reynheit gehen lassen; sind vors Thor hinaus. Seien Abends alle zwei wieder heimkommen, hab' die Traudel schon einen rothen Kopf gehabt. Hab's in's Bettlein gebracht, sei im Fieber gelegen. Hab' irre geredet und von Schlangen erzählt und Feuermännlein. Hernach seien die Krämpfe 'kommen; sei erbärmlich gewesen zum Ansehen. Sei nach dreien Tagen Tods verblichen. Und wie sie's gewaschen, da hab' sie eine kleine fremde Schaumünzen an einem blutrothen Fädlein gefunden um ihr Hälslein; seien fremde, verwunderliche Zeichen geschrieben auf besagter Schau- respektive Denkmünzen oder was es sonst für Teufelswerk. — Von wem's die Denkmünzen umgehängt bekommen? — Antwort: Von der Reynheit ganz ohne Zweifel. — Ob's die Reynheit abgeläugnet hab'? — Antwort: Mit nichten. Hab' gar bitterlich geweint, gesagt, hab' die Denkmünzen dem gar lieben Kindlein geschenkt, ihrer Mutter abgebettelt. — Ob sie's gleich auf den Kopf eine Unholdin genannt hab'? — Antwort: Müßt's zugeben. Glaub's fest, daß sie Schuld trag' an dem Hinsterben des Traudeleins. — Hebt an zu weinen."

— — — — — — — — — — — —

„Wie die Zeugin heiße? — Antwort: Susel Schleimdinit. — Wie alt? — Dreiundachtzig Jahr. — Soll sagen, was sie weiß. — Sei am Abend vor Walpurgi spät von ihrer kranken Enkeltochter heimgangen, am untern Thor vorbei. Sei aus dem Häusel, wo die Fremde wohnt, eine schwarze Katz gekommen, unten aus dem Loch in der Thür. — Was da viel zu verwundern sei? — Ei wohl, sei viel zu verwundern, weil die Katz in dem Haus weiß von Farb sei. — Weiter! — Hab' sich ihre Gedanken gemacht, da sei die Katz

gegen das Thor hin gelaufen und verschwunden, als ob's der Erdboden verschluckt hätt'. — Ob denn die Nacht hell gewesen? — Sei ganz sternhell gewesen. — Ob sie sonst noch 'was gesehen? — Nein, hab' sich so viel geforchten, sei eilend davon gehatschet. Aber am andern Morgen hab' sie einen alten Besen lehnen sehen an derselbigen Hausthür. — Ob sie sonst 'was Unehrbares wisse von der Alten und von der Jungen? — Antwort: Könnt' ihnen nichts nachsagen, ohne daß sie sich nit gemein machen mit Ihresgleichen und daß sie oft Abends leis lesen mitsammen aus einem großen, dicken Buch. Hab's durchs Fenster wahrgenommen. — Soll abtreten, wird ihr Stillschweigen auferlegt."

— — — — — — — — — — — — —

Ob die Angeklagte wisse, warum man sie dingfest gemacht sammt ihrer Mutter? — Könn' sich's wohl denken, seien im Verdacht, Unholdinnen zu sein. Hebt an zu weinen. — Soll sagen und nit leugnen, warum daß sie's dem Traudelein angethan hab'? — Weint, als ob sie der Bock stöße. Wird verwarnt, soll's stracks bekennen. — Antwort: Sei ganz und gewiß unschuldig, sie und ihr alt Mutterl. Hab' so eine große Lieb gehabt zu dem Traudelein, nit zum sagen. Sei eine alte Denkmünzen von ihrem Vatern selig her gewesen, kein Zauberwerk. — Soll's gütlich sagen und bekennen, sonst wolle man sie peinlich befragen. Soll auch sagen, wie oft sie sich in eine schwarze Katz verwandelt hab' und auf dem Besen ausgefahren sei. Soll auch alles bekennen von dem schwarzen Buch. — Antwort: Wisse gar nimmer, was sie da sagen solle, wisse ihr Herz nichts von alledem. Soll's etwa die Bibel sein, in der sie alle Abend lesen, ihr Mutterl und sie? Wünsch' vor Gott, daß ihr Herz nur eine halbe Stunde ein Spiegel wär', so würde man darinnen ihre Unschuld sehen. — Ob sie nicht auch eine von denen sei, die Kinderherzlein essen? — Antwort: Wisse nichts zu sagen, als daß ihr Seel nie an solches gedacht. — Werd'

ihr Seel schon noch anderes auch gedacht haben. Soll kein solch unschuldig Gesicht machen. Man werde sie peinlich befragen."

— — — — — — — — — — — — —

Langsam drehten und drehten sich die schweren Zeiger drüben an der verwitterten Thurmuhr — ich bemerkte es nicht, ich las und las. Vieles stand auf den gelben Blättern mit nackten, unbarmherzigen Worten, Vieles konnte ich nur vermuthen. — —

Die Dunkelheit kam aus den Gassen hervor, nur die Dächer glänzten noch im Lichte. Dann verschwammen mir die Buchstaben vor den Augen.

Unten auf der Straße summten viele Stimmen durcheinander, die Kinder und die Großen kehrten heim von der Wiese und lachten und sangen. Da nahm ich wahr, daß es Abend geworden.

Ich schnürte das Aktenbündel zusammen und ging aus der düstern Kammer in den großen Saal. Der lag mit seinen Tribünen und Bänken, seinen faltigen Vorhängen und zerrissenen Fahnen, seiner massigen, geschnitzten Decke und seinen Fürstenbildern in tiefer Dämmerung da. Ich durchschritt ihn, und meine Schritte hallten.

Drunten gab ich dem alten Invaliden die Schlüssel und ging in das Gasthaus hinüber.

4.

Vor Schlafengehen stand ich lange noch am Fenster und suchte meinen heißen Kopf zu kühlen — es gelang mir nicht. Vor meinen Augen ragte ja da drüben in der Dunkelheit das wuchtige, massige Rathhaus. Die Sterne blinkten am unergründlichen, schwarzen Himmel, und die Bogenfenster waren so nahe, fast konnte ich hinüber greifen. Und da drüben hinter diesen Fenstern lag ja das alte Aktenbündel.

Frühling war's, herrlicher Frühling, bis in die engen Gassen herein sandten die Blüthenbäume ihre Düfte, warmer Frühling war's, und doch fror es mich. Langsam suchte ich mein Lager auf, spät erst schlief ich ein.

— — — — — — — — — — — — —

Da kamen die Träume und spannen schwarze Fäden herüber aus den Bogenfenstern in mein Schlafgemach. Die Sterne blinkten, der Nachtwind strich leise über die Dächer — und ich sah Alles, was ich im Sonnenscheine gelesen hatte, im Traume mit hellsehenden Augen.

Reynheit stand in dem großen, düstern Saale. Ein Sonnenstrahl hatte sich durch ein Loch des schweren Vorhanges hereinverirrt und spielte zitternd in ihren goldglänzenden Haaren. Und um ihre Stirne war der Goldreif des alten Pfarrherrn geschlungen.

Reynheit stand ruhig da und heftete die großen Augen auf den eisgrauen Richter. Es war der Richter, der da oben in der Gruft ruhte; ich erkannte sein Antlitz gar wohl. Und der Richter fragte sie um Dinge, von denen ihr kindliches Herz nichts wußte. Der Richter drohte — wie häßlich erschien mir doch jetzt das Angesicht, das mich von dem Grabsteine droben so ehrwürdig angesehen hatte! Der Richter drohte, Reynheit stand mit demüthig gesenktem Haupte und konnte nichts hervorbringen. Sie war wohl in Furcht. Mir aber war's zu Muthe, als sollte ich mich stracks auf den stolzen Mann da vorne stürzen und sollte ihn zu Boden schlagen.

Da kam auf einmal der greise Pfarrherr in den Saal, der führte das todte Traudelein an der Hand, nickte der Unholdin freundlich zu und sagte ganz vernehmlich: „Du hast den Stirnreif, du hast den Stirnreif; den wird dir Niemand nehmen.“ Klein Traudelein aber öffnete den Mund, schüttelte das bleiche Köpflein und sprach: „Brave Reyt, böse Mann.“ Dann gingen beide in die Wand.

Reynheit zitterte und wußte noch immer nichts zu sagen.

Da befahl der alte Mann auf seinem Richterstuhle, man solle ihr ein wenig die Schrauben anlegen, und dabei strich er gelassen den langen Bart, und die Ringe an seinen Fingern funkelten zwischen den grauen Haaren. Reynheit hörte wohl die Worte, aber den Sinn verstand sie nicht. Der Henker führte sie hinter einen Verschlag, und alle Glocken begannen zu läuten: „Omnia ad dei gloriam, gloriam, gloriam, dei, dei gloriam!“

Ein banger, klagender Laut zitterte durch den weiten Saal und verlor sich in den geschwärzten Ecken an der geschnitzten Decke. „Dei gloriam, gloriam, gloriam!“ summten die Glocken, und ein zartes Antlitz wurde todtenbleich, und das Haupt eines Kindes sank schwer auf die Seite, wie das Haupt einer Blume, die der Stock eines Buben getroffen hat. Omnia ad dei gloriam, gloriam, gloriam — alles zur Ehre des Herrn!

Mein Traum ging fort.

Langsam hob Reynheit die Lider. Sie saß auf einem Stuhle in der Mitte des Saales und beschaute sprachlos die zerdrückten Glieder an ihren Händen, und immer größer, immer starrer wurden ihre Augen, als vermöchten sie das Ungeheuerliche nicht zu begreifen und zu fassen. Aber auf ihrem Haupte blitzte und funkelte der Stirnreif.

An der Saalthüre entstand Lärm. Der große Bruder des todten Traudelein begehrte Einlaß. Er schrie. Man drängte ihn zurück. Er aber schrie lauter, daß die Reynheit keine Unholdin sei, beim dreieinigen, allwissenden Gott, beim allmächtigen Rächer der Unschuld und Reinheit. Er schrie, er schrie. — Was konnte er gegen die Gewalt? Da lag das Buch des Gesetzes, da lagen die Aussagen der Weiber eidlich erhärtet. Man führte ihn mit Gewalt die Stiege hinunter. Er schlug um sich, er schäumte. Du Thor, gieb dich! Omnia ad dei gloriam, gloriam, gloriam.

Immer wieder besah Reynheit ihre zarten Glieder.

Dann heftete sie die großen Augen angstvoll auf den eisgrauen Richter.

Der Henker an der Thüre, der harte Mensch, der schon so viele Unholdinnen gefoltert hatte, strich verstohlens über seine Augen. Er hatte wohl Mitleid. Der Richter aber — —. Ein Hexenrichter darf kein Mitleid haben. Mitleid? Es war ja doch alles nur Teufelstrug und höllisches Blendwerk.

Schwer war mein Traum. Der alte Richter fragte, Reynheit weinte und schwieg. Wieder trat der Henker auf das Geheiß des Harten da droben an ihre Seite. Da begann sie mit leiser Stimme zu erzählen und gestand Alles, was ihr der Richter vorsagte. „Von freien Stücken geständig," diktirte Jener und strich den langen, ehrwürdigen Bart — und der Schreiber füllte große Bogen an mit den Dingen, die Reynheit flüsterte, mit den scheußlichen Dingen, von denen ihr unschuldiges Herz nichts wußte und nichts verstand.

Jetzt schloß der Richter die Akten. Ich hörte ihn das Wort „Feuertod" murmeln und sah, wie er nachdenklich die kalten Augen gleiten ließ über das zusammengesunkene Kind und etliche Male mit dem Haupte nickte. Und „Feuertod" flüsterte es in allen Ecken des Saales. Es war ganz finster geworden, nur der goldene Stirnreif blitzte auf dem Haupte der Reynheit. Und ich sah das Leuchten und Blitzen, nur ich — und da wollte ich rufen, helfen, retten, — — ich vermochte mich nicht zu rühren. Der alte Richter aber ging ehrwürdigen, gemessenen Schrittes aus dem Saale. Es war spät geworden, und zu Hause wartete wohl längst die Abendsuppe auf ihn. —

Weiter träumte ich. Auf dem Stroh im Thurme lag Reynheit, mutterseelenallein. Ihre zarten, runden Wänglein waren verschwunden, erloschen ihre großen Augen, eine ganz alte Frau war sie geworden seit wenigen Stunden. Fahl, eingesunken war ihr Antlitz, verwüstet war ihre Jugendschöne. Sie weinte nach ihrer Mutter. Ach, sie wußte nicht, daß

ihre Mutter schon seit gestern eingescharrt war — draußen, wo die Raben flogen, unter dem Hochgerichte.

Und wieder sah ich den greisen Pfarrherrn herantreten mit dem todten Traudelein an der Hand. Und es ward sehr helle in dem engen Kerkerloche: Ein Leuchten ging aus von dem breiten Stirnreife, der mit seinem funkelnden Golde die todtenbleiche Stirne umschlang.

Und still athmend lag Reynheit und schlief, derweil zu ihren Häupten das kleine Traudelein kniete mit schönen, weißen Flügeln. Klein Traudelein war ein Engelskind geworden. Klein Traudelein durfte die Reynheit besuchen. Klein Traudelein hatte Reynheit den Schlaf gebracht. — —

5.

Des andern Morgens kam der alte Invalide zu mir und sagte, er habe in einem Winkel noch einen kleinen Aktenbündel gefunden; ich solle doch gleich kommen. Da ging ich mit ihm. —

Und ich saß wieder in der Urkundenkammer, blätterte in einem Stoß vergilbter Papiere und fand einen Brief, den schrieb ich ab, Wort für Wort.

Dann aber verließ ich das Städtlein im hellen Morgensonnenscheine und ging den Weg zurück, den ich gekommen war.

Und wieder lag in dem engen Thale das Kirchlein vor mir, und wieder ruhten meine Augen auf den weißblühenden Bäumen. Aber ich ging heute nicht unter diese Bäume und nicht in die dumpfe Kirche, in der jener alte Richter bestattet war. Wozu auch? Sein Antlitz war mir ja fest in's Gedächtnis gegraben, und in den Ohren summte mir unaufhörlich das Wort seiner Devise: Omnia ad dei gloriam. — Nein, ich bog ab von dem schmalen Fußpfade und klomm zwischen dem kurzen Gestrüppe empor zu den großen Höhlen, die so düster in's Land hinausgähnten. Und dort, wo ich gestern

im Geiſte die fremden Weiber und Kinder hatte hocken und den blauen Herdrauch hatte aufſteigen ſehen, dort ſetzte ich mich auf einen runden Stein, ſah lange hinaus in das ſchimmernde Land und gab mich mannigfachen Gedanken hin. Dann aber zog ich die Abſchrift jenes Briefes aus meiner Taſche und las:

„Dieſen Brief hat mir, Balthaſar vom Hohenecke, Richtern zu Velſtein, Rittern, vier Wochen nach dem Schweden-Einfalle, als am 28. Monats Mai, gebracht bei ſinkender Nacht ein Bettelmann auf meine Amtsſtuben. Iſt Alles hölliſches Blendwerk. —

„Wohledel und geſtrenger, inſonderheit hochgebietender Herr Richter. Nachdem ich anjetzo, wann Ihr dieſen Brief leſet, ſchon längſt mich und noch wen Andern gerettet und geborgen hab, will ich Euch nicht vorenthalten, viel weniger verbergen, wie und auf welche Weiſe die Sachen alle erloffen ſind. Wiſſet Euch ohne Zweifel noch gnädig zu erinnern, wie dazumal den 27. Tag Monats Aprilis die Schweden vor das Staedtlein kommen ſind und was für ein Tumult unter denen Bürgern dabei entſtanden iſt. Wiſſet Euch gewißlich auch zu erinnern, wie daß am folgenden Morgen der Amtsknecht das Neſt hat leer und den Vogel ausgeflogen gefunden. Sag' aber das bloß als Gleichnis, ſintemalen es nichts iſt mit dem Fliegen, wenn Eines nicht einmal zum Gehen ſeine natürlichen Glieder mehr gebrauchen kann. Daß ich's ohn' Umſchweif ſag': ich bin's geweſen, der die Reynheit auf ſeinen eigenen Armen aus dem Thurm getragen hat in währendem Tumulte bei finſterer Nacht, ich und kein Anderer. Hab' die Thür aufgebrochen und hab' ſie ſänftlich aufgehoben, ich, ganz heimlich und allein. Und ich hab' ſie herauf getragen in den hohlen Felſen und hab' ſie verborgen, hab' ſie gepflegt und hab' nächtlicher Weile weit im Land für ſie den Unterhalt gebettelt und, Gott ſei's geklagt, zu Zeiten auch eifrig

gestohlen. Schäme mich aber dessen mit nichten, rühme mich vielmehr. Und wie sie hat wieder ihre gemarterten Glieder gebrauchen können, haben wir uns aufgemacht und sind allfort in der Dunkelheit auf einen gar sichern Ort, weit, weit von Velstein, zugeloffen. Da hab' ich sie zu guten Leuten gebracht, die sie verpflegen. Ich aber hab' mich lassen anwerben bei fremden Völkern als einen Feldscherer und such' mein Fortun jetzo auswärts. In etlichen Jahren sodann verhoff' ich, die, welche Ihr habt als Unholdin martern lassen, welche ich aber für das reinste und allerbeste Mägdlein taxier' in meinem Herzen, so in dieser sündigen Welt zu finden ist, die verhoff' ich aldann mit mir als mein ehelich Gemahl in fremde Lande zu führen. Ihr alter, harter Mann! Der Zorn will mir aufsteigen aus meiner Brust und sich als ein glühender Brocken festhaken in meinem Halse. Ihr alter, harter Mann! Ich kenn' den Spruch wohl, den Ihr unter Euerm Wappen geschrieben habt, den Ihr über Eure Hausthür' habt einmeißeln lassen, den Ihr allfort im Munde führt: Omnia ad dei gloriam. Habt Ihr nicht Augen, zu lesen in eines Menschen Angesichte? Habt Ihr nicht des Mägdleins Unschuld gelesen aus seinen kindlichen Augen? Heißet sie nicht mit Namen Reynheit und ist sie nicht das, was sie heißt, lauter und rein? Ihr harter Mann! Auf alter, schwächlicher Weiber Geschwätz habt Ihr gehört, und der Teufel hat Euch geritten, daß Ihr beinahe die Reynheit verbrannt hättet zu Asche. Schmutz und Schande spreiten sich allenthalben auf Erden, und die Reynheit verfolgen sie und sagen, daß es geschehe zur Ehre Gottes. Ich sage Euch, die Engel im Himmel weinen über solches Beginnen, aber der Teufel freut sich, weil's ihm zu Ehren geschieht. Ihr harter Mann — aber halt' ein, du Feder, vielmehr sei langsam! Ich gedenke ihrer und schweige und will meinen Mund nicht aufthun zum Fluchen. Segnen aber kann ich Euch nicht; vielleicht,

wenn ich erst ganz bei ihr bin, vielleicht lern' ich's dann auch noch von ihr. 'was Böses wünsche ich Euch nicht. Gehabt Euch wohl! Hans Fortner, doctor medicinae."

— — — — — — — — — — — — —

Ich erhob mich, ging hinab in's Thal und ging meine Wege. Finster glotzten hinter mir die Höhlen. Da kamen mir meine gestrigen Gedanken:

„Das, was mich von dort oben anglotzt, das ist alte, das ist uralte Zeit, so alt, daß ich, ihr Alter zu messen, keinen Maßstab finde in meinen Gedanken" — so hatte ich gestern gewähnt. Und was war nun das, was mich hernach aus den vergilbten Akten angegrinset hatte?

Ein Schauer lief mir den Rücken hinunter, es war mir, als schritte ich über ein großes Lava-Feld, dessen Oberfläche seit etlichen Stunden erst erstarrt war. Zweihundert und fünfzig Jahre — welch eine kurze Spanne Zeit!

Und mit bebenden Lippen murmelte ich: „Barmherziger, großer Gott, der Du der Urquell der Liebe bist, laß mich nicht schwanken und nicht verzweifeln! Mit Blut ist die Erde gedüngt, und mit Blut ist die Geschichte der Menschen geschrieben. Furchtbare Dinge sind je und je geschehen und geschehen noch heute. Das Furchtbarste aber ist und war und wird sein allezeit, wenn sich Deine Geschöpfe verfolgen mit Wort oder That im Wahne, Deiner Ehre zu dienen. Herr, der Du die Liebe und Barmherzigkeit bist, laß mich nicht schwanken und nicht verzweifeln!"

Und dann ging ich rüstig fürbaß, stieß meinen Stock in die alte Erde, hob zum glänzenden Himmel meine Augen und murmelte aus tiefer Seele das Wort, das ich mir nun gerade zum Sprüchworte meines Lebens zu erwählen gedachte:

Omnia ad dei gloriam!

Das Stärkste in der Welt.

Eine Parabel von August Sperl.

Bei den Engeln im Himmel war große Trauer. Verstört saßen die lieblichen, heiligen Gestalten umher, ihr Gesang war verstummt, ihre Harfen schwiegen. Schüchtern spähten sie hinunter in's Paradies, in dem sie so oft die seltsamen, flügellosen Gebilde belauscht hatten, die neuen Geschöpfe, die ersten Menschen. Aber voll Kummer wandten sie immer wieder die Blicke ab; denn da drunten war's Nacht, schwere Wolken standen seitwärts, Blitze zuckten, schrägher schüttete sich der Regen über die Gefilde, das erste Gewitter tobte, der Sturm bog die Palmen und zerbrach die Cedern, der Satan feierte ein Fest mit seinen Geistern, vom Baume der Erkenntnis funkelten die glotzenden Augen der Schlange zum Himmel empor, an der Thüre des Gartens saß der Engel des Herrn — der große Engel mit dem ehernen Antlitz, und sein nacktes Schwert flammte durch die Nacht, daß die Blitze erblichen.

Da trat ein Engel vor Gott den Herrn, ein Engel von wunderbarer Schönheit, ein Engel, auf dessen Antlitz es schimmerte wie ein Abglanz von Morgenroth und Abendroth und vom Glanze der Sterne.

Der beugte die Kniee vor den Stufen des Thrones; aber die Augen erhob er nicht zu der heiligen Majestät des Allmächtigen.

„Herr," sagte er leise, und seine Brust hob sich zu einem

schweren Seufzen, „Herr, was gedenkst Du mit diesen Elenden zu thun?“

Er schob mit den weißen Händen eine schwarze Wolke zur Seite und deutete hinunter auf die Erde.

Dort saß im Dunkeln unter einem Feigenbaume der erste Mensch, und neben ihm kauerte das Weib, das ihm Gott gegeben hatte. Aber die flügellosen Gestalten hatten fremde Züge, die Seligkeit und der Glanz der Unschuld waren aus ihnen gewichen; der Böse hatte sie gezeichnet und ihnen seine ureigenen Linien in's Antlitz gegraben: Reue und Verzweiflung.

„Herr, was gedenkst Du mit diesen Elenden zu thun?“ fragte der Engel, und es zuckten drunten die Blitze um den Feigenbaum, der Sturm fuhr über die Gefilde, der furchtbare Vollstrecker des Zorns wachte auf der gottverlassenen Flur.

„Herr, Herr!“ flehte der Engel. Und aus allen himmlischen Zonen kamen seine Brüder, hoben die verstörten, reinen Gesichter zu den Stufen des Thrones und flehten: „Herr, Herr!“

Ihre Menge wuchs, es wuchs das flehende Rufen zum gewaltigen Rauschen; aus den fernsten Fernen kamen die Scharen herbei, warfen sich auf die Kniee, und die Gewölbe des Himmels hallten wieder von dem einzigen Rufe: „Herr! Herr!“

Lange, lange verschloß der Allmächtige ihren Bitten sein Herz. Aber sie ließen nicht nach mit ihrem Rufe: „Herr! Herr!“ Und noch höher schwollen die flehenden Töne, ein Meer von Gebeten brandete an den Thron, und bis zur Erde hinunter drang das brausende Rufen. Unruhig fuhr die schillernde Schlange auf und nieder am Baume der Erkenntnis, der Sturm wollte sich legen, der Donner schwieg. — Der finstere Engel hob die brennenden Augen empor, er bewegte die Lippen, und ehe er sich's versah — — murmelte auch er: „Herr, Herr!“

Da rollte langsam eine heiße, glänzende Thräne aus den Augen des Allgütigen . . . .

Der Engel aber, der zuerst den Ruf: „Herr! Herr!“ gewagt hatte, stahl sich weg vom Throne des Herrn und stieg hinab auf die dunkle Erde. Und droben erklangen wieder die Harfen wie ehedem.

* * *

Dreißig Jahre waren über die Menschen gegangen, Jahre der Sorge, der Arbeit, der Entbehrung, dreißig Jahre — vor dem Allmächtigen selbst einem Hauche gleich, der in der heißen Sommernacht durch die Blätter streicht.

Abend war's in der Hütte unter dem Feigenbaume. Auf dem Schragen ruhte ein todter Mann mit Frieden in den starren Zügen. Ihm zu Füßen war ein junges Weib zusammengesunken; daneben kauerte ein Kindlein. Das Weib schluchzte, das Kind sah angstvoll aus den großen, fragenden Augen zur Mutter empor. Hinten im Dunkeln am Herde saß der erste Mensch und raufte wortlos seine grauen Haare.

An der Leiche Abels stand die hohe Gestalt der Eva. Mit ruhiger Gelassenheit schmückte sie die schönen Glieder zum langen Schlafe. Zu Häupten des Todten aber saß der Engel, der einst in jener Nacht in Demuth vor den zürnenden Herrn getreten war mit seinem flehenden Gebete: „Herr! Herr!“

Eva! Wo war das Weib, das lüstern am Baume der Erkenntnis gestanden war und begierig von der Schlange den Apfel genommen hatte? Wo war das Weib, das hernach mit dem Todeszeichen der Reue und der Hoffnungslosigkeit hatte sitzen müssen in Sturm und Wettergraus unter dem Feigenbaume? — — — „Herr! Herr!“ hatte der Engel gerufen, geweint hatte der Allgütige, Allerbarmende . . . da war Großes geschehen mit der Verzweifelnden.

— — — — — — — — — — — — —

Jetzt hat sie die Wunde verhüllt, die Glieder geschmückt, jetzt beugt sie sich über das wachsgelbe Antlitz; heiße Thränen tropfen nieder auf ihre Freude, ihren Stolz, ihre Hoffnung — ihre todte Hoffnung.

Alles ist ihr vernichtet. Seltsam, und doch ist ihr Gebahren so anders als damals unter dem Feigenbaume! Warum? Der Engel ist ja bei ihr.

Langsam beugt sie sich nieder zu dem Kinde, dem holden Knäblein, und legt es dem gebrochenen Weibe in den Schoß und kniet ihr zur Seite hin und schlingt den Arm um sie. — — Stille ist's in der Todtenkammer. — — —

Da knistert leise, kaum hörbar der Sand vor der Hütte. Jäh fährt sie empor und blickt zur offenen Thüre und sieht in das verwirrte, entsetzliche Antlitz des Andern, den die Hand des Heiligen gezeichnet hatte.

Bleich wie der Todte dort wendet sie die Augen ab und tastet mit zitternden Händen nach dem Knäblein des Erschlagenen. Aber der Engel ist aufgestanden und vor sie getreten und flüstert: „Du darfst, du sollst!"

Sie erhebt sich und geht demüthig aus der Kammer, hinaus in die Nacht.

— — — — — — — — — — — — —

Kurz hernach jagt der Gezeichnete auf seinem Thiere hinein in die Dunkelheit. Sein Gewissen geißelt ihn, die Angst treibt ihn bis zur Morgenröthe und von der Morgenröthe bis zur Abendröthe und von der Abendröthe in die Nacht, rastlos, friedlos. Er wird zu Grunde gehen, er muß zu Grunde gehen.

Wenn er aber am Rande der Wüste von seinem Thiere sinkt und sich zum Sterben streckt, wenn alle bösen Geister Reigentänze um ihn halten, wenn die Qualen der Hölle an sein Herz greifen, wenn er verlassen daliegt in der unermeßlichen Oede — er wird mit nichten allein sein: von jenseits der Wüste her wird ein Lebensodem wehen an seine gezeichnete

Stirne, ein Lebensodem von jenseits der Wüste, der seine Heimat droben im Himmel hat, ein Lebensodem, der ihm vielleicht den Himmel rettet in der zwölften Stunde, den Himmel, gegen den er gefrevelt.

Er ist vom Himmel gekommen, dieser Odem des Lebens, er hat das schwache, verzweifelnde Weib angeweht unter dem Feigenbaume, damals in der Nacht, er hat gewirkt, daß sie sich aufraffte zu einem neuen Leben, er hat ihr die Kraft gegeben hernachmals, daß sie nicht zusammenbrach am Schragen des Sohnes, er hat ihr die Kraft gegeben, die Hand auf das Haupt des Mörders zu legen, er geht seit Tausenden von Jahren millionenfach mit dem Menschengeschlechte über die Erde, tröstet es, hebt, sänftigt, erneuert es, er ringt der Hölle ihre Opfer ab, dieser Odem des Lebens:

„Herr! Herr!“ hatte der Engel vor dem Throne des Allmächtigen gefleht; dann war er unter den Baum getreten zu dem zerschlagenen Weibe und hatte eine Fackel entzündet auf der dunklen, kalten Erde, eine Fackel, vor der das flammende Schwert des Zornes erblich: Die Engel hatten gefleht, der Herr hatte geweint — da war aus dem Weibe eine Mutter geworden.

Und seitdem ist das Stärkste auf dem Erdball, stärker als Rosse und Wagen, stärker als der Tod, ja eben das Stärkste in der Welt:

Die vergebende Liebe!

Der Taubſtumme.

Eine Lebenserinnerung

von Johannes Renatus. (Joh. v. Wagner.)

Taub war er und hörte doch vortrefflich — auf's Gotteswort. Stumm war er auch und ſagte doch viel. Und dieſes multum (non multa) habe ich nie vergeſſen können; es trat immer wieder von Neuem hervor, wenn im wechſelreichen Leben verwandte Saiten erklangen. Daß es nicht unbedeutend war, was der Taubſtumme ſelbſt in der einzigen Woche unſres Zuſammenlebens dachte und ſagte, bezeugt ſchon die Gedächtnistreue auf ein halbes Jahrhundert, das ſeit unſerer erſten Begegnung verfloſſen iſt. —

Was war das doch für ſchöne Zeit, als man ſchrieb 1847 und 1848! d. h. für mich ſchöne Zeit; denn was kümmerte ſich des Knaben Unverſtändigkeit um den Ernſt der damaligen traurigen Wirren im deutſchen Reiche. In unſeren jungen Köpfen herrſchte ein Zug zum Idealen in gleichem Maße wie die Freundſchaft mit dem Realen, je nachdem der Geiſt Nahrung heiſchte, oder die Materie.

Unſere Begeiſterung für Achilleus oder Hektor war gleichgradig mit der Freude über die pünktliche Lieferung des Frühſtücks oder Veſperbrotes. Die täglich dargereichte Milch erhielt den Rang des Nektars; Birnen und Aepfel — namentlich recht große — hießen Ambroſia. Freiheit entzückte den Geiſt genau ebenſo, wie ein tüchtig Stück Butterbrot den Leib,

sodaß wir auf die eine Seite unseres Daseinsbanners hätten in inniger Verschmelzung schreiben können „Nektar und Andromache“, auf die andere „Hektor und Ambrosia“.

Dem geneigten Leser kann ich leider nicht ersparen, aus meiner Knabenzeit zu hören. Diese gehört dazu, wenn anders ich den Taubstummen recht schildern, seine vielseitige Bedeutung in's rechte Licht stellen soll. Dafür verspreche ich, nach dem einwöchigen Zusammensein mit Jenem erstaunlich schnell zu wachsen, also, daß ich einen salto mortale ausführe bis in's 24., resp. 28. Lebensjahr. —

Als Elfjähriger an Leib und Seele mehrfach der Reparatur bedürftig, war ich von meinen unvergeßlich theueren Eltern zur Stärkung beider Objekte in einem Knabenpensionat untergebracht worden, welches der Pfarrer eines Dorfes einst errichtet hatte, um gleichzeitig seinen drei Söhnen guten und concentrirten Unterricht angedeihen zu lassen.

Den Pfarrer will ich umtaufen in Brückner, das Dorf in Mockwitz und die eine Stunde davon entfernte Provinzialstadt in Muldenstädt.

Außer dem Cantor im Orte, welcher die Gesangsbildung übernommen, wie auch die künstliche Bearbeitung eines altersschwachen Claviers oder deutsch: Leisestarktastenkastens mit den Fingern, ertheilten den Unterricht zwei Lehrer. Der eine, Dr. phil. Thurm aus den Rheinlanden, in Latein, Griechisch, Geschichte und Deutsch; der andere in Mathematik, Geographie, Naturwissenschaften und einem bischen Zeichnen. Die Ertheilung des Religionsunterrichtes hatte sich Pastor Brückner vorbehalten.

Von allen Präceptoren war Dr. Thurm uns acht Jungen der liebste. Ich kann sagen: wir schauten bewundernd an ihm hinauf wie an einem wirklichen Thurm, so groß und lang war er. Auch hatte er breite Schultern und ein Antlitz, aus dem warme Seelengüte ebenso lebhaft sprach, wie hoher Verstand. Ein Wort von ihm, ja schon ein Blick genügte,

um uns zu bändigen, denn er war ebenso streng und gerecht, als theilnahmvoll mit jedem Einzelnen.

Die Entwicklung der Knabennatur ist stürmisch; je mehr die physische Kraft wächst und mit ihr das Kraftbewußtsein, desto mehr entsteht im Individuum der Drang zu schaffen oder zu zerstören.

In der rechten Leitung des Thatendranges war nun Thurm ein Meister. Er wußte, daß der Trieb zu Kraftäußerungen dem physischen und psychischen Werdegange entsprach. War dies die Ursache zu einer an sich unrechten That, so beurtheilte er diese mild und suchte jenen Trieb auf edle Ziele hin zu leiten. Stammte aber das Unrechte aus unlauterer Gesinnung, so strafte er streng und zwar derartig, daß er Jeden an der individuell empfindlichsten Stelle packte. Dies ist unleugbar ein großer Vortheil der kleinen Schulen, sie berücksichtigen das Individuelle; während in großen Lehranstalten wegen allzu vieler Schüler zumeist schablonirende Regulativwirthschaft herrscht.

War die Schul- und Arbeitszeit vorüber, so zeigte er sich als echten, rechten Jugendfreund und sorgte auch dann für Leib und Seele, also, daß er unsere Herzen ganz und gar besaß.

Da lehrte er uns turnen, schwimmen, Fußmärsche ausführen bis zu neun oder zehn Stunden Dauer, ließ uns zur Abhärtung bis Anfang Winters in dünnen Turnjacken und -Hosen gehen und duldete kein Halstuch. Braun wie eine Brotrinde mußten Sonne und Luft uns den Hals und dessen Umgebung brennen. Dabei verfuhr er auch hier nicht schablonenhaft oder manierirt.

Das Ziel längerer Wanderungen waren eine schöne Landschaft, auch die Ruinen eines Klosters oder einer Burg. War letztere noch erhalten und bewohnt, so bildete diese den Glanzpunkt von allen Reisezielen, denn Thurm brachte durch Erklärungen und Erzählungen Leben aus alter Zeit hinein,

sodaß es unserer lebhaften Knabenphantasie däuchte, als sähen wir das Vergangene leibhaftig vor uns.

Und nun der Winter!

Ich weiß es gar nicht anders, als daß es zu jenen Zeiten Jahr für Jahr einen soliden Winter gab mit Frost und tüchtigem Schnee auf längere Zeit. Die jetzigen Winter sind wie mancher junge Mensch: verweichlicht.

An den geräumigen Pfarrhof stieß ein großer Obstgarten, wo im Herbst unsere Aepfel- und Birnen-Ambrosia in Hülle und Fülle prangte. Am Ende desselben befand sich ein wohlumzäunter Gemüsegarten mit verführerischen Erd-, Him-, Brom-, Stachel- und anderen Beeren; und ganz zuletzt ein Gehölz, von uns Park genannt; natürlich benutzt zu Räuberbanden- und Soldatenspiel.

Auf diesem Gebiete gab es lebhafte Schneebataillen, an denen Thurm nicht selten theilnahm. Ferner ließ er uns hier einen stubenhohen Schneehaufen aufwerfen, welcher nach mehrtägigem „Setzen" gewölbartig ausgehöhlt ward, doch so, daß in der Mitte eine starke Schneesäule stehen blieb. Auch ein steinerner Herdraum, von Schneewänden umgeben, ward angefügt, das Ganze mit Wasser begossen und so ein Eispalast mit Sitzbänken geschaffen, in dem es sich traulich weilte. Es war fast warm darin.

Sank das Gewölbe bei nahendem Lenze ein, so ward eine Festung daraus gemacht. Da begann unter Thurms Leitung ganz ernsthaft die Belagerung und Vertheidigung von Troja.

Sorgte der theuere Lehrer so für des Leibes Wohlfahrt, so pflegte er auch außerhalb der Arbeitszeit ebenso den Geist. Um die Namen großer Autoren Griechenlands und Roms unserem Gedächtnis zu bewahren, setzte er sie rhythmisch in Musik. Vor Allem aber mußten wir weise Sprüche jener großen Männer in griechischer und lateinischer Sprache auf Zettel schreiben und diese an die Wände der großen Schul-

stube heften, damit wir der Sprüche alle Tage eingedenk blieben. Weil sie mit dem Thun und Denken unseres Taubstummen im Zusammenhange stehen, muß ich deren etliche hier wiedergeben, allgemeinen Verständnisses halber verdeutscht. An der Hauptwand, zu beiden Seiten eines großen Christusbildes, des Lehrers Eigenthum, prangten die Sprüche:

„Unsere Bestimmung ist ernst; unsere Geschäfte sind groß und wichtig.“ Cicero.

„Richtiges Denken ist Quell und Bedingung richtigen Schreibens.“ Horaz.

„Vor die Tugend setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.“ Hesiod.

„Denken, was wahr, und fühlen, was schön, und wollen, was gut ist — darin erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.“ Plato.

An den übrigen Wänden:

„Schön ist's und ruhmvoll: Sterben für's Vaterland.“ Horaz.

„Keiner der Sterblichen wurde erzogen, ohne zu leiden.“ Sophokles.

„Der Mensch ist etwas Vortreffliches, wenn er wahrhaft Mensch ist.“ Aeschylus.

Endlich muß ich noch eines Spruches erwähnen, mit dem sich der Taubstumme besonders zu schaffen machte. Er lautet griechisch:

„ὁ βιος βραχυς ἐστι, μακρα ἡ τεχνη“. Zu deutsch: „Kurz ist das Leben, lang die Kunst.“

Diese und manche andere Sprüche noch zierten, resp. tapezirten das Gemach.

Großen Eindruck machte auf uns die Art und Weise, mit welcher Thurm Faulheit, Ungezogenheit und dergl. zu bestrafen pflegte. Zweimal erhielt der Missethäter ernste Mahnungen. Beim dritten Pönfalle mußte er unbeschäftigt — doch überwacht — im Zimmer bleiben, während die Anderen

lebensfrisch und froh Schneebataillen ausführten, Schlitten fuhren oder im Sommer eine schöne Wanderung machten. Mit einem Worte: es erfolgte Entziehung der Freiheit, der Arbeit und des Vergnügens.

In späteren Jahren habe ich die Grundsätze kennen gelernt, welche unseren Thurm hierzu bewogen. „Strafarbeiten aufzugeben," sagte er, „ist die größte Thorheit, die sich ‚wie eine ewige Krankheit fortschleppt von Geschlecht zu Geschlecht'. Wann endlich wird man darüber zur Einsicht kommen! Arbeit muß stets etwas Begehrenswerthes sein, was mit Lust und Liebe unternommen werden soll. Lehrer lassen ihre Jungen auch das Lied singen: ‚Arbeit macht das Leben süß, macht es nie zur Last' ꝛc. Gleichwohl heißt es darauf betreffs eines Vergehens: ‚Zur Strafe sollst du sechs Gesangbuchlieder auswendig lernen oder zehn Seiten aus einem Lehrbuche abschreiben!' u. A. m. Der Knabe geht widerwillig daran, und statt gegen sich und seinen Fehler voll Ingrimm zu werden, überträgt er diesen auf das unschuldige Gesang- oder Lehrbuch. Sonach erzielt der Lehrer durch den Mißbrauch der Arbeit als Strafmittel thatsächlich weiter nichts, als Abscheu vor Arbeit, die doch nach jenem Liede das Leben süß machen soll. Würde nicht alle Welt darüber lachen, wenn ein Lehrer einem zu maßregelnden Schüler sagte: ‚Zur Strafe sollst du sechs süße Apfelsinen essen!'? — Wo bleibt da die pädagogische Logik?" —

Auch mit dieser Seite unserer Erzählung hat der Taubstumme zu thun. Er kannte noch eine ganz andere Strafart, von der später die Rede sein wird. Das Eine aber kann ich versichern, daß Jeder von uns nach der Thurm'schen Strafart sich in Zukunft ganz gewaltig zusammennahm, sie wirkte mächtig und verminderte nicht die Liebe zur Arbeit und zum Lehrer. Scham und Reue waren die Folgen.

Wie aber auch hätte sich die Liebe zum Lehrer verwischen sollen? In seinem Unterricht, z. B. in der Weltgeschichte,

verschmolz er spielend Grundwahrheiten des Evangeliums. Dem war er gläubig ergeben, während Brückner Rationalist war und sich in Religionssachen mit Thurm nie so recht vereinigen konnte, selbst darüber nicht, daß Letzterer auch Bibelsprüche an die Wand geheftet haben wollte. Thurm sagte: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht. Ich glaube, darum rede ich.“ Und Brückner entgegnete: „Nein, nein! Das erzeugt nur Frömmelei und ist Profanirung.“ Es unterblieb.

Mehrere von uns Jungen hatten jenes kurze Zwiegespräch wohl gehört. Zwar verstanden wir noch nicht, den Unterschied beider Meinungen abzuwägen, doch hatten wir ein dunkles Gefühl, daß Thurm Recht habe. Sein Verweben evangelischer Wahrheiten mit dem Unterrichtsstoff erwärmte und erhellte, während des Pastors Religionsunterricht uns entsetzlich trocken und ledern erschien. Unser Gefühl, daß Thurm Recht habe, entsprang auch nicht etwa einer Parteinahme für ihn. Wir hatten den Pastor auch lieb, er war ein wohlwollender, gutmüthiger Mann und bereitete uns gern eine Freude. In reifen Mannesjahren erst, von denen es hieß: „Ihr werdet euch deß alles erinnern,“ ward mir klar, warum wir uns auf Thurms Seite stellten: Wir „konnten es noch nicht tragen“, aber der „Geist der Wahrheit“ leitete uns. —

Mit gleicher Darstellungskraft führte uns Thurm auch in das klassische Alterthum ein. Wie blühend war seine Rede, wenn er die virtus schilderte! Wie begeistert wurden wir von der Iliade, der Odyssee! Nunmehr waren wir die Helden. Natürlich wollte Jeder von uns Achilleus sein. Weil dies nun aber vernunftgemäß nicht ausführbar war und Jeder seinen Kopf durchzusetzen suchte, entstand naturgemäß eine wirre Balgerei im Obstgarten, welcher, wie in der Iliade, ganz sachgemäß erst erzürnte Zwiegespräche vorausgegangen waren.

Thurm kam dazu und mißbilligte unser Gebahren mit den Worten:

„Was ist das für ein wüstes Raufen! — Halt!“

Sofort parirten wir und brachten den Grund des Zankes vor. Einer, ein langer und dicker Junge von dreizehn Jahren, beanspruchte für sich allein die Achilleswürde mit Bezugnahme auf seine körperlichen Vorzüge. Dagegen erfolgte nun lebhafter Einspruch.

„Dick ist Achilleus entschieden nicht gewesen!“ warf ein Zweiter ein.

„Die Dickte thut's überhaupt nicht!“ sagte ein Dritter, während ein Vierter mit ungekünsteltem Pathos rief:

„Weder lang noch dick — groß muß Achilleus sein!“

Um Thurms Lippen zuckte ein kaum unterdrücktes Lächeln.

„Nun gut!“ entgegnete er. „So führet einen turnerisch geordneten Ringkampf aus, wie es die alten Helden thaten. Hier gab es keine wilde Balgerei. Der Sieger über Alle mag Achilleus sein.“

Das geschah, nur unter Vieren. Die Kleineren oder Schwächeren wurden selbstverständlich gleich ausrangirt wie bei der Pferderemonte.

Lehmann Eins, denn es gab zwei Lehmanne, ein mittelgroßer, breitschulteriger Knabe, blieb über Alle Sieger. Voll Bewunderung ob seiner Kraft erkannten wir ihn als Achilleus an. Doch der Schatten der Bewunderung ist Neid, und dieser fehlte nicht ganz. In Spielen idealerer Art hieß Jener zwar allgemein Achilleus. Wenn aber von rein realen Dingen die Rede war, etwa von den, dem Frühstückbrote zugetheilten Aepfeln, da ward einfach wieder gelehmannt und gesagt: „Lehmann, du Strick, du hast dir zwei Aepfel mehr genommen. Her damit!“

Achilleus hatte eine Stumpfnase, kurzgeschnittenes röthliches Haar, und pflegte mit geballten Fäusten, die Arme auffällig schlenkernd, einher zu gehen, selten ohne zu pfeifen. Von nun an konnten wir uns den historischen Achilleus leider nicht mehr anders vorstellen wie Lehmann Eins.

Dem großen Dicken ward wenigstens der Ajax zugestanden, womit er auch zufrieden war. Ich sollte Menelaus werden. Weil aber die Mehrzahl in hämischer Weise die letzten beiden Vokale nicht trennte, sondern wie Laus aussprach, so protestirte ich entschieden und ward ohne Widerrede Odysseus. Drei Andere nannten sich Agamemnon, Menelaus und Neoptolem, dessen Name, Lehmann Zwei, leider öfters in Neoptolehmann verstümmelt ward. Der Siebente wollte Hektor sein; doch ergaben sich dagegen zwei gewichtige Gründe. Erstens waren wir Alle Griechen, Hektors Feinde; es hätten somit Reiber- und Räubereien nicht aufgehört. Anderntheils hieß Brückners Hühnerhund auch Hektor, und das hätte zu unliebsamen Consequenzen geführt. Er mußte mit Diomedes tauschen. Der Achte endlich, ein kleiner Knirps mit etwas krummen Beinen und dürr wie ein alter Weinpfahl, bestand auf Apollo. Ein schallendes Gelächter der übrigen Helden machte ihn durchaus nicht irre; hartnäckig verlangte er, ein Gott zu sein. „Ein göttlicher Kerl" hieß er darum. Als nun auch Thurm lachte und Beifall nickte, blieb es dabei: Karl Mietschke war Apollo.

Eindrücke in den Knabenjahren sind dauernd, mitunter leider! denn ich mochte in Mannesjahren eine schöne, edle Apollostatue sehen, wo ich wollte, allemal fiel mir Mietschke ein und seine Körperformen, also, daß mir der Genuß beim Anblick des schönen Mythen-Gottes regelmäßig verleidet ward. —

In jene Zeit fiel die Unterrichtung über Sparta mit seinem Aristos, über Athen mit seiner Volksherrschaft; über alte Republiken und Staatsverfassungen überhaupt. Auch bei uns wurde eine der Letzteren festgesetzt. Jeder von uns war ein König; Achill d. h. Lehmann Eins ward Oberkönig. Die Gesammtheit aber bildete eine Republik, sodaß wir unbewußt dasselbe thaten, was ein Jahr später die Bauern eines kleinen Fürstenthums gethan haben sollten. Diese waren von umher-

ziehenden Agitatoren aufgehetzt worden, sich zur Sache der Republik zu bekennen. Darauf sollen die Bauern gesagt haben: „Anne Republik wolln mer schona hann, aber unsern guten Förschten wolln mer ooch behalten.“

So bildete denn unsere Staatsverfassung eine wunderliche Masse, gleich dem russischen Salat mit dessen heterogenen Bestandtheilen.

Indessen, nun mußten auch Thaten folgen. Hierzu bot uns das gespannte Verhältnis zwischen den „Pfarrschjungen“ und den „Dorfjungen“ die schönste Gelegenheit. Zunächst einigten wir uns über gleichmäßige Waffen. Große Faßdeckel wurden zum Schild umgewandelt, hölzerne Schwerter gemacht und eichene Stangen ohne Spitze als Speer benutzt. So ausgerüstet zogen wir in Phalanxform aus zum Kampfe wider die Barbaren, vulgo Dorfjungen.

Bei der ersten Schlacht errangen wir republikanischen Könige den glänzendsten Sieg. Jeder schlug sich tapfer. Auch die zweite Schlacht gewannen wir. Bei der dritten hatten „die wilden Völker“ einen Hund mitgebracht, einen kleinen, noch jungen Spitz. Den hetzten die Barbaren auf uns, und Ami that seine Pflicht, zunächst dadurch, daß er Ajax's Stiefel zu beißen versuchte. Hierüber erschrocken, schrie Ajax auf, warf die Waffen weg und lief eiligst davon. Darob ergrimmeten der edle Agamemnon und der göttliche Achill. Sie warfen sich mit Macht auf den Hund, brachten dadurch Verwirrung in die Phalanx, und es blieb unentschieden, auf welcher Seite der Sieg war.

In einem Kriegsrathe aber ward beschlossen: Erstens: Der große Dicke verliert auf acht Tage den Namen Ajax und wird nur bei seinem Vatersnamen Schmidt gerufen. Zweitens: Es wird drei Tage lang mit dem Feigling nicht geredet. Drittens: Schmidt verliert auf drei Tage sein Königreich Salamis. So hieß des Ajax Birnbaum, auf welchem die köstlichsten Früchte prangten.

Dieser letzte Punkt war für Ajax-Schmidt der bitterste, für uns Andere der süßeste, denn so lange gehörten die Früchte uns.

Was nun die wirkliche Republik anlangt, für die man im Jahre 1848 in Sachsen agitirte, so ergab sich das Merkwürdige, daß die „Dorfjungen" treu königlich gesinnt blieben, während wir spartanischen Aristokraten eifrige Republikaner wurden. Thurm selbst schwärmte trotz seines Christenthumes für Herstellung einer deutschen Republik; nicht um der letzteren willen an sich, sondern weil er, der sonst monarchisch Gesinnte, die Hoffnung aufgab, daß die deutschen Fürsten es jemals zu einer dauerhaften kräftigen Einigung Deutschlands bringen würden. Mit uns hatte er nie ein Wort über Politik gesprochen; aber wir hörten doch vielfach von Anderen, was man damals, wo sich Vieler eine fieberhafte Erregung bemächtigt hatte, erzielen wollte.

Das steckte uns unreife Burschen an. Zwei von uns, darunter auch ich, waren von Adel. Aber begeistert von der erstrebten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von der gleichmäßigen Theilung des Eigenthumes ꝛc., erklärten wir einst in einer Versammlung, deren Oberhaupt, Achill, jetzt Präsident genannt ward, daß wir unseren Adel ablegen wollten. Darauf stürmischer Jubel und Umarmung. Wir Beide fühlten uns groß.

In der Meinung, unserem Thurm eine Freude zu bereiten, meldeten wir auch ihm unseren festen Entschluß. Darauf sagte Thurm: „Ihr seid dumme Jungen. Behaltet doch den ehrlichen Namen eurer Väter! der Name thut nichts zur Sache!" Wir Beide fühlten uns klein. Odysseus und Diomed zogen ab wie begossene Pudel. Aber unsere Republik wurde aufrecht erhalten.

Nur ein einziges Ereignis fiel dazwischen vor, das die ganze Sache unterbrach.

Es hieß, der Bruder des Pastors Brückner wolle auf

acht Tage zu Besuch kommen. Das war was für uns; war einmal etwas Anderes, etwas Neues. Außerdem gab es zu Mittag etwas Gutes, obgleich wir mit der Kost sonst hoch zufrieden sein konnten. Und nun wir von Brückners Söhnen erfuhren, daß der Onkel taubstumm sei, reizte dies unsere neugierige Spannung nur noch mehr.

Seine Ankunft geschah während des Unterrichtes; wir sahen ihn zuerst beim Mittagsessen. Die Meisten von uns schienen noch nie mit einem Taubstummen zusammengekommen zu sein, daher die erstaunten Gesichter, als wir des Angekommenen lebhafte Fingerbewegungen sahen. Der Pastor war der Einzige, der die Fingersprache, jedenfalls von früher her im elterlichen Hause, kannte und erwiedern konnte. Zugleich gab sich der Taubstumme Mühe, zu sprechen, wobei freilich kaum mehr zu verstehen war als der Rachenlaut des rauhen ch.

Den Verhältnissen nach war die Unterhaltung sehr einseitig, sie wurde nur von den beiden Brüdern geführt, natürlich stumm, wenn man von jenem häßlichen Rachenlaute absieht. Von Zeit zu Zeit nickte der Eine oder Andere, und der Pastor ließ hier und da ein gewohnheitsmäßiges ‚So!' oder ‚Aha!' hören. Mitunter wandte sich Brückner an die Uebrigen und theilte uns den Kern von dem mit, was der Onkel erzählt hatte, von seiner Reise und dergleichen, für uns Nebensächliches. Dann trat längere Zeit wieder die stumme Unterhaltung ein, welcher weder die Frau Pastor, noch die beiden Lehrer folgen konnten; wir erst recht nicht.

Unter Anderem dolmetschte uns der Pastor, sein Bruder sei ein großer Freund der Jugend und freue sich sehr, so muntere und gesunde Knaben vor sich zu sehen. Der Taubstumme las seinem Bruder die Worte an dem Munde ab. Er nickte uns freundlich zu, gestikulirte mit den Fingern und den Rachenorganen, zog aber dabei ein so sonderliches Gesicht, daß etlichen von uns, leider auch mir, das Kichern

ankam. Die Frau Paſtor drohte uns ernſt mit dem Finger und ſagte: „Pfui, ſchämt euch!“ Das alles hatte der Taubſtumme wohl bemerkt, der, wie alle ſeine Leidensgenoſſen, mißtrauiſch war. Er fühlte ſich verletzt und ſprach längere Zeit hindurch kein Wort mehr mit den Fingern.

Dem Paſtor war dieſer Zwiſchenfall entweder entgangen, oder er wollte, zumal ſeine Gattin uns ſchon einen Verweis ertheilt hatte, vor dem Bruder nicht noch einmal davon anfangen, der möglicherweiſe aus des Paſtors Lippenbewegungen den Inhalt errathen konnte.

Nach Tiſche aber nahm uns Thurm ſo ſcharf vor, daß Keiner wagte, jemals wieder eine Miene zu verziehen, wenn der Onkel ſich uns verſtändlich machen wollte. Achilleus und Agamemnon, die Hauptmiſſethäter, waren ganz zerknirſcht, und Odyſſeus, d. h. meine Wenigkeit, mußte weinen. Thurm hatte ernſt kopfſchüttelnd mich angeblickt und nur die Worte zu mir geſagt: „Hans! von dir hätte ich es am allerwenigſten gedacht!“ — Das ſchnitt in's Herz. —

Der Taubſtumme hatte uns ſicher längſt vergeben, denn nach Schluß des Nachmittagsunterrichts ging er mit uns in den Obſtgarten und deutete uns zur Genüge an, daß er mit uns ſpielen würde und zwar Kämmerchenvermiethen. Wir begriffen es, ſuchten uns Jeder einen Baum, und Odyſſeus mußte in der Mitte ſtehen. Nun fing das Vertauſchen des Standortes an; bald wechſelte Diomed mit Neoptolehmann, bald Ajax mit Apollo, bald der Taubſtumme mit Achilleus u. ſ. f. Der Taubſtumme war fröhlich wie ein Kind. Menelaos aber ward muthwillig ungezogen gegen ihn, alſo daß der Taubſtumme fortging; ich ſah deutlich in ſeinem Geſicht einen Zug der Trauer.

Das Spiel ging ohne ihn weiter. Ich aber hatte die Luſt verloren; der Trauernde dauerte mich. Ich ſchlich ihm nach, faßte ſeine Rechte mit der einen Hand und ſtreichelte jene mit der anderen. Da blickte mich der Verlaſſene ſo lieb

und gut an, daß ich diesen Blick nicht wieder vergessen konnte. Freundlich hob er mich in die Höhe und strich mir liebkosend über das Haar. Dann ging er in die Pfarre. Menelaos aber bekam von den anderen Griechen Vorwürfe, die er natürlich verächtlich zurückwies. Das geschah an einem Sonnabend.

Wie erstaunten wir, als am Sonntage der Taubstumme mit uns zur Kirche ging und darin blieb bis zuletzt. Was sollte und wollte er dort, da er doch absolut nichts verstand? Der blinde Bauer da, den seine Tochter regelmäßig in's Gotteshaus geleitete, von dem verwunderte es uns nicht. Der konnte ja hören und singen. Aber ein Taubstummer?

Nach dem Gottesdienst rief Thurm uns in die Schulstube. Erwartungsvoll und schweigend umstanden wir den Lehrer, bis dieser nach ziemlich langer Zeit uns sagte:

„Ich habe Herrn Brückner befragt, ob er denn Genuß der Seele in der Kirche habe. Darauf schrieb er mir auf diesen Zettel, den ich mir aufheben werde: ‚Es thut mir wohl, im lieben Gotteshaus zu weilen. Was ich nicht singen kann, das lese ich. Und während der Pastor predigt, unterhalte ich mich in Sammlung mit meinem Herrn und Heiland.‘ — — Merkt euch das einmal, ganz genau! Danket alle Tage Gott, daß ihr gesund seid, und haltet den Unglücklichen hoch in Ehren!“ —

Eine Handbewegung deutete an, daß wir gehen sollten. Das thaten wir, und still ging Jeder seines Weges. —

Am Nachmittage machten wir eine Wanderung über Muldenstädt hinaus in's schöne Muldenthal. Menelaos allein mußte zurückbleiben, diesmal unter Aufsicht des Pastors. Wir ahnten schon, warum.

Es war ein sonniger, wonniger Herbsttag, der uns die Wanderung verschönte. Das Dorf war bald durchschritten. Nur wenig Menschen zeigten sich darin; Alles befand sich draußen auf den Feldern. Von bekannten Dörflern erblickten

wir nur den blinden Bauer mit dessen Tochter. Nachdem wir gegenseitig gegrüßt, blieb der Taubstumme stehen und rief: Arr arr — dann deutete er mit den Fingern auf die Augen. Das sollte heißen: „Der arme, arme Blinde!“ — Gleich danach schrieb er nieder: „Der arme, arme Blinde! Gott Lob! ich kann doch gut sehen!“

Diomed und ich gingen zuletzt und hörten den Bauer zu seiner Tochter sagen: „Ein Taubstummer war das? Des Pastors Bruder? Der Arme! Gott sei gepriesen! ich kann doch gut hören, sprechen und mitsingen!“ — — —

Daß der taubstumme Onkel auch zu uns in die Schulstube kam und der dem Unterricht vorausgehenden Morgenandacht mit beiwohnte, wunderte uns nach der Erfahrung mit dem Kirchengehen nicht mehr. Der Onkel ließ sich ein Gesangbuch geben und deutete die Frage nach dem Liede an, das gesungen werden sollte. Thurms Lieblingslied und -Choral war „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh'“. Dies sollte auch heute gesungen werden. Der Taubstumme aber, nachdem er den Anfang des Liedes flüchtig gelesen, deutete mit dem Finger darauf und drückte dann mit leuchtenden Augen das offene Buch an's Herz. Thurm verstand, was das zu bedeuten habe, und schrieb ihm auf einen Zettel: „Das ist mein liebster Choral!“ Der Onkel nickte lebhaft, als wollte er sagen: „meiner auch,“ und drückte dem Lehrer innig die Hand, und die Beiden sahen sich in die Augen wie ein Paar alter, treuer Freunde.

Während das Lied gesungen ward, blickte mir der Taubstumme beständig auf die Lippen. Dann, als der Gesang zu Ende war, stand er auf und betrachtete die Zettelsprüche an der Wand. Thurm schrieb sie ihm verdeutscht in sein Notizbuch; nicht alle, denn etliche von ihnen schrieb er in der Ursprache selbst in sein Buch. Wir Alle staunten über das große Interesse, welches der Taubstumme aller geistigen Thätigkeit widmete.

Zu Mittag hatte die Unterhaltung der beiden Brüder einen sehr lebhaften Gang angenommen. Der Pastor fingerte lange Zeit allein, zeigte bald auf den Einen von uns, bald auf den Anderen. Er selbst lächelte dazu. Sein Bruder aber stieß ein herzliches Gelächter aus, sodaß ihm die Thränen in die Augen traten. Es mußte etwas ganz Possirliches gewesen sein. Erst zum Vesperbrot gegen vier Uhr Nachmittags erfuhren wir Näheres.

Wir hatten uns in den Obstgarten begeben und verzehrten dort das Butterbrot nebst den zugetheilten Aepfeln. Der Taubstumme war uns gefolgt, betrachtete uns und unser Gebahren mit urheiterer Miene, selbst dann noch, als zwischen etlichen der griechischen Helden ein Streit um Aepfel entstanden war. Dies schien ihm ungemein viel Spaß zu machen.

So mitten im Streiten sprang er plötzlich in unsere Mitte, nahm dem Einen etliche Aepfel weg, um sie einem Anderen zu geben, riß dann Jedem einen Apfel aus den Händen und entfloh. Wir merkten wohl, es solle ein Scherz sein. Aber mit einem Hurrah verfolgten wir ihn und faßten ihn hinten im sogenannten Park. Dort hielt er sich vor Lachen den Leib, also, daß die geraubten Aepfel zur Erde fielen und von uns sogleich mit Beschlag belegt wurden.

Nachdem sich der Onkel einigermaßen gefaßt, riß er ein Blatt Papier aus seinem Notizbuche, schrieb etwas darauf und gab den Zettel einem der Zänker, diesmal Diomed. Der aber sollte das Geschriebene laut vorlesen. Und auf dem Zettel stand: „Ihr wollt Freiheit und Brüderlichkeit haben und streitet euch schon um ein paar lumpiger Aepfel? Ihr wollt gleiche Theilung des Eigenthums haben und gönnt mir, der ich doch gar nichts hatte, die weggenommenen Aepfel nicht? Hurrah! es lebe die Gleichheit!“

Nachdem Diomed ausgelesen, hatten wir Jungen uns mit so verblüfften, dummen Mienen gegenseitig angesehen, daß der Taubstumme wieder herzlich zu lachen begann. End-

lich lachten wir selbst mit und umkreisten den Wohlmeinenden mit lautem Bravo und Hurrah.

Das aber war der Anfang zum Sturze unserer Republik. Doch heidnische Helden blieben wir noch immer bis zu einer Zeit, da er uns auch hiervon heilte.

So gut es eben ging, unterhielten wir uns mit ihm. Wir wiesen nach einem nicht fernen Teich und deuteten ihm an, daß wir darin Schwimmen gelernt hatten. Er wies mit dem Finger auf sich und machte die bekannten Schwimmbewegungen nach, d. h. mit zwei Armen und einem Beine. Dann schrieb er auf: „Ich kann auch schwimmen." Wir Bengels antworteten mit ungläubigem Lachen, das er durchaus nicht übelnahm.

Das Schwimmen hatte uns Thurm auf die einfachste Weise in der Stube gelehrt. Dann mußten wir in den von dichtem Gebüsch umgrenzten Teich springen und zusehen, wie wir fortkamen, bis wir es konnten.

An einem noch immer warmen Tage ging es wieder zum Schwimmen. Der Taubstumme begleitete uns nicht. So mitten darin hörten wir plötzlich ein lautes ‚Plumps' im Wasser. Erstaunt schauten wir auf und entdeckten den Taubstummen als festen Schwimmer. Mit Hurrah schwammen wir auf ihn zu und bespritzten ihn mit Wasser. Er aber erwiederte dies auf so energische Weise, daß wir — Ajax voran — flohen.

Wieder auf trocknem Lande, schrieb er auf: „Nun? Kann ich schwimmen oder nicht?" Darauf machte er eine Aetschbewegung der Zeigefinger.

Des Taubstummen liebenswürdige Heiterkeit hatte unser Aller Herzen gewonnen. Wir sollten ihn noch von ganz anderen Seiten her kennen lernen, die uns zu Ehrerbietung führte und schließlich zu Bewunderung.

Am Nachmittage eines der folgenden Tage war Agamemnon auf den Einfall gekommen, der Pfarrziege eine leere Cigarren-

kiſte mittelſt eines mehrere Spannen langen Strickes an das linke Hinterbein zu binden. Das geſchah im geräumigen Pfarrhofe. Mehrere von uns ſchauten zu, begierig, was daraus werden ſollte. Wir verſprachen uns einen Spaß davon. Die Ziege ſchritt vorwärts, fühlte einen Ruck am Bein und hörte das Raſcheln der Cigarrenkiſte. Scheu blickte ſie um ſich und ſchritt weiter. Doch jetzt ward das Thier erſchreckt. Sein Lauf im Hof herum ward ſchneller und zuletzt raſend, denn die Kiſte traf wiederholt das Hinterbein und verurſachte Schmerzen. Jetzt ward uns Zuſchauern doch bedenklich. Agamemnon aber wollte ſich ſcheckig lachen. Lange ſollte ſein grauſames Vergnügen nicht währen, denn plötzlich ſprang der Taubſtumme, der den Vorgang unbeobachtet bemerkt hatte, ſchnell in den Hof, gerade zu dem Zeitpunkt, da die Ziege an einem Prellſteine ermattet zuſammenſtürzte.

„Nehmt die Kiſte weg,“ ſchrieb er uns auf. Dann faßte er den Uebelthäter, ſteckte deſſen Kopf zwiſchen die Beine und hieb Agamemnon auf einen hierzu wohlgeeigneten Theil ſeines Körpers ſo tüchtig durch, als ſollte es kein Ende nehmen. Zornroth hielt er dann inne und gab dem Schreienden noch einen Backenſtreich.

Wir Anderen fühlten, wie recht der Taubſtumme gehandelt, und ſchauten voll Ehrerbietung auf ihn.

Das aber war die andere Strafart, von der ich früher ſchon geſprochen hatte.

Thurm war hinzugekommen. Von uns vernahm er den Hergang. Der Taubſtumme ſchrieb danach:

„Wer Thiere quält, muß ſelbſt mit körperlichen Schmerzen gezüchtigt werden. Das gebührt der Rohheit.“

Thurm nickte ihm zu und ging dann Agamemnon nach. Er wollte nunmehr weiter ſtrafen mit Entziehung von Freiheit und Vergnügen. Auch hatte er dies bereits dem Uebelthäter angekündigt. Als er ſeinen Entſchluß dem Taubſtummen kund gab, ſchüttelte der mit dem Kopf und ſchrieb etwas auf. Was

dies war, erfuhren wir erst später. Am Abend sahen wir zu unserem Erstaunen, wie Agamemnon den Taubstummen mit den Armen umfing und weinte. Jener aber ließ ihn die aufgeschriebenen Worte lesen: „Nicht wahr? Es that sehr weh? So weh mag's auch der armen Ziege gethan haben."

Und Agamemnon hatte seinen Züchtiger lieb gewonnen, da er gehört, der Taubstumme hätte Thurm gebeten, von weiteren Strafen abzusehen. Der Junge hätt's bereut.

Auch den Pastor hatte er zu bestimmen gewußt, nichts Weiteres gegen den Jungen vorzunehmen. —

Die Angelegenheit war, wenn auch nicht vergessen worden — denn Agamemnons demüthig Verhalten erinnerte immer wieder von Neuem daran —, doch des Herben beraubt, das in ihr lag. Zudem erlebten wir etwas Neues.

Als wir eines Morgens in die Schulstube traten, sahen wir zu unserem Erstaunen eine Anzahl anderer Zettel an der Wand, von des Onkels Hand geschrieben. Da lasen wir denn mitten unter den weisen Sprüchen der Heiden:

„Es ist in keinem Andren Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name unsres Herrn und Heilandes, Jesu Christi." Apostelgesch. 4, 12.

„Christum lieb haben ist viel besser, denn Alles wissen." Epheser 3, 19.

„Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn." Philipper 1, 21.

Diese Sprüche hafteten an Stellen der Wände, an denen bisher noch keine Zettel angebracht waren. Andere hatte er gleichsam als Gegenstück mit Stecknadeln an die Zettel gesteckt, deren Sprüche ich zu Anfang erwähnt habe. So gab er Ergänzungen oder Correcturen — wie man es nehmen will — zu Hesiod:

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen." 1. Mos. 3, 19;

zu Plato:

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.“ Matthäi 6, 33;

zu Horaz, zweiter Spruch:

„Ehre, Ruhm und Freude ist die Furcht des Herrn.“ Sir. 1, 11;

zu Sophokles:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er.“ Ebr. 12, 6; — sowie: „Leidet Jemand unter euch, der bete.“ Jacobi 5, 13;

zu Aeschylus:

„Des Menschen Dichten und Trachten ist böse von Jugend auf.“ 1. Mos., Kap. 6 und 8.

Endlich hatte der Taubstumme noch etliche Sprüche angeheftet, welche speciell auf uns Jungen gemünzt zu sein schienen; wenigstens fühlten wir heraus, daß dem so sei. Hiervon sind mir nur die Folgenden noch im Gedächtnis geblieben:

„Nichts thut durch Zank und eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander, Einer den Anderen höher, als sich selbst.“ Phil. 2, 3.

„Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott.“ Römer 13, 1.

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“

Hier bekam Agamemnon seinen Tappen, aber uns zur Nachachtung.

Unter dem Spruch aber: „ὁ βιος βραχυς ἐστι, μακρα ἡ τεχνη“ hatte der Schelm angebracht: „Auf kurzen Genuß folgt oft langer Verdruß.“

Unser Staunen war fast grenzenlos. Verstand er Griechisch? Denn diesen Spruch hatte er sich nicht verdeutschen lassen, sondern abgeschrieben oder abgemalt. Nunmehr wandelte sich Neigung und Ehrerbietung zu Bewunderung. Wir standen sprachlos da.

Thurm hatte mit heiterer Stimmung beobachtet, in welcher Weise der Taubstumme den weisen Heiden geantwortet. Beim Lesen der eben zuerst erwähnten Sprüche aber ward er ernst. Er bat den Bibelgerechten, sich an den Tisch zu setzen, und legte Bleistift und Papier zurecht. Es begann eine lange Unterhaltung. Thurm wies dabei auf die Sprüche: „Es ist in keinem Andern Heil", „Christum lieb haben", und „Christus ist mein Leben" ꝛc. Danach schrieb er etwas nieder.

Als dies der Taubstumme gelesen, wurden ihm die Augen feucht. Er drückte Thurm die Hand, ja, er ging noch weiter; er umarmte und küßte ihn und schrieb, wie wir nachher aus einem liegengebliebenen Papierstückchen ersahen: „Wo Zwei oder Drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Die Unterhaltung ging weiter, diesmal sehr ernst. Thurm zeigte auf die Bibelsprüche, zeigte unter Achselzucken mit dem Finger nach der über uns befindlichen Stube und schrieb emsig weiter. Da ward der Taubstumme voll tiefer Trauer. So wehmüthig hatten wir ihn noch nie gesehen. Noch etliches Hin- und Herschreiben erfolgte, dann war die Unterhaltung zu Ende. Die Notizen verbarg Thurm; nur jenes Papierstückchen hatte er außer Acht gelassen.

Beim Abendessen war der Brüder Unterhaltung erst freundlich; dann ward sie lebhaft ernst; man konnte fast meinen: stürmisch, sodaß die Frau Pastor besorgt fragte: „Es ist doch nichts Schlimmes passirt?" Des Pastors Antwort lautete:

„Nein, nein! es handelt sich nur um religiöse Meinungsverschiedenheiten. Theodor ist Pietist."

Zu Ende des Abendessens reichten sich die Brüder die Hand, und als wir schlafen gingen, wirbelten in unseren Köpfen die verschiedentlichsten Gedanken.

Am nächsten Tage hatten wir viel Arbeit. Außer den Schulübungen lag Dreien von uns noch die Beiwohnung des

Confirmandenunterrichts ob. Ausnahmsweise sollten wir zu Michaelis confirmirt werden, und das war nicht fern. Ich weiß nicht mehr, wie das so gekommen war. Nach diesen Vorbereitungsstunden ließ uns der Pastor fast regelmäßig ein Stündchen Zeit zum Ueberlegen. Die religiösen Eindrücke sollten nicht durch Griechisch und Latein verwischt werden.

So wanderten wir Drei gegen Abend still in den Obstgarten, Jeder für sich, bis hinten an den „Park". Soweit hatten wir zwar nicht gehen wollen, aber aus dem Gehölz drangen so eigenthümliche Laute, daß wir neugierig wurden, zu sehen, von wem sie stammten. Es gab ein Gurgeln, Aechzen, auch Schreien, daß uns bange ward.

Und als wir näher traten, sahen wir den Taubstummen im Grase sitzen, die Hände vor den Augen. Jetzt merkten wir: er schluchzte laut und mochte voll tiefen Schmerzes sein.

Fürchtend, es könne ihm etwas zugestoßen sein, sprang ich schnell zum Pastor und theilte es ihm mit.

Der Pastor war selbst sehr betroffen. Sofort folgte er mir nach dem Park. Wir Jungen standen ein großes Stück von der Stelle entfernt, da sich die Brüder befanden. Wir sahen aber deutlich etliche wenige Fingerbewegungen. Dann faßte der Pastor seinen Bruder rundum und legte dessen Haupt an seine Brust. Innig umschlungen verließen sie den Ort und gingen zur Pfarre zurück.

Beim Abendessen war der Taubstumme nicht zugegen; es hieß, es sei ihm nicht ganz wohl. Er fehlte uns an allen Ecken und Enden, umsomehr, da morgen sein Abreisetag war und er uns am Nachmittag verlassen wollte. —

Der Nachmittag kam. Thurm lag erkrankt im Bette, und der Pastor hatte eine Begräbnisrede abzuhalten. Obgleich der Taubstumme alle Begleitung dankend abgelehnt, ließ dies doch sein Bruder nicht zu. Zwei Söhne von ihm wurden beordert, den Onkel ein größeres Stück zu begleiten. Auf mein Bitten erhielt ich die Erlaubnis, mit jenen zusammen

den Onkel auf einem beträchtlich näheren, aber für Fremde leicht zu verfehlenden Fußwege bis dahin zu geleiten, wo dieser wieder mit der Muldenstädter Fahrstraße zusammenkommt. Von der Stadt aus wollte der Onkel mit der Post fahren. Das Stück Fahrstraße, welches Letzterer noch allein zu gehen hatte, war nicht lang.

An der Scheidestelle nahm er liebevoll Abschied von seinen Neffen. Diese gingen zurück. Ich aber hatte ihm aufgeschrieben: „Ich gehe noch weiter mit, wenn Sie nichts dagegen haben.“ Sein Nicken galt für Zustimmung. So wandelten wir Beide noch eine halbe Stunde allein mit einander.

Hart vor Muldenstädt, auf einer mäßigen Anhöhe, von wo wir weit hinaus in's Land schauen konnten, blieb er stehen und schaute eine Zeit lang in die nicht mehr blendende goldrothe Scheibe der Sonne; die wollte untergehen. Dann zog er seine Schreibtafel hervor, schrieb und ließ mich lesen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte.“ Auch ich hatte die Sonne andächtig betrachtet, sodaß dieser Spruch einen großen Eindruck auf mich machte. Wohl habe ich als Knabe für's Leben gern in die untergehende Sonne geschaut; sie hatte für mich immer etwas Wehmüthiges, ohne daß mir die Ursache hierzu klar ward. Jetzt fühlte ich sie. Der Spruch, der Hinweis des Taubstummen auf die Sonne, und die Bewegung seiner Hände, als wollte er etwas niederdrücken, ließen mich begreifen, warum der Sonnenuntergang mich immer bewegte. Ich ward gerührt. Die Sonne nimmt Abschied, der schöne Herbst mit seinem duftigblauen Schleier auf der Landschaft ist selbst ein Abschied, und nun stand mir bald der Abschied von einem lieben Menschen bevor. Meine Augen wurden feucht. Der Taubstumme sah es und bat mich, ich solle ihm den ersten Vers des Liedes vorsingen: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen!“ Ergriffen faltete ich die Hände und sang die Sonne an, während der Taub-

ſtumme mit gleichfalls gefalteten Händen mir jedes Wort von den Lippen abzuleſen ſchien. Hierauf ſchrieb er und ließ mich leſen:

„Lieber junger Freund! Du wirſt bald confirmirt. Drum nimm als letztes Scheidewort für dein ganzes Leben den Spruch hin: ‚Habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigſt, noch thueſt wider Gottes Gebote.‘ — Lebe wohl, lebe wohl!“

Da fing ich laut zu weinen an und umſchlang den Freund. Auch er weinte, beugte ſich zu mir nieder und gab mir drei Küſſe auf den Mund. Dann ſchüttelte er mir kräftig die Hand und ging von dannen. Ich ſchaute ihm nach, bis er das Stadtthor erreicht. Hier blickte er ſich nach mir um. Lebhaft ſchwenkte ich mein Taſchentuch, er erwiederte und verſchwand dann hinter den Mauern.

Ich habe ihn niemals wiedergeſehen, und doch waren wir geiſtig verbunden geblieben.

Seit Jahren ſchon war ich wieder im elterlichen Hauſe, wohllöblicher Gymnaſiaſt und hatte die Erde ein und ſechs Zehntel Decennium bewohnt. Da empfing ich vom Paſtor Brückner einen Brief, dem ein anderer beilag. Der war vom Taubſtummen, an mich gerichtet. Noch immer nannte er mich „du“ und „junger Freund“; ſchrieb, er hätte mich und unſeren Abſchied nicht vergeſſen, und ich ſolle doch einmal etwas von mir hören laſſen u. ſ. w. Der ganze Brief war wie ein traulicher, wohldurchwärmter Wohnraum. Ich beantwortete ihn in alter Liebe, theilte ihm von unſerem Gymnaſialleben mit und konnte ihm verſichern, daß die mit ihm verlebte Woche mir nie aus dem Gedächtnis gekommen ſei, und dergleichen mehr.

In ſpäteren Jahren hörte ich, der Taubſtumme habe ſich über meinen herzlichen Brief gefreut, würde ſich aber

noch mehr gefreut haben, wenn ich auch die religiös-christlichen Beziehungen zu ihm mit erwähnt hätte.

Daß dies nicht geschehen, lag einfach in dem Umstand, daß unser Religionslehrer ebenfalls Rationalist war und nur trockene Moral einpaukte, die doch auch den Heiden nicht fehlte. So hatte ich den Freund nicht ganz verstehen können. — —

Acht weitere Jahre waren verstrichen, 24 Mal hatte ich die Erde um die Sonne kreisen sehen. Da überkam mich eines Tages große Sehnsucht, die Stätte wieder zu sehen, an der ich drei glückliche Knabenjahre verlebt. Ich reiste nach Muldenstädt, um von hier aus zu Fuß gen Mockwitz zu wallen. —

Hier stand noch am alten Flecke das Stadtthor, von dem aus der Freund mir noch einmal zugewinkt.

Der schmale Fußweg, der die Strecke um eine Viertelstunde abgekürzt, zeigte sich nicht mehr; er war verwachsen, sodaß ich auf der Fahrstraße Mockwitz erreichen mußte.

Zu meinem Leidwesen erfuhr ich hier, daß Pastor Brückner sich schon lange habe emeritiren lassen und nun in Muldenstädt lebe. Sein Nachfolger gewährte mir gern die Erlaubnis, mich in den alten lieben Räumen umschauen zu dürfen.

Es hatte sich viel verändert. Die Pfarre war neu aufgebaut und viel größer geworden. Ebenso hatte der Hof ein anderes Ansehen erhalten. Der Prellstein, an welchem Agamemnon tüchtige Prügel empfangen, war fast das Einzige aus alter Zeit.

Aber der Obstgarten, der uns Ambrosia lieferte, war noch ganz der alte. Hier hatte unser Eispalast und die Festung gestanden; dort fand das erste Treffen der Griechen wider die Barbaren statt. Dahinter lugte auch noch der Teich hervor, darin uns der Taubstumme durch Wasserspritzen in die Flucht schlug. Er selbst war damals naß vom Teichwasser. Aber hier, im Parke, hatte er gesessen naß von

Thränen, die er unter lautem Schluchzen geweint. Was mochte er wohl damals gehabt haben? — —

In Muldenstädt besuchte ich sogleich den Pastor Brückner. Es war Abend geworden, und er hatte mir viel zu erzählen, sodaß ich mir in der ‚Sonne' ein Nachtquartier bestellte. Brückner kam mir ganz anders vor als ehedem, auch sehr gealtert. Wohl strahlte noch die alte Gutmüthigkeit aus seinen Augen, doch auch zugleich ein Blick etwa der Art, wie ihn verklärt dreinschauende Menschen zeigen. Was er mir hier erzählt, kann ich nur dem Sinne nach wiedergeben und lautete, soweit es sich auf seinen Bruder bezog, wie folgt.

„Mein armer Bruder Theodor hat viel gelitten. Taubstumm von seiner Geburt an, konnte er nicht mit Verständnis theilnehmen an unseren Jugendspielen; an unseren, denn wir waren zusammen vier Brüder. Zwei derselben wurden Juristen und gelangten zu hohen Aemtern. Ich studirte Theologie und ward Pfarrer, erst in N., dann in Mockwitz. Unser armer Theodor war von uns Allen geistig wohl am bedeutendsten veranlagt und konnte doch kein Studium ergreifen. Er ward Uhrmacher; materiell befand er sich wohl, aber geistig fühlte er sich sehr gedrückt. Bald mußte er den Spott roher Menschen empfinden, bald die Bitterkeit, daß er so ganz allein auf sich nur angewiesen war. Aber gerade dieses Innenleben erzeugte in ihm einen Eifer, mehr zu lernen, der ordentlich rührend war. Mit unserer Hülfe trieb er Latein, sogar auch etwas Griechisch. Es war erstaunenswerth, wie er sein geistiges Vermögen ausbildete. So lange er noch unter uns weilen konnte, ging es zwar ganz gut; wir Alle hatten die Fingersprache erlernt. Als aber die Eltern gestorben und wir Brüder, fern von der Heimat, in Amt und Würden waren, fühlte er sich gar sehr vereinsamt. Sein Leiden erschwerte ihm so Vieles, entzog ihm so viele geistige Genüsse, die wir Andern haben konnten. — Zum Glück fand er eine gute Wohnung bei biederen, nicht unvermögenden

Leuten, welche sich, weil ihr verstorbener Sohn auch taubstumm gewesen, mit ihm verständigen konnten, vor Allen ihre zwanzigjährige Tochter Magdalene. Das erleichterte meinem Bruder das Leben außerordentlich. Es sollte ihm süß werden, um darauf gallebitter zu schmecken. Drei Jahre hatte Theodor dort gewohnt, als in ihm die innigste Liebe zu Magdalene aufkeimte. Er hat lange gekämpft. Er, ein Taubstummer, von Angesicht nicht eben hübsch und schon hoher Dreißiger, er sollte es wagen, das hübsche junge Mädchen um Herz und Hand zu bitten? Als er es aber endlich dennoch gethan, ereignete sich das Unerwartete: das engelsgute Mädchen war ihm ohne andere Sprache als die ihrer reichlichen Thränen um den Hals gefallen und hatte ihm danach gelobt, sie wolle ihn, den Einsamen, glücklich machen, soweit sie nur könnte. Nun hätten Sie nur die glückseligen Briefe lesen sollen, die Theodor an mich schrieb. Sein höchstes Lebensglück war Magdalene. In einem halben Jahre sollte Hochzeit sein, der geübte Pfarrer aus der nächsten Taubstummenanstalt am Altare die Einsegnungsrede mit Mund und Fingern halten. Zwei Tage nur fehlten zu dem Feste, da —"

Hier hielt Brückner inne; er war so bewegt, daß er nur mit Mühe der Thränen Herr werden konnte. Mit Mühe auch fuhr er fort:

„Magdalene war beim Anprobiren des weißen Traukleides zu nahe an den Ofen gekommen. Der sprühte Funken — das Kleid flammte auf — — —. Erlassen Sie mir das Nähere! Nach acht qualvollen, entsetzlich schmerzhaften Tagen starb sie — — —. Mein Bruder ward bewußtlos. Er hat auf unser Bitten längere Zeit in einer Kuranstalt verweilt, da wir fürchteten, sein Geist könnte sich umnachten. — — — Fünf Jahre waren darüber verstrichen, als er mich vor nunmehr elf Jahren in Mockwitz auf eine Woche besuchte. Damals — als ich den Schluchzenden im Park aufsuchte, war der Tag wiedergekehrt, da Magdalene unter Qualen gestorben

war. — — — — Er hatte längst eine andere Liebe gefunden, den ‚Freund der Seelen'. Sein Leben, seine unerschütterliche, innige Liebe zum Herrn, sein ganzes Sein und Denken, hat mich besiegt. Auch ich habe den hohlen, kalten Rationalismus verlassen. Das danke ich nächst Gott auch meinem Bruder. —"

Noch Vieles theilte er mir mit, daraus mir wieder Manches klar ward aus der Zeit vor elf Jahren. Noch genau hatte ich der Frau Pastor Frage im Gedächtnis: „Es ist doch nichts Schlimmes passirt?" — Damals hatte es lebhaften Streit gegeben. Der Taubstumme verlangte von seinem Bruder, daß er das lautere Evangelium den Knaben in die Herzen bringen, daß er zum mindesten den braven Thurm nicht hindern möge, auch Bibelsprüche an die Wand zu heften. Ja, nun ward mir auch seine Vorliebe für das Lied erklärlicher: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh'." —

Wieder zurückgekehrt, war mir Bedürfnis, dem Taubstummen zu schreiben, auch davon, daß ich in Mockwitz und Muldenstädt gewesen und hier viel Liebes über ihn von seinem Bruder gehört habe.

Seine Antwort erfolgte bald und mit ihr ein Bekenntnis seiner edlen Seele, da er — soweit mir noch erinnerlich — unter Anderem schrieb: „Viel habe ich gelitten und wenig Freude gehabt, bis dahin, als ich der glücklichste von allen Menschen durch meine engelsgleiche Magdalena ward. Sie war mein höchstes Gut, mein Himmel, mein Alles, also, daß in meinem Herzen für nichts mehr Raum blieb, auch für den nicht, der sie mir doch erst gegeben. Gott nahm sie mir wieder; es war gräßlich. Aber es war zu meinem Heile. Mit wem soll ich mich nun von Herzen unterhalten? — fragte ich mich, — mit wem Freud und Leid theilen? Mit wem Liebe austauschen? Es waren schwere Jahre der Zerrissenheit, ich war dem Wahnsinn nahe. Alles in der Welt blieb mir

gleichgiltig, war mir zuwider. Jahre vergingen unter unsäglicher Qual. Doch, da fand ich, den meine Seele liebt, den Heiland und Erlöser. Wie das zuging, lieber junger Freund, kann ich dir nicht auseinandersetzen. Genug, jetzt ward mir klar, wen man über Alles lieben müsse. Und wenn mir auch im Geiste die liebe Gestalt meiner Magdalena einem Engel gleich erschien, so war es doch, als deutete sie mit ihren lieben Fingern an: ‚Es ist dir gut, daß ich heim ging. Gott wird auch dir abwischen alle Thränen von deinen Augen. Und wenn du mir einst nachfolgest, wirst du sehen: ich bin im Reiche der Seligkeit, da kein Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen sind.‘ — So mußt du nun wissen, junger Freund: früher war ich einmal glücklich, jetzt bin ich für immer glückselig, seit ich Ihn habe, den Erlöser.“ —

Der Brief that mir wohl, aber ich verstand ihn nicht; ich klebte noch mit allen Fasern meines Lebens an der Erde. Mir fehlte jener hingebende Glaube, der den Freund beseelte. Und erst als ich im 28. Lebensjahre hatte auch schmerzlich hingeben müssen, da ward auch mir, daß ich Erkenntnis und Verständnis gewann. Der größte Gewinn für's Leben besteht oft in Verlusten. Nun las ich des Taubstummen Briefe von Neuem durch. Jetzt verstand ich Wort für Wort. —

In dieser Zeit gelangte ein anderer Brief des Pastors an mich. Er klagte über schwere Krankheit seines Bruders, und dieser hatte bei ihm angefragt, ob ich denn noch lebte. Das galt mir als eine Mahnung, dem kranken Freunde sogleich zu schreiben. Ihm schüttete ich auch mein Herz aus über das Hingeben und die Hingebung und drückte ihm meinen Wunsch auf recht baldige Genesung aus.

Darauf erhielt ich einen Brief von ihm, es war sein letzter. Er mochte noch immer in dem Wahne leben, ich sei ein Junge von 13 bis 14 Jahren, denn das „du“ und „junger Freund“ erhielt sich fort. Aber sein Brief war voller Jubel. Im Geiste umarmte er mich und schrieb mir, er hätte vor

Freude nur immer weinen müſſen, daß ich den gefunden, ohne den in keinem Andern Heil iſt. Sein wiederholt mir zugerufenes „Freuet euch“ führte ihn zu einem Vaſallen des Chriſtenthumes, zum Humor, ſo man den recht verſteht. „Den Agamemnon hatte ich einſt tüchtig durchgeprügelt,“ ſchrieb er, „weil er es verdiente. Glaub mir: wenn ich einmal eine Züchtigung des Herrn erfahren, dachte ich ſtets: ‚Alleweile bin ich der Agamemnon‘. Glaub mir ferner: Seit ich Chriſtum habe, kann ich heiter ſein; mitunter komme ich mir ordentlich ausgelaſſen vor. Und wenn ich gar an Achilles und Ajax zurückdenke und an die Zank-Aepfel, da muß ich manchmal auf dem Krankenlager noch herzlich lachen. Aber inniger gedenke ich heute noch des Odyſſeus, wie er mir beim Abſchiede das Lied vom Freunde der Seelen vorſang, und wie wir Beide in die ſcheidende Sonne blickten. Ja, lieber junger Freund! auch ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.“ — — — —

Nach einem halben Jahre ward ihm ſein Wunſch erfüllt. Der Paſtor theilte mir es mit und gab ſein volles Amen dazu, da ich ihm ſchrieb, was ich als Eingangswort erwählt: „Taub war er und hörte doch vortrefflich — auf's Gotteswort. Stumm war er auch und ſagte doch ſo viel.“ —

Gustav Wasa
und die schwedische Reformation.

Von Paul Kaiser.

Erst informiren,
Dann reformiren! Gustav Wasa.

Eine große Zeit pflegt die Tochter eines großen Mannes zu sein. Das gilt auch von der Zeit des Mannes, von welchem wir hier reden wollen. Ein Kenner der schwedischen Geschichte hat sogar mit gutem Grunde behauptet, die Geschichte Schwedens sei die seiner Könige. Auch auf die Reformationsgeschichte Schwedens werden wir diesen Satz anwenden können.

Der zweite schwedische Gustav, Gustav II. Adolf, wie die Schweden ihn nennen, oder Gustav Adolf, wie wir zu sagen pflegen, ist ein Liebling des deutschen evangelischen Volkes. Seine Geschichte ist darum unsrem Volke wohlbekannt. Anders steht es mit dem ersten Gustav von Schweden, dem Großvater Gustav Adolfs, dem Ahnherrn der Wasakönige, Gustav Wasa. Und doch hätte Gustav Adolfs Heldenschwert unter den blaugelben Fahnen mit ihrem Bibelspruch*) die Sache der Evangelischen wohl kaum verfochten, wenn nicht Gustav Wasa sein Volk von der Knechtschaft Roms frei gemacht hätte. So trägt auch er großen Antheil an dem, was wir Gustav Adolf verdanken und was das deutsche Volk evangelischen Bekenntnisses trotz allen römischen Gegenreden dem Retter seiner

*) Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Röm. 8, 31.

Kirche nie vergessen wird. Auch hatte der Enkelsohn manche Eigenschaft des Geistes und Charakters von Gustav Wasa geerbt; es würde nicht schwer sein, das nachzuweisen.

Die Geschichte Gustav Wasas hat hier und da eine leere oder dunkle Stelle. Zwar hat es auch ihm nicht an alten Biographen gefehlt, aber nicht selten gehen ihre Angaben aus einander, und der geschichtlichen Forschung wird es an manchen Stellen seines Lebensbildes nicht leicht, zur Klarheit durchzudringen. Das gilt schon von dem Jahre seiner Geburt, welches wir nicht mit voller Sicherheit feststellen können. In Schweden hat man sich nun im Allgemeinen für das Jahr 1496 entschieden und 1896 das vierhundertjährige Geburtsjubiläum Gustav Wasas im ganzen Lande höchst feierlich begangen*). Das war in erster Linie nicht ein kirchliches Gedenkfest, sondern ein nationaler Jubeltag.

---

*) Unter den älteren schwedischen Geschichtsschreibern sagt der hervorragendste, E. G. Tegel, Gustav Wasa sei am 12. Mai 1490 und zwar am Himmelfahrtstage geboren. Aber in diesem Jahre fiel der Himmelfahrtstag nicht auf den 12. Mai, wohl aber in dem folgenden Jahre und 1496. Der Neffe Gustav Wasas, Per Brahe nennt 1495 als Geburtsjahr, während König Johann IX. in seiner Reimchronik sagt: „Sein Leben mochte er enden, als er war siebenzig Jahre und drei", sodaß er danach (er starb 1560) vor 1490 geboren wäre. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Chroniken wurde er 1509 in die „Trivialschule" zu Upsala aufgenommen. Man muß annehmen, daß er damals eher 13 als 19 Jahre gewesen ist, und sein Geburtsjahr mit dem bekannten schwedischen Geschichtsschreiber Geijer u. a. auf 1496 und kaum auf 1490 zu legen ist. Auf dem Gute der Großmutter mütterlicherseits (Sigrid Banér) Lindholmen in Uppland trifft der Besucher eine Schloßruine und daneben einen jüngst errichteten Denkstein mit der Inschrift: Till minne af Gustaf Eriksson Wasa född å Lindholmens gård d. 12 Maj. 1496 etc. (Zum Gedächtnis an Gustav Eriksson Wasa, geboren auf Lindholmens Gut d. 12. Mai 1496).

1. Die nationale Erhebung und der schwedische Freiheitskrieg.

Wie der Frühling aus Stürmen steigt, so waren der nationalen Erhebung Schwedens, welche wir hier zuerst kurz beschreiben müssen, unruhige, ja im höchsten Grade schreckensvolle Zeiten vorangegangen. Sie trugen auch die Reformation in ihrem Schoße.

Vor Gustav Wasas Geburt und Auftreten hatten die beiden Sten Sture (der Aeltere und der Jüngere) die nationalgesinnte Partei Schwedens mächtig vertreten. Der dänische König Johann hatte sich nur bis 1512 als König von Schweden behaupten können. Sein Sohn Christian II. war zwar zum König von Dänemark und Norwegen ausgerufen, aber in Folge des energischen Auftretens Sten Stures d. J., des Reichsvorstehers nicht zum König in Schweden gewählt worden. Man kannte bereits seine Thaten in Norwegen und gab ihm den Beinamen: der Tyrann.

Bald aber gewann dieser den Schweden so unerwünschte Herrscher in dem schwedischen Erzbischof Gustav Trolle einen mächtigen Parteigenossen. Derselbe war von Sten Sture zum Primas der schwedischen Kirche ernannt worden, dennoch aber bald gegen das Reichsoberhaupt mit allerlei Umtrieben aufgetreten. So gerieth schon damals die römische Kirche in den politischen Streit, der für sie so verhängnisvoll werden sollte. Der Erzbischof wurde abgesetzt, und das Jahr darauf wurde Christian II. von Sten Sture geschlagen. In diesem Kampfe focht ein junger Mann auf schwedischer Seite, welcher in zwei siegreichen Schlachten sich auszeichnete; es war Gustav Eriksson Wasa. So nannte sich Gustav Wasa vor seiner Thronbesteigung. Für seine persönliche Sicherheit bei einer mit Sten Sture in Aussicht genommenen Zusammenkunft verlangte Christian II. Geiseln. Man sandte ihm sechs Jünglinge aus den vornehmsten schwedischen Adelsgeschlechtern,

darunter Guſtav Eriksſon Waſa. Aber Sten Sture wartete im Freien mit ſeinen Heeren eine Stunde nach der anderen unter Sturm und Regen auf Chriſtians Kommen. Dieſer entzog ſich treulos den Verhandlungen und ſegelte bereits mit ſeinen ſechs Geiſeln als Gefangenen nach Dänemark, ehe die Schweden es ahnen und verhindern konnten. Gottes Wunderwege ſcheinen oft in die Tiefe zu gehen und führen uns hinauf. Gerade dieſe Gefangenſchaft ſollte mit dazu helfen, Guſtav Waſa vor dem furchtbaren Schickſal zu bewahren, das bald darauf über ſeinen Vater und viele andere ſchwediſch geſinnte vornehme Geſchlechter hereinbrach.

Das Glück der Schweden wandte ſich. Zwar kümmerten ſie ſich wenig darum, daß der Papſt auf Guſtav Trolle's Klage hin den Reichsverwalter Sten Sture und ſeine Anhänger mit ſeinem Bannſtrahl ſtrafte und Chriſtian die Ausführung dieſer Strafe auf deſſen Wunſch überließ. Als aber 1520 Sten Sture von dem däniſchen Heer geſchlagen und auf der Fahrt über den gefrorenen Mälarſee ſeinen Wunden erlegen war, wurde Chriſtian als ſchwediſcher König anerkannt; es wurde ihm auch das von Sten Sture's ebenſo ſchöner wie heldenmüthiger Wittwe Chriſtina Gyllenſtjerna vertheidigte Stockholmer Schloß übergeben. Chriſtian hatte vorher gelobt, keinerlei Rache für die Vorgänge zu nehmen, die er den Aufruhr der Schweden gegen ihre Obrigkeit zu nennen beliebte, aber wie hielt er dies Verſprechen!

Der 8. November 1520 iſt mit dem Blute der Edelſten in die ſchwediſche Geſchichte gezeichnet. Auf dem Stockholmer Markte fielen vierundneunzig Häupter unter dem Henkerbeil. Hier ſtarb auch Guſtav Eriksſon Waſa's Vater, der fromme, ehrwürdige Erik Johansſon,*) und deſſen Schwiegerſohn

*) Waſa hießen die Voreltern Guſtav Eriksſon Waſas noch nicht. Sie trugen eine Waſe d. i. ein Aehrenbund, nach Anderen ein Rutenbündlein (Faſchine) in ihrem Wappen. Auch hieß ein

Joachim Brahe. Man hatte Christian zu beweisen gesucht, daß ein großer Unterschied zwischen dem Könige sei, der in seinen eigenen Angelegenheiten verfüge, und dem Könige, der des Papstes Befehl ausführe. In letzterer Hinsicht brauche er seinen Eid nicht zu halten. Gustav. Trolle war bei den Krönungsfeierlichkeiten als Ankläger gegen die schwedische Partei aufgetreten, und ein eingesetzter Gerichtshof hatte alle Anhänger Sten Sture's als Ketzer und Aufrührer verurtheilt. An ein Entrinnen der zum Krönungsfeste Geladenen war nicht zu denken gewesen. Es blieb aber nicht bei der Hinrichtung dieser Vierundneunzig, das Stockholmer Blutbad ergoß sich weiter, und auch Solche kamen darin um, die über das Geschehene nur zu klagen sich unterfingen. Bald lagen auf dem Stockholmer Markt drei hohe Haufen von Todten, nach dem Range geordnet, den sie im Leben gehabt hatten. Man erzählt, daß auch der nachmalige Reformator Olaus Petri und sein Bruder Laurentius die Hinrichtungen unter großer Bewegung im Vorbeigehen gesehen hätten; auch sie seien alsbald ergriffen worden und nur dadurch dem Tode entgangen, daß ein Offizier, welcher Olaus in Wittenberg kennen gelernt, gerufen habe: „Das sind Deutsche."

Das Blutbad wurde im Lande fortgesetzt. Als König Christian der Tyrann 1521 das Land verließ, waren sechshundert Köpfe gefallen. Hier hatte nur der Henker, nicht der Richter gewaltet.

Märtyrerblut ist noch immer eine fruchtbare Saat gewesen. So sollte es auch hier sein.

Gustav Eriksson Wasa hatte im nördlichen Jütland auf

---

der Familie zugehöriges Bauerngut Wasa, doch ist wohl der Name Gustavs von dem Wappen hergeleitet. Zunächst nannte man ihn Gustav Eriksson (Sohn Eriks, der selbst wieder Johanssson nach dem Vornamen seines Vaters Johan hieß). Noch heute ist die Sitte, sich patronymisch nach dem Vater zu nennen, in Schweden nicht ganz verschwunden.

dem Schloß Kallö als Gefangener gesessen. Im Sommer 1519 war es ihm gelungen, als Arbeiter verkleidet, nach Lübeck zu entkommen. Diese Hansestadt war Christians geschworene Feindin und verweigerte Gustavs Auslieferung. Ja, man beschloß, denselben auf seine Bitte nach Schweden zu befördern und ihn auch dort im Kampfe gegen Christian zu unterstützen. In Kalmar betrat er wieder sein Vaterland, das er als Bauer mit grobem Kittel und rundgeschnittenem Haar durchzog. Eine Zeit lang hielt er sich versteckt auf seines Vaters Gut Räfsnäs, wo er seine Knabenjahre zugebracht hatte. Da kam die erschütternde Nachricht von dem Stockholmer Blutbade, dem Tode seines geliebten Vaters, sowie der Gefangenschaft seiner Mutter und seiner Schwestern. Mit der Noth wuchs seine Kraft. Weiter nördlich wohnte ein Volk, das Proben von Muth und Kraft gegeben hatte und in Zeiten der Gefahr den sicheren Pfeil von der Armbrust sandte, das Bauernvolk Dalekarliens. Zu ihm lenkte er seinen Weg.

Man merkte freilich bald, nicht bloß an dem goldgestickten Kragen, welcher einmal sichtbar wurde, daß unter seinem Kittel kein richtiger Bauer steckte, und daß er die Holzaxt, die er auf der Schulter trug, nicht von Jugend auf geführt hatte. Es dürfte sich lohnen, die Abenteuer und Leiden zu schildern, die er hier auf der Flucht und in immer neuen Verstecken vor seinen dänischen Verfolgern bestand. Mag auch hier und da legendenartige Ausschmückung sie zieren, in den Hauptsachen sind sie wahr und wohlbezeugt. Christian, der von dem Aufenthalt Gustavs in Dalekarlien unterrichtet war, hatte einen hohen Preis auf seine Kopf gesetzt.

Oft wandte sich Gustav an die dalekarlischen Bauern, wenn sie aus der Kirche strömten, und redete von einem Hügel zu ihnen von Christians Tyrannei, von des Vaterlandes Noth und Knechtschaft. Aber sie zweifelten an der Wahrheit dieser Berichte und ersuchten ihn, ihr Land zu verlassen. Das Blutgeld Christians, der den Preis für seine

Auslieferung verdoppelt hatte, wollten die Leute aber nicht verdienen. So mußte er wie ein gejagtes Wild durch Wälder, Berge und Sümpfe weiter fliehen.

Die Person des jungen Edelmannes, seine Beredtsamkeit, sein ganzes Auftreten hatten den Dalekarliern doch sehr wohl gefallen. Als nun noch andere vornehme Schweden kamen, um bei ihnen Schutz zu suchen, und alle Berichte Gustavs bestätigten, als die Dalekarlier sogar Christians Zorn befürchten mußten, weil sie den Flüchtling nicht ausgeliefert, sondern verborgen gehalten hatten, da beschloß man, ihn zurückzurufen. Man wählte die geschicktesten Schneeschuhläufer, die seiner Spur bis an die norwegische Grenze folgten. Eiligst kehrte er um. Hundert Dalekarlier waren sein erstes kleines Heer; bald war es auf dreitausend Mann angewachsen. Ganz Dalekarlien schwor ihm den Eid der Treue.

Es würde hier zu weit führen, von den tapferen Kriegsthaten dieses „Bauernheeres", wie es verächtlich genannt wurde, zu reden. Noch heute klingen sie aus den dalekarlischen Volksliedern. Bald war Upsala, der Sitz des Erzbischofs, in Gustav Eriksſons Händen. Dieser schrieb an den Kirchenfürsten, welcher sich in Stockholm aufhielt, er möge doch endlich sich auf die Seite der Vaterlandsfreunde stellen, aber Gustav Trolle hieß den Boten in Fesseln legen, weil er die rechte Antwort darauf selbst überbringen werde. Er machte sich mit viertausend Mann auf. Von den dalekarlischen Bauern, welche jetzt ihre Aecker bestellen mußten, waren nur wenige um ihren jungen heldenmüthigen Anführer versammelt, aber bald stand derselbe wieder an der Spitze eines hinreichenden Heeres, und nur mit genauer Noth entkam der Erzbischof und ein Rest seines Heeres in das befestigte Stockholm. Es war um die Mittsommerzeit des Jahres 1521, als Gustav Eriksſon auf einem Hügel vor der Hauptstadt stand. Noch sah man hier die Spuren des Blutbades, Galgen und Henkerblöcke.

Zwei ganze Jahre dauerte die Belagerung, da die Dänen

von der Seeseite Zufuhr erhielten. Endlich zogen sie im Juni 1523 ab. Inzwischen war auch die dänische Königskrone von Christians II. Haupte gefallen und seinem Oheim Friedrich I. von Schleswig übertragen worden. Zwar machte dieser Ansprüche auf Schweden geltend, aber man antwortete ihm, daß Herr Gustav Eriksson Wasa bereits am 6. Juni 1523 von den Ständen des befreiten Landes zum Könige ausersehen worden wäre.

Gustav war eine hohe, kräftige Erscheinung; er hatte blondes Haar und vollen Bart, eine nordische Reckengestalt. Wohl hatte er einen ernsten Blick, aber er konnte auch scherzen und fröhlich sein; er war von einfachen Sitten und züchtigen Wesens, energisch und politisch klug. Gelehrt war er nicht, dazu war er zu kurze Zeit zur Schule gegangen und zu früh zum Hof- und Kriegsdienst verwendet worden. Er liebte und übte Musik, besonders das Spiel auf der Laute. Auch hatte er über Kunstwerke ein zutreffendes Urtheil.

Als Gefangener hatte er die Hauptstadt vor fünf Jahren verlassen; als König zog er nun in dieselbe ein.

2. Die kirchliche Reform Gustav Wasas.

Die Residenz des neuen Königs glich einem Garten, der verwüstet, verwildert und ohne Pflege ist. Die Hälfte der Häuser war leer, und von der früheren Bevölkerung war kaum der vierte Theil übrig geblieben. Gustav Wasa lud die Bewohner anderer Städte ein, sich doch in der Hauptstadt niederzulassen und sie wieder zu bevölkern. Ja, diese Einladung mußte er nach zwölf Jahren wiederholen, da sich die schöngelegene Stadt noch immer von ihren furchtbaren Heimsuchungen nicht hatte erholen können. Aber auch im ganzen Lande waren die Zustände recht trostloser Art. Es fehlte überall an Gesetz, Ordnung und Zucht. Der Adel und die Priesterschaft hatten Besitz und Macht sich angeeignet. Zwei

Drittel des Grundeigenthums besaß die Kirche. Zum Bisthum Linköping gehörten beispielsweise 600 größere und kleinere Landgüter. Der Erzbischof besaß die Stadt Upsala, die Nordmark in Westergötland, Stäckes Lehen Oeland und Westerbotten. Jeder Bischof hatte sein befestigtes Schloß und hinreichende Mannschaften. Besonders die Erzbischöfe entfalten vielfach einen fürstlichen Luxus. Der letzte katholische Erzbischof Johannes Magni hatte ein Gefolge von 200 Personen, und die Söhne der vornehmsten Adelsgeschlechter Schwedens dienten ihm als Pagen. Schon dem älteren Sten Sture wird die Aeußerung zugeschrieben, die Bischöfe sollten keine Burgen haben, sondern bei ihren Kirchen sitzen. Dagegen war die Krone verschuldet und hatte viel mehr Ausgaben als Einkünfte. Das ganze Land war verarmt und ausgesogen und aus allen Fugen der Verfassung. Hier thaten ordnende Hände noth, eine starke, weise Regierung, ein König voll Einsicht, Muth und Willensfestigkeit. Ein solcher war der erste Wasa.

Es gab keinen anderen Ausweg, aus der äußeren Noth und Armuth heraus zu kommen, als der Kirche ihre überflüssigen Schätze abzunehmen. Diesen Weg zu betreten, der freilich zu einem inneren neuen Kampfe führen mußte, gaben dem König auch die traurigen kirchlichen Zustände in Lehre und Sitte Veranlassung. Es ist immerhin anzunehmen, daß Gustav bereits während seines Lübecker Aufenthaltes die Kirchenreformation in Deutschland beobachtet und Luthers Schriften kennen gelernt hatte. Aber der erste Antrieb und die wirksame Kraft der schwedischen, von Gustav Wasa betriebenen Reformation war nicht der religiöse Gedanke, sondern mehr der nationale. Um sein Volk wirklich regieren zu können, mußte der Priestermacht ein Ende bereitet werden. Gustav Wasa hat sich selber stets den hervorragendsten Antheil an der kirchlichen Umgestaltung zugeschrieben. In seinem Brief (vom 24. April 1539) an Laurentius Petri, den ersten evangelischen Erzbischof, heißt es: „Hätten Wir in der Sache (der

Reformation) nicht mehr als Ihr gethan, so weiß ich nicht, ob sie soweit gekommen wäre."

Dem Volke freilich war der Verfall der Kirche in Lehre und Sitte noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Man hatte als besonderes Privilegium bis zum Jahre 1248 sogar die Priesterehe besessen. Ausschreitungen gegen den eingeführten Cölibat waren freilich häufig gewesen. Nebenher fand sich in den Klöstern auch eine weitgehende Askese. Von der Sittenverderbnis des Papstes Alexander VI. ist nicht einmal ein Gerücht zum schwedischen Volke gedrungen. Der Cultus der Maria blühte und gab Kirchen und Altären ihren Namen. Man wallfahrtete nach dem besonders beliebten Compostella oder nach Rom, wo „die Gassen mit ewigem Golde, dem Blute der Heiligen" bedeckt seien. Man suchte in Schweden selber St. Erichs und Birgittens Reliquien auf und pilgerte nach Drontheim zu St. Olafs Gebeinen. Der Ablaßhandel, der auch in Schweden schwunghaft betrieben wurde, hatte nicht wie in Deutschland zu Widerspruch und Bruch mit Rom geführt. Nach mehreren Geschäftsvorgängern erschien Johannes Angelus Arcimboldus, Leo's X. Legat, (1518) und verkaufte nicht bloß gegen Geld, sondern auch gegen Produkte des Landes, besonders Eisen und Butter, seine Ablaßbriefe. Ja, sein Handels- und Erwerbstrieb war auch gleichzeitig darauf gerichtet, diese Landeserzeugnisse vortheilhaft aufzukaufen, um sie mit Gewinn abzusetzen! Das Handelshaus der Fugger empfing ganze Schiffsladungen schwedischer Waaren in Lübeck und Amsterdam. Aber Arcimbold war dennoch sehr gefeiert und geehrt, und der Reichsverweser Sten Sture d. J. begab sich mit ihm zum Herrentage in Arboga. Ja, er machte dem Ablaßkrämer, um ihn zu ehren, einen silbernen Tisch und theures Pelzwerk zum Geschenk.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Interesse Gustav Wasa die Fortschritte der deutschen Reformation beobachtet hat. Dennoch war es sein Grundsatz, die kirchliche

Umgestaltung nach der Seite der Lehre nicht zu übereilen. Seine Mahnung lautete: „Erst informiren, dann reformiren!“ Auch mit dem Papst brach er noch nicht. Dennoch blieb die Neigung Gustavs zur neuen Lehre nicht lange verborgen, und der Widerspruch der Priesterschaft und des von ihr beeinflußten Volkes, besonders des Bauernvolkes, ließ nicht auf sich warten. Dazu kamen im Anfang seiner Regierung in den Jahren 1527 und 1528 noch Mißwachs, Theurung und Pest. Man mußte aus gemahlener Baumrinde und Häckfel Brod backen, und die Priester redeten dem Volke ein, diese Noth sei nur eine Strafe dafür, daß man den ketzerischen, gottlosen Mann auf den Thron gehoben hätte.

Die sich anbahnende Reformation trug von vornherein ein lutherisches Gepräge. Man nennt die beiden Brüder Olaus und Laurentius Petri*) die Reformatoren Schwedens. Olaus oder Olav (in Schweden gewöhnlich Mäster Olaf genannt) hatte in Wittenberg zu Luthers Füßen gesessen. In Schweden wie Deutschland ist zwar noch immer die Annahme verbreitet, daß auch Laurentius Petri Luthers Schüler gewesen sei, sie ist indessen mindestens zu bezweifeln.**) Dagegen steht fest, daß Olaus Petri bei dem weltgeschichtlichen Anschlag der Thesen in Wittenberg war und auch noch Zeuge der darauf folgenden Bewegung in Deutschland gewesen ist. Nach seiner Heimkehr 1519 war er vom Bischof in Strengnäs für die

*) Die lat. Form für Petersson (ihr Vater hieß Peter und war Schmied in Örebro).

**) Laurentius' Name ist nicht wie der seines Bruders in dem Album academiae Vitebergensis (ed. C. E. Förstemann) aufzufinden. Dagegen wird auch in den schwedischen Quellen immer wieder betont, daß Olaus der Schüler Luthers gewesen ist. Joh. Magni de reformationis ecclesiasticae initiis in seiner Hist. Metrop. Ups.: „Erat antem Lutheranae haeresis in Suecia fundator quidem Ol. Petri, Strengnensis ordine dyaconus, jam pridem ex Viteberga — ubi Lutheri impietatem inhiberet — reversus“.

dortige Domkirche zum Diakonus ordinirt worden. Als unter Christian II. der Bischofsstuhl leer geworden, war der Archidiakonus in Strengnäs Laurentius Andreä, ein gelehrter, weitgereister, einsichtsvoller Mann, der in Rom gewesen und in Rostock und Leipzig studirt hatte, im Domcapitel des Stiftes die leitende Persönlichkeit. Hatte Laurentius Andreä längst so manche Mißbräuche der Kirche erkannt, sein jugendlicher, feuriger, in Wittenberg geschulter Diakonus trug durch seine Berichte über die Vorgänge in Deutschland und über Luthers Lehre wesentlich dazu bei, ihm weiter die Augen zu öffnen.

Bald war Gustav Wasa auf die beiden reformatorisch gesinnten Geistlichen in Strengnäs aufmerksam geworden. Er machte im Jahre 1524 Olaus Petri zum Rathsschreiber mit Sitz und Stimme im Rath der Stadt Stockholm und zum Diakonus an der Haupt- oder Stadtkirche zu St. Nikolai. Hier verkündigte Olaus, (jedenfalls wegen der hohen Kanzel, die man für ihn hatte bauen lassen, und die dem Volke wie ein Korb vorkam) „Meister Olaf im Korbe" genannt, die neuen reformatorischen Lehren. Laurentius Andreä wurde von Gustav zum Kanzler erhoben, damit er ihn täglich um sich hätte und von ihm berathen würde. Freilich war Gustav zu selbständig, als daß er nicht selbst das entscheidende Wort in allen Dingen hätte reden wollen.

Die Stimme dieser für die Einführung der Reformation begeisterten Männer wurde durch die auch in Schweden verbreiteten Schriften Luthers mächtig unterstützt. Der Bischof von Linköping, Hans Brask, unter den damaligen schwedischen Prälaten sicher der bedeutendste, beschwor den König, er möge diese ketzerischen Schriften in seinem Lande verbieten. Er wurde aber von Gustav abschlägig beschieden, weil dieselben nicht von unparteiischen Männern, sondern nur von Luthers Feinden verurtheilt würden; auch gäbe es ja Schriften gegen Luther, und man könnte die Verbreitung beider nur gutheißen, damit Jeder sich ein Urtheil zu bilden vermöchte.

Die deutsche Reformation wurde das Vorbild, welches dem Könige und seinen Mitreformatoren vor Augen schwebte. So befahl Gustav auch, daß man die Bibel in's Schwedische übersetze, wie man auch bereits in Dänemark Luthers Vorgang in der Bibelübersetzung gefolgt war. Aber diese schwedische Uebersetzung, welche dem Erzbischof Johannes Magni aufgetragen wurde, kam nicht zu Stande. Die wissenschaftlichen und kirchlichen Vertreter der Reformation, man denkt besonders an Laurentius Andreä und die beiden Brüder Olaus und Laurentius (Petri) stellten 1526 die Uebersetzung des Neuen Testamentes her. Man kann allerdings nicht sagen, welcher von diesen Leuten den größten Antheil daran gehabt hat. Auf dem Titel ist kein Uebersetzer angegeben, um (wie der schwedische Kirchenhistoriker Anjou schön bemerkt) anzudeuten, daß kein Menschenname an dem Werke des Herrn seinen vergänglichen Ruhm finden sollte. Die Uebersetzung Luthers ist dabei zu Grunde gelegt, doch sind aus dem griechischen Original nach Erasmus' Ausgabe einige falsche Uebersetzungen Luthers beseitigt. In der Vorrede heißt es, das Alte Testament werde mit Gottes Hilfe bald nachfolgen. Darin täuschte man sich; erst fünfzehn Jahre später kam es heraus.*) Der König unterließ nicht, die Geistlichen, zumal diejenigen unter ihnen, welche des Lateinischen nicht mächtig waren, zu ermahnen, die heilige Schrift nun auch wirklich zu gebrauchen, damit

*) 1541 erschien Gustavs I. Bibel, welche im Neuen Testamente eine Verbesserung der Uebersetzung von 1526 ist, wahrscheinlich besorgt von denselben Händen. Das Jahr darauf erschien auch die finnische Bibelübersetzung, die von Michael Agricola in Abo, einem Schüler Luthers, dem Reformator Finnlands, im Anschluß an die schwedische hergestellt ist. Der Ausgabe dieser schwedischen Bibel hatte der evang. Erzbischof Laurentius Petri vorgestanden; von jedem Kirchenzehnten hatte eine Tonne Getreide (die Bibeldrucktonne) dazu gegeben werden müssen. Im Lande erhielt jede Kirche ein Exemplar.

„Gottes reines Wort" verkündigt würde. Wir haben unter seinen Briefen einen solchen an die Geistlichen Finnlands*) und einen Brief an ihren Bischof, worin dieser bei Verlust seines Amtes an diese Pflicht gemahnt wird.

Einen wichtigen Schritt that der König auf dem Reichstage in Westerås im Jahre 1527. Man kann sagen, da schlug eigentlich die Geburtsstunde der Reformation. Wie bestürzt waren die Bischöfe und Domherren, auf diesem Reichstage zum ersten Male Abgeordnete der niederen Stände zu treffen! Da waren nicht bloß mehr der Adel und der geistliche Stand vertreten, sondern auch 32 Bürger, 11 Bergleute und 105 Bauern (neben 8 geistlichen Würdenträgern, 15 Reichsräthen und 129 Edelleuten) versammelt. Nur aus Dalekarlien, wo ein Aufstand gegen den König ausgebrochen war, fehlten die Vertreter. Als Gustav Wasa seine Stände bei einem Gastmahl bewillkommnete, da rief er wiederum bei den Bischöfen Staunen und Unwillen hervor; denn diese Kirchenfürsten, welche sonst immer obenan bei Tische gesessen hatten, zur Zeit der Reichsverweser sogar über diesen, bekamen ihren Platz nach den weltlichen Reichsräthen. Am Tage darauf versammelten sich die Kleriker hinter verschlossenen Thüren und setzten, von Hans Brask beeinflußt, gegen die zu erwartenden Forderungen des Königs, in denen sie eine Vergewaltigung der Kirche sahen, einen Protest auf. Als aber die Frage behandelt wurde, wann und von wem die Schrift überreicht werden sollte, wagte Keiner, das zu übernehmen. Erst fünfzehn Jahre später fand man dieses Schriftstück unter dem Fußboden der Domkirche, in welcher die Versammlung stattgefunden hatte.

Der Kanzler Laurentius Andreä hielt bei der Eröffnung des Reichstages eine lange Rede, in welcher er die Verdienste des Königs bei der Rettung des Vaterlandes rühmte und die

*) v. 4. Oct. 1528.

Nothwendigkeit hervorhob, zu seiner Regierung, zur Unterhaltung des Heeres und der Festungen und vielem Andern, was zur Sicherheit des Reiches noth sei, ihm die ausreichenden Mittel zu gewähren; dazu müsse der Ueberfluß der kirchlichen Oberen dienen. Aber der Adel verhielt sich ablehnend, und besonders die Prälaten beriefen sich auf den Papst, ohne dessen Einwilligung jede Veränderung des kirchlichen Besitzthums nicht zugegeben werden könnte.*) Da erhob sich der König, blickte mit gewaltigem Ernste die aufgeregte, stürmische Menge an und erklärte am Schluß seiner Rede, er wolle nicht länger regieren, wenn der erste beste Priester sich über ihn erheben dürfe. Er habe nicht aus Ehrgeiz, sondern um seinem armen Volke zu helfen, sich bereit finden lassen, den Thron Schwedens zu besteigen. Danach verließ der König die bestürzte Versammlung, in der nun ein wirres Durcheinander herrschte. Laurentius Andreä konnte zuerst nicht zu Worte kommen. Am dritten Tage waren die Bürger und Bauern in der unruhigsten Stimmung; sie hielten es zum größten Theil mit dem König und drohten damit, daß sie ihn bitten würden, alle seine Gegner unschädlich zu machen. So ordnete man endlich den Reichskanzler Laurentius Andreä und Olaus Petri zur Vermittelung ab, aber der König gab auf das Ersuchen der Stände, die Regierung nicht niederlegen zu wollen, zuerst eine abschlägige Antwort. Erst die dritte Deputation, die sich ihm unter Fußfall und Thränen nahte, empfing endlich einen

*) Wie der König schon damals über den Papst dachte, das geht deutlich aus einem Schreiben an Bischof Hans Brask hervor, in welchem es heißt: „Wer am meisten vom christlichen Standpunkt abweicht, das ist der Papst, insofern er mit den Türken gemeinsame Sache macht, die er am meisten bekämpfen sollte.“ (Gust. I. Registratur III, 313). Darauf konnte der Bischof nur antworten: „Es ist kein Wunder, daß der Türke die Christenheit überfällt, wenn er hört, daß dieselbe wegen der neuen Lehre nicht einig ist.“ (Handlingar rörande Skand. Hist. XVI, 49).

anderen Bescheid. Das Volk jubelte, als es seinen König wieder hatte.

Nach dem neuen Huldigungseid der Stände wurde bestimmt, daß der König frei über die Kirchengüter, Prälatenschlösser und Klöster verfügen und Bischöfe sowie andere hohe Geistliche ein- und absetzen könnte. Auch der Adel sollte berechtigt sein, alles Eigenthum, das von Kirchen und Klöstern vom Jahre 1454 an eingezogen wäre, wieder zu fordern. Endlich sollten die Geistlichen Gottes Wort ganz nach der heiligen Schrift verkündigen; diejenigen seien zu bestrafen, welche über solche Predigten Uebles redeten; auch in allen Schulen sollte das Evangelium gelesen werden. Damit war der Reformation Thür und Thor im Lande geöffnet. Die Bischöfe wichen seufzend dem Stärkeren. Erst im folgenden Jahre ließ sich Gustav am Sonntag nach dem Dreikönigstage in der Domkirche zu Upsala feierlich krönen; denn erst jetzt stand er an dem Ziele, das er erreichen wollte.

Den Bischöfen des Landes fehlte fast ausnahmslos noch die kanonische Weihe. War diese nicht zum Krönungsacte nothwendig? Aber konnte man den Papst darum angehen? Gustav ließ dem neuen Bischof in Strengnäs die Wahl, entweder vor dem Sonntage nach dem Dreikönigstage geweiht zu sein oder einem anderen geeigneteren Bischof seinen Platz einzuräumen. Zu Letzterem waren weder er noch die bischöflichen Amtsbrüder geneigt. Es gab noch einen alten geweihten Bischof in Westerås, der unter Seufzen die Weihe vollzog. So blieb die sog. apostolische Succession den schwedischen Bischöfen erhalten.

Am 12. Januar 1528 wurde durch die drei Bischöfe von Strengnäs, Skara und Åbo die Salbung des Königs feierlich vollzogen. In dem Krönungseide wurde die übliche Versicherung ausgelassen, die heilige katholische Kirche, alle ihre Besitzthumer, Rechte und Ehren vertheidigen zu wollen. Dagegen predigte Olaus Petri bei dieser Feierlichkeit über das

Wort Pauli: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit" und betonte, daß von dieser Unterthanenpflicht nach des Apostels Meinung „weder Papst, Bischöfe noch Prälaten" ausgenommen seien. Nun war Gustav Wasa ein wirklicher Oberherr und ein gekrönter König.

Nur in Dalekarlien dauerte der Aufruhr fort. Hier war ein abgesetzter Bischof Peter Sunnanwäder thätig gewesen. Hier war auch besonders auf sein Anstiften ein falscher Nils Sture (Sten Sture's Sohn war früh gestorben), ein Knecht Namens Jöns, der sog. „Daljunker" aufgetreten, und die dalekarlischen Bauern hatten seinen Berichten über Gustavs Grausamkeit und Ketzerei vielfach Glauben geschenkt. Es blieb dem Könige nichts übrig, als an der Spitze seines Heeres sich nach Dalekarlien zu begeben. Da gaben die Dalekarlier die Aufrührer, vielfach katholische Priester, heraus; dieselben erlitten die Todesstrafe. Der Daljunker war nach Norwegen entkommen; er wurde endlich in Rostock gefangen und hingerichtet. Schon vorher war Sunnanwäder des Hochverraths angeklagt worden. Verkehrt auf einem mageren Klepper sitzend, auf dem Kopfe eine Krone von Stroh, mit einem zerrissenen Chorrock angethan und einem zerbrochenen Säbel aus Holz an der Seite, so ließ man ihn unter dem Spott der Menge durch Stockholm reiten; danach wurde er in Upsala an einem Markttage vor vielem Volke hingerichtet und nach der Execution auf das Rad geflochten.

Allmählich und vorsichtig war der königliche Reformator zu Wege gegangen. Zum 2. Februar 1529 berief er die Landessynode in Örebro. Hier wurde bestimmt, daß die alten Kirchengebräuche, soweit irgend angängig, beibehalten werden sollten, aber ihre Bedeutung dem Volke erklärt werden müßte. Auch die Messe (doch in schwedischer Sprache), Weihwasser, als Erinnerung an die Taufe, Palmen, Heiligenbilder, Marien- und Apostelтage, Fasten, die Ohrenbeichte und letzte Oelung brauchten nicht abgeschafft zu werden. Das blieb einer

etwas späteren Zeit vorbehalten.*) Daneben wurde die Predigt des unverfälschten Evangeliums auf's Neue eingeschärft. Täglich sollte in jeder Domkirche eine Bibelstunde gehalten werden. Den Geistlichen wurde verboten, sich von der Kanzel aus „gegenseitig zu beschreien". In Stockholm predigte freilich ein Wanderprediger, den die zahlreichen Deutschen zu ihrem Prediger angenommen hatten, Namens Tileman, gegen die kluge Schonung und Beibehaltung vieler katholischer Kirchengebräuche, aber der Bürgermeister und die Rathsherren ließen ihn und die unzufriedenen deutschen Kaufleute in die Nikolaikirche bescheiden und ihnen von Olaus Petri eine Rede halten; sie verboten Tileman das Predigen bis zur Rückkehr des abwesenden Königs. Als man sich daran nicht kehrte, wurden vier übereifrige Deutsche mit Gefängnis bestraft.

Olaus Petri war nicht müßig, Geistliche und Volk in der lutherischen Lehre zu unterrichten. Hatte er schon die Antworten auf 12 Fragen, welche seiner Disputation mit Dr. Peter Galle (1524) von dem König zu Grunde gelegt waren, veröffentlicht, so schrieb er 1528 über die Pflichten der Geistlichkeit und der Laien gegen einander**), ferner eine Abhandlung über die Sakramente, bald eine solche über die Ehe, sowie über das Klosterleben, und in demselben Jahre (1528) über „Gottes Wort und Menschensatzung". Im folgenden Jahre gab er ein schwedisches Handbuch, eine Agende, heraus, darauf die „schwedische Messe", 1530 seine Postille mit einem Anhang, dem großen Katechismus Luthers. In demselben Jahre erschien von seiner Hand das erste schwedische Gesangbuch, welches im Ganzen 15 übersetzte Lieder Luthers und anderer Dichter, sowie einige Originallieder enthielt.

---

*) Schon auf dem Concil zu Westerås 1544 wurden viele dieser Zeremonien beseitigt.

**) Unter der Aufschrift: „Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe."

Schon am 12. Februar 1525 (einem Sonntage) war Olaus Petri in die Ehe getreten. Bischof Brask hatte sofort bei dem König angefragt, wie das in seiner Residenz, also unter den Augen des Königs denn hätte geschehen können. Der König war zur Zeit in Upsala gewesen. Er antwortete aber, nachdem Olaus Petri bei der Verantwortung seines Schrittes vor dem König sich auf die Schrift berufen hatte, dem Bischof, daß es ungereimt sei, nach dem Gesetz der Kirche einen Geistlichen, der in die Ehe trete, mit dem Bann zu bestrafen, aber einen, der ohne Ehe gegen Gottes Gesetz handle, frei ausgehen zu lassen.*)

Olaus Petri war eine feurige Natur, wohlberedt und zu sehr von der heiligen Sache, die er vertrat, erfüllt, als daß er immer die dem König erwünschte Rücksicht auf die Person genommen hätte. Sein Bruder Laurentius dagegen war milder und vorsichtiger. Man hat nicht unzutreffend beide Brüder mit Luther und Melanchthon verglichen. Auch darin glich Laurentius Petri dem Wittenberger milden Mitreformator, daß er ein Mann von großer Gelehrsamkeit war.

So konnte es nicht fehlen, daß Gustav Wasa bei der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles, welche das Volk dringend wünschte, sein Auge auf ihn, den damaligen Scholasticus oder Lehrer in Upsala warf. Gustav Trolle lebte als abgesetzter Erzbischof im Auslande, Johannes Magni war in Gustavs Angelegenheiten weggegangen, ohne wieder zu kommen. So wurde, nachdem der König die schwedische Geistlichkeit zur Wahl eines Erzbischofs zusammengerufen hatte, Laurentius Petri 1531 mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Er hatte freilich bis dahin ein ziemlich unbemerktes Leben geführt, war auch erst 32 Jahre alt. Er ist 40 Jahre lang Erzbischof gewesen, und die Zukunft zeigte, daß man eine glückliche Wahl getroffen hatte. Man kümmerte sich wenig

*) Gustafs I. Registrat. II, 85 f.

darum, daß sowohl der Papst*) wie Johannes Magni diese Wahl für ungültig erklärten.

Eine dunkle Stelle in der schwedischen Reformationsgeschichte ist das Zerwürfnis des Königs mit seinen beiden Hauptreformatoren, Olaus Petri und Laurentius Andreä. Beide waren selbst zu starke, entschiedene und thatkräftige Persönlichkeiten, als daß sie mit dem König in beständiger Uebereinstimmung hätten sein können. Olaus Petri ließ sich auch von seinem Eifer hinreißen, in seinen Predigten ziemlich deutlich auf des Königs Fehler, besonders seine üble Gewohnheit, zu schwören und zu fluchen, hinzuweisen. Auch in der schwedischen Chronik Olaus', welche 1530 herauskam, glaubte Gustav unverkennbare Verunglimpfungen seiner Person finden zu können. Ja, er warf den beiden Männern vor, sie hätten von einem gegen ihn beabsichtigten Attentat gewußt, welches Olaus in der Beichte erfahren und dem Laurentius mitgetheilt hätte. So wurde 1540 sogar das Todesurtheil über Beide verhängt. Olaus' eigner Bruder hatte als Erzbischof mitzurichten. Aber das Volk ließ sich seine Reformatoren auf diese Weise nicht nehmen. Der König erfüllte auch die Bitten um Begnadigung. Laurentius zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück, er starb 1552. Wenige Tage vorher war auch der verdiente Reformator Olaus Petri aus dem Leben geschieden. Die Reformation war nicht vollendet. Auch Gustav Wasa vollendete sie nicht, aber der Grundstein war gelegt, und die Mauern der erneuten Kirche waren im Wachsen. Es sollte noch fast ein halbes Jahrhundert dauern, bis das Bekenntnis der schwedischen Kirche (im Wesentlichen die Augs-

*) Der Papst confirmirte, um seinerseits die Sache zu entscheiden, Johannes Magni, dem noch die päpstliche Bestätigung und Weihe fehlte, zum Erzbischof Schwedens, (1533), nachdem er Gustav Trolle seines Amtes enthoben hatte (Joh. Magni Hist. Metrop. 131. u. Spegel, Bewis S. 80).

burgische Confession) aufgestellt und ganz Schweden „Ein Mann“ wurde. Das geschah unter Gustav Wasas drittem Nachfolger 1593.

3. Gustav Wasas spätere Regierungszeit.

Noch immer hatte Christian II. seine Ansprüche auf die nordischen Reiche nicht aufgegeben. Rechnete er doch auch auf seines Schwagers, des Kaisers Karl V. Unterstützung. Derselbe war sie ihm auch keineswegs schuldig geblieben. Freilich, mancherlei war bereits trennend zwischen den Entthronten und seinen kaiserlichen Verwandten getreten, besonders auch die hervortretende Hinneigung Christians zur lutherischen Lehre. Schon die Uebersetzung der Bibel in's Dänische (1524) hatte er befördert. Christian war auch selber einmal in Wittenberg, was dem Kaiser gemeldet worden war,*) und seine Gemahlin, des Kaisers Schwester, hatte sich auf sein Anstiften in Nürnberg öffentlich das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt von Osiander reichen lassen. Kein Wunder, daß der Kaiser ihm Wohlwollen und Hilfe entzog. Da griff Christian zu einem Mittel, Beides wieder zu gewinnen. Er wurde zu Augsburg 1530 wieder katholisch. Die Feinde Gustav Wasas, Allen voran der abgesetzte schwedische Erzbischof Gustav Trolle, nahmen nun sogleich seine Partei und machten ihre Beziehungen in Schweden geltend, um für Christian zu werben. Sie fanden Zündstoff genug, alten und neuen.

Gustav Wasa hatte damals, um die Schulden Schwedens besonders an Lübeck zu bezahlen, von den Kirchen des Landes überflüssige Glocken gefordert, welche das Handelshaus der Fugger in Augsburg kaufte. Wo eine Kirche drei Glocken besaß, sollte sie zwei abliefern, besaß sie zwei, so nur eine. Wenn man den Ertrag dafür erlegte, durfte man sie behalten.

*) vergl. Köstlin, Luther I, 662 u. 764.

In der katholischen Zeit war ja an manchen Orten Luxus mit den Glocken getrieben worden. In den Städten begegnete man auch nicht so großem Widerspruch gegen die königliche Forderung. Anders aber ging es trotz aller Vorstellungen auf dem Lande, besonders in Dalekarlien. Die katholisch gesinnten Geistlichen nannten es himmelschreiende Tempelschändung, den Gemeinden die Kirchenglocken nehmen zu wollen, welche eine Botschaft zwischen Himmel und Erde wären. So hätten Viele nichts einzuwenden gehabt, wenn Christian, der ein Heer sammelte, um die nordischen Länder wieder zu gewinnen, Schweden eingenommen hätte. Gustav Wasa mußte den s. g. „Glockenkrieg" führen, d. h. die Dalekarlier bedrohen und bestrafen. Christians Unternehmen war nicht glücklich. Er wurde schließlich 1532 von König Friedrich von Dänemark gefangen genommen und starb erst 1559 als Gefangener.

Der König bedurfte noch mehr Mittel, und die Kirche hatte noch mehr entbehrliches Eigenthum. Bei einer Visitation derselben sollte nicht allein Lehre und Wandel der Geistlichen geprüft werden, sondern die Visitatoren hatten dabei auch zu bestimmen, welche Werthsachen zur Ausübung des Kirchendienstes nicht von nöthen wären. Zum Vorsteher dieser Visitationskommission war Magister Georg Normann gemacht worden, ein Deutscher aus Pommern, von vornehmer Herkunft, welcher in Wittenberg studirt hatte, 1539 nach Schweden gekommen und von Luther und Melanchthon zum Lehrer des jungen Herzogs Erich*) empfohlen war. Normann wurde

*) Der Sohn Gustav Wasas, aus dessen erster Ehe mit Katharina von Sachsen-Lauenburg, geb. 1533. Der König war mit Katharina weder lange noch glücklich verheirathet; sie starb bereits 1535. Das Jahr darauf verheirathete er sich mit Margareta Leijonhufvud, deren mildes, nachgiebiges Wesen besser zu dem starken Charakter ihres Gemahls paßte, aber auch sie starb 1551, nachdem sie ihm zehn Kinder geschenkt hatte, wovon drei Söhne und fünf Töchter heranwuchsen. Noch einmal verheirathete

vom König zum „Ordinator und Superintendenten“ gemacht d. h. bei der Visitation auch über Bischöfe und Prälaten wie alle Geistlichen gesetzt. Als entbehrlich sahen die Visitatoren außer gemünztem Gold und Silber, Heiligenbilder und deren Schreine und Schmucksachen an, ja sogar die vergoldeten Knöpfe der Priesterornate; alles das fiel der Krone zu.

Das erregte großen Unwillen. So konnte es nicht an neuem Aufruhr fehlen. Auch in den südlichen und westlichen Provinzen standen die Bauern auf; im Süden stellte sich ein gewisser Nils Dacke an ihre Spitze. Die Krone wollten sie einem jüngeren Sohn Sten Sture's geben, Namens Swante, der aber dem Könige treu blieb. Aber auch nach Norden breitete sich der Bauernaufstand aus. Ja, die aufrührerischen Bauern verhandelten mit Dänemark, doch Christian III. zeigte sich nicht geneigt, auf ihre Pläne einzugehen. Anders der deutsche Kaiser Carl V., der noch einmal für Christian II. hoffte; doch sandte er keine Hilfe nach Schweden. Andere feindselige Verwickelungen besonders mit Lübeck und Rußland kamen hinzu, Gustav Wasa das Herrscheramt zu verleiden. Dachte er doch jetzt wieder allen Ernstes daran, die Regierung niederzulegen und von den Kämpfen seines Lebens auszuruhen. Schon hatte er den Schloßvögten am Mälar Befehl ertheilt, seinen Besitz zusammenzupacken, und war entschlossen, mit Gemahlin und Kindern sich nach Deutschland zu begeben. Auch den Adel ermahnte er, vor „den verrückten Bauern“ ihr Vermögen zu retten. Die Adelsgeschlechter waren erschreckt und ließen es nicht an Vorstellungen dagegen fehlen. So machte Gustav neue Rüstungen, bis es endlich gelang, dieses großen Bauernaufstandes (es sollte der letzte sein) Herr zu werden.

Die vielen Sorgen und Kämpfe von Jugend auf mußten

---

er sich 1552 mit der siebzehnjährigen Katharina Stenbock, einer Nichte Margaretas. Diese Ehe blieb kinderlos. Katharina war ein einundsechzigjähriger Wittwenstand beschieden.

schließlich auch die gewaltige Kraft aufreiben, welche Gustav eigen war. Kam doch noch in seinen letzten Jahren der russische Krieg hinzu (1555—1557), der ihm neue Unruhe bereitete. Zwar begab er sich selbst in den Krieg, um Finnland vor den Einfällen der Russen zu schützen, was auch mit Erfolg geschah, aber oft fühlte sich der König müde und schrieb in dieser Zeit: „Gott weiß, daß wir für unsere Person gethan haben, was uns nur möglich gewesen ist, und wäre uns nun Ruhe und Frieden sehr nöthig, da wir nun sehr müde und schwach im Haupt, den Augen und sonst geworden sind, so daß wir nicht mehr eine so schwere Arbeitslast zu tragen vermögen, die wir für Schwedens Wohl jetzt einige Jahre getragen und gehabt haben."

Mit Sorge dachte Gustav an die Zukunft des Reiches. Sein ältester Sohn war noch nicht alt genug, um die Schwierigkeiten dieser Regierung auf sich zu nehmen, sein jüngster Sohn noch nicht zehn Jahre alt. Seinen Kindern hatte er manche Lebensregel gegeben. „Ihr sollt," pflegte er zu mahnen, „alle Dinge wohl überlegen, rasch ausführen und dabei bleiben, indem ihr nichts auf morgen aufschiebt. Die Rathschläge, welche nicht zu rechter Zeit ausgeführt werden, gleichen Wolken ohne Regen in großer Trockenheit." Besonders wollte er, daß seine Kinder ein gutes Vorbild dem Volke geben sollten, welches das nachzuahmen pflege, was die Fürsten thun. „Liebet Gottes reines Wort und haltet die Unterthanen dazu an, wie zu Gebet und öffentlichem Gottesdienst; das giebt der Seele wie dem Lande Ruhe." „Ehret die Unterthanen, so ehren die Rechtschaffenen euch, und mit denen könnt ihr die Anderen regieren. So habe ich es gehalten." An einigen seiner Kinder, besonders an der durch strahlende Schönheit ausgezeichneten Cäcilia, erlebte er keine große Freude. Im Frühjahr 1560 klagte er über Kränklichkeit und äußerte, daß dieselbe mehr durch Sorge und Trübsal als durch Anderes verursacht werde.

Noch einmal versammelte Gustav Wasa die Stände seines Reiches zu einem allgemeinen Reichstage, um feierlich von seinem Volke Abschied zu nehmen und wie ein segnender Vater von ihm zu scheiden. Er verglich sich darin mit David, welchen Gott aus einem Hirten zum Könige über sein Volk machte. Er dankte seinen treuen Unterthanen, daß sie ihm zu solcher Hoheit verholfen und die Krone in seinem Hause erblich gemacht hätten. Wohl hätten Manche gedacht, daß er ein strenger König gewesen, aber es würden Zeiten kommen, in denen Schwedens Kinder ihn aus der Erde würden herausgraben wollen. Er schämte sich nicht, seine Fehler zu bekennen, und bat, ihm dieselben um Christi willen zu verzeihen. Er brauche keine Weissagung aus den Sternen, sondern fühle, daß seine Zeit um sei, und daß er hingehe, um zu den Füßen des ewigen Königs seine herrliche, aber vergängliche Krone niederzulegen und Rechenschaft zu geben von seinem Thun. „Bittet für mich, wenn ich meine Augen schließe, und lasset mein Gebein in Frieden ruhen!“

Die Versammelten brachen in Thränen aus, als er seine Hände zum Segen erhob, und auch der König weinte, als er gestützt auf seine beiden ältesten Söhne Erich und Johann die Versammlung verließ.

Nicht lange danach erkrankte er auf's Neue. Er empfing das heilige Abendmahl und legte sein Glaubensbekenntnis ab. Am 29. Dezember 1560 kam sein Sterbetag. Auf die von seinem Beichtvater an ihn gerichtete Frage: „Glaubt Ihr an Gott und den er gesandt hat?“ — sprach er ein lautes „Ja“. Das war sein letztes Wort.

Manches in Gustav Wasas Leben will gemessen sein an seiner Zeit. Er war ein Charakter, fest und stark, eine Herrschernatur voll Muth und Klugheit, wie sie erst in seinem Enkel Gustav Adolf Schweden wiedergegeben werden sollte. Freilich scheute er auch Gewalt nicht. Aber Gott braucht oft harte, scharfe Werkzeuge, um hinauszuführen, was er vorhat.

Skizzen aus meinem ersten Pfarramte.*)

Von Otto Funcke.

1. Wie ich zu einer Gemeinde und zu einer Frau gekommen bin.

Es war vor 36 Jahren im Wonnemonat. Ich war 26 Jahre alt und that in der reformirten Gemeinde zu Elberfeld die Arbeit eines Hülfspredigers. Da lagen eines Tages drei feierliche Briefe vor mir auf dem Tisch. Jedes der drei Schreiben enthielt die Aufforderung, eine Wahlpredigt zu halten. Mir aber zitterte über dem Lesen das Herz so, wie es einem heirathslustigen Jüngling zittert, dem drei edle Jungfrauen zugleich zur Auswahl für den Ehestand vorgeschlagen werden.

Bei mir stand die Sache mit nichten so, daß ich schon verlobt gewesen wäre und deßwegen den Eintritt in's Pfarramt hätte beschleunigen müssen. Nein, wie viel unvernünftige Dinge ich auch schon vollführt hatte, — eine Studenten- oder Candidaten-Verlobung war nicht darunter. Ich war noch ein freier Mann. Aber ich wollte doch jetzt gerne Pastor werden. — Seit ich von der Universität abge-

*) Die Redaction der „Christoterpe" wollte durchaus diese Skizzen haben. Da sie aber in diesem Jahrgang nicht alle Raum finden konnten, so sollen die anderen nächstes Jahr folgen, falls die Leser an diesen hier einigen Geschmack gewinnen. Der Verf.

gangen war, hatte ich es nicht leicht gehabt. Diejenigen Leser, die meine Jugendgeschichte kennen, wissen, daß ich sehr wider Willen Hülfsprediger meines ehrwürdigen Großvaters in meinem Heimatsstädtlein werden mußte. Daß kein Prophet angenehm ist in seinem Vaterlande, hatte ich schon frühe gelernt; jetzt aber hatte ich es auch schmerzlich erfahren. Nicht wenige Glieder der Wülfrather Gemeinde hatten den unschuldigen alten Mann, meinen Großvater, in Verdacht, daß er mich so unter der Hand in die „fette Pfründe" einschmuggeln und dann — und dann erst — abdanken wollte. Das ergab für mich eine fatale Stellung. Mein Angesicht schaute erst wieder freudig zum Himmel auf, als der liebe Gott meinem Großvater in einem ganz persönlichen tête à tête (wie er später sagte) klar gemacht hatte, daß jetzt Zeit zum Abdanken sei. Wie das alles im Einzelnen zugegangen, das soll vielleicht einmal auf ein anderes Blatt geschrieben werden, desgleichen wie ich jetzt sogleich, nachdem ich in Wülfrath überflüssig geworden war, zum Hülfsprediger des geisteskranken Pastor Kohl nach Elberfeld, in eine erdrückend schwere Arbeit, gerufen wurde.

Ich sage hier nur soviel: wenn mir in Wülfrath vielleicht zu wenig Anerkennung zu Theil wurde, so daß ich in großer Gefahr war, zu verzagen, so wurde ich in Elberfeld eher verzogen, ja in einigen Kreisen fast verhätschelt. Obgleich nun dies Letztere meinem alten Adam recht wohlthuend war, so war es für den inneren Menschen sehr gefährlich. Das schwante mir auch selbst, — was ich aber ganz klar erkannte, war dies, daß ein junger Prediger erst in die Stille muß, ehe er ohne Gefahr, sich selbst zu verlieren und ein Schwätzer zu werden, auf die große Bühne des Lebens hinaufsteigen darf. Elberfeld war aber eine große Bühne. Keine in ganz Norddeutschland kam ihr gleich.

Genug, ich beschloß jetzt Pastor zu werden. Das konnte man damals noch beschließen. Die Zeiten haben sich

seither sehr geändert. Heute sind Candidaten in schaurigem Ueberfluß vorhanden. Damals klagte man über Mangel. Welches von beiden auf die Candidaten schädlicher wirkt, will ich hier nicht untersuchen. Genug, in der Zeit, von der ich rede, mußte ein Theologe schon ganz besonders von der Natur vernachlässigt sein, wenn er keine Stelle finden konnte.

Es lagen also drei Briefe vor mir, durch welche ich zu einer „Probepredigt" aufgefordert wurde. Langenberg, Kronenberg und Holpe waren die Gemeinden, die mich probiren wollten. Die beiden ersteren sind ansehnliche Städtlein in der Nähe von Elberfeld, und es ist daselbst, auf's Aeußere gesehen, sehr gut sein für einen Pastor. — Der Brief aus Holpe lautete dagegen sehr bescheiden: „Wir sind eine arme Gemeinde. 800 Seelen auf weitem Raum, in wilden Bergen, abgeschieden von der Welt. Aber es ist viel Hunger nach Gottes Wort im Lande. Das Gehalt ist auf 453 Thaler, 12 Silbergroschen und 3 Pfennige festgesetzt. Wenn Sie sich ernstlich der Landwirthschaft annehmen, kann es auch wohl so hoch kommen; u. s. w."

Als ich alle drei Briefe gelesen hatte, wußte ich gewiß, daß man mich in Holpe wählen würde. Eine innere Stimme sagte mir das, und sie sagte mir auch, daß meine innere Erziehung am besten von und in dieser Gemeinde besorgt werden würde. Ich hatte nämlich damals und habe auch heute noch die laienhafte Idee, daß eine richtige Gemeinde nicht weniger den Pastor erzieht, wie der Pastor die Gemeinde. Allerlei junge und alte Ritter vom Amtsbegriff werden sich über diese Ketzerei entsetzen, aber sie steckt tief in mir.

Also, nach Holpe! Ja, das war mein innerstes Brautgeheimnis. Dennoch nahm ich die Einladung zu allen drei Vakanz-Orten an. Wie ich nun beiderwärts, sowohl in Langenberg als in Kronenberg, auf's Haar gewählt worden wäre, thatsächlich aber doch durchgefallen bin, das will ich diesmal nicht erzählen. Nicht am wenigsten hatten mir meine

lieben Freunde und „Verehrer“ in Elberfeld geschadet. Sie hatten mit glühenden Schilderungen meiner Tugenden und Talente an den genannten beiden Orten so hochgespannte Erwartungen erregt, daß meine arme wirkliche Person dagegen stark abfiel. Ein schlechtes Vorurtheil kann Einem schaden, aber ein allzu gutes kann Einem den Hals brechen.

Als ich nun freilich durch die wilden, menschenleeren Berge nach Holpe wanderte, um zur Wahl zu predigen; — als ich hier in dem kellerartigen Kirchlein stand, ich, der ich an die stolzen Kanzeln von Elberfeld gewöhnt war; als ich sah, wie arm die Leute waren, und als ich zum Ueberfluß auch noch vernahm, daß in der Gemeinde allerlei Sektenwesen in Schwange gehe, da wollte es sich mir verdunkeln, daß es Gottes Stimme gewesen sei, die mich nach Holpe gewiesen hatte. Es freute mich jetzt fast zu hören, daß es auch mindestens zweifelhaft sei, daß ich hier gewählt würde. Ein hochbegabter Pastor Namens Ribbeck, ein sogenannter „Erweckungsprediger“ aber ein polteriger Herr, ein unruhiger Geist, war mein einziger „Konkurrent“. Ich hätte ihm auch gerne die Gemeinde gegönnt, denn für mich stand die Welt offen. Selbst Langenberg und Kronenberg hatten ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Und vorläufig saß ich in Elberfeld wie in Abrahams Schoß.

Und doch und dennoch wurde ich schließlich in Holpe gewählt. Nicht von den „Bekehrten“ und „Entschiedenen“, sondern von denen, die auch noch für die Welt eine Lücke offen lassen wollten. Es ging durch viel Parteistreit hindurch, ehe mein Name „aus der Urne“ gezogen wurde. In einer der vielen Gemeindeversammlungen machte eine „namhafte Persönlichkeit“ gegen mich geltend, daß ich ein so „spärliches, mageres Kandidätlein ohne Fleisch und Knochen“ sei. Ihm erwiederte mein späterer Freund Müller aus Rolshagen also: „Ochsen und Schweine taxirt man nach Fleisch, Fett und Gewicht; bei einem Pastoren aber muß man darauf sehen,

ob er das Herz auf dem rechten Fleck hat." — So wogte der Kampf der Helden hin und her. Schließlich befand sich, daß präcis die Hälfte der Stimmen auf Ribbeck fiel, die anderen Stimmen gehörten mir. Da mußte nun das Los entscheiden. Und es entschied für mich. Für mich, der ich in meinem ganzen Leben ein Todfeind des Loses gewesen bin. Aber trotz des Loses und trotz der mangelnden Ochsenhaftigkeit und trotz allen meinen Freunden, die mich „für Größeres bestimmt hielten", — trotz dem allen nahm ich die Wahl an. Der Instinkt in die Stille hinein, der Instinkt hinein in die Mitte der christlich-hungernden und armen Leute war mir zu mächtig. Und er hat mich nicht betrogen.

Ehe ich aber die Leser nach Holpe bringe, muß ich ihnen doch melden, daß ich mich verlobt habe; sonst wissen sie nachher nicht, wie plötzlich eine Frau Pastorin auf den Plan treten kann. Ich werde aber, an diesem Orte wenigstens, nur ganz kürzlich davon berichten. Ganz lang ist meine Verlobungsgeschichte überhaupt nicht, und sie ist noch weniger romantisch. An einem schwülen Sommerabend lustwandelte ich, während es vom Himmel her donnerte und blitzte, mit einem kaum 18jährigen Jungfräulein in einem Garten umher. Sie hieß Maria Jäger, und ihr Vater war Baumeister. Natürlich war es der Garten ihrer Eltern, gut reformirter und wohlsituirter Elberfelder Bürger.

Während wir so mit einander gingen, gratulirte sie mir zu meiner Wahl nach Holpe, die vor etlichen Tagen geschehen war. Ich dankte, sprach aber doch in höchst beklommener und konfuser Weise davon, daß mir das Herz wie mit Blei belastet sei. Sie war so naiv, ganz lustig zu fragen: „Warum denn belastet? Die Gegend ist doch schön, und wie man hört, ist die Gemeinde so lieb und kirchlich." Darauf stotterte ich heraus: Mir grauft vor dem Alleinsein. Und nun gab ein Wort das

andere. Und als sie merkte, wo ich hinaus wollte, wurde sie todtenbleich und lag da als eine Ohnmächtige, — natürlich in meinen Armen. Aber die Ohnmacht war schnell vorüber, und nun schlang sie den Arm um meinen Nacken, und wir gaben uns den ersten Kuß. Darauf noch viele. Marias Eltern aber gaben uns ihren Segen, und am Tage darauf thaten meine Eltern nothgedrungen dasselbe. Sie hatten eigentlich andere Gedanken mit mir.

So waren wir denn verlobt, und natürlich war jetzt der Himmel auf Erden. Die Leser werden denken, daß ich meine Braut vorher schon öfter gesehen und gesprochen und, wie man thörichter Weise sagt, „kennen gelernt" hätte (als ob man überhaupt ein Weib vor der Ehe kennen lernen könnte!). Sie werden vermuthen, daß ich mich, bevor ich den großen Schritt that, bei allerlei tiefblickenden und prophetisch veranlagten Tanten nach der Maria Jäger erkundigt habe. Aber alle diese Gedanken würden total falsch sein. Ich wußte nur, daß sie das gute Kind frommer Eltern sei. Daß sie aber ein gar liebliches Mägdelein war, das sah ich mit meinen frohen Augen.

Bald aber merkte ich mit Schrecken, daß sie ganz außerordentlich verwöhnt war. Ich merkte auch, daß sie das Christenthum mit frommem Gemüth von Eltern und Pastoren angenommen hatte, aber durch irgend welche Tiefen nie hindurchgegangen und aller geistlichen Erfahrungen baar sei.

Das enthält nicht den geringsten Tadel gegen mein liebes Bräutchen. Aber heftigen Tadel verdient, daß mein ungeduldiger Geist je und dann zweifelhaft wurde, ob Maria auch für die einfachen ländlichen Verhältnisse passe, und vollends, ob sie mir und der Gemeinde auch das sein könnte, was eine evangelische Pfarrfrau eigentlich sein soll. Dazu kam wegen allerlei Fragen allerlei Differenz zwischen den Müttern, davon nicht nützlich ist zu reden.

Und so war mein Herz während der viermonatlichen

Brautzeit zuweilen sehr beschwert und kleingläubig. Freilich, wenn meine Braut und ich zusammen waren, so hatten Sonne und Wonne das Regiment. Zuweilen habe ich ihr aber doch, schriftlich und mündlich, meine Gedanken und Bedenken vorgelegt. Das hat ihr — Gott sei es geklagt — manche schwere Stunde gemacht und manche bittere Thräne ausgepreßt. Aber doch und dennoch blieb sie heldenmüthig dabei: „Wir beide werden sehr glücklich mit einander werden.“ Und, wie echte Frauen fast immer Recht haben, so hat auch sie Recht bekommen.

2. Einführung und Ordination.

Unter all den Personen, die am Morgen des 8. Oktober in Deutz den Zug bestiegen, der nach Siegen fuhr, war schwerlich eine, deren Herz so heftig klopfte, wie es das meine that. Es müßte denn das Herz meiner mir gegenüber sitzenden Mutter gewesen sein, die, wie immer, ganz mit mir empfand.

Da, wo der Schienenstrang in eine der herrlichsten Partien des Siegthales hineinleitet, liegt die Station Schladern. Hier stiegen wir aus. Schladern war nämlich 1862 noch die Station für Holpe, welches, 2—3 Stunden von da entfernt, zwischen einsame Berge eingenistet liegt. — Wohl selten wird der für gewöhnlich so öde Bahnhof eine so freudig belebte und bunte Menschenmenge gesehen haben wie an dem Tage, als ich ankam. Und es war um meinetwillen, daß alle diese Menschen zusammengeströmt waren. Es waren alles, wie man dort sagt, „Hölper“. Da war nicht nur der Kirchenvorstand und die Repräsentation, — nein, auch die gesammte „goldene Jugend“ meiner Gemeinde hatte sich eingestellt. Und Viele, die mit der Gemeinde nichts zu thun hatten, die sich aber ein Fest gönnen wollten, waren auch dabei. Die Mädchen saßen auf blumenbekränzten Leiterwagen, die Jünglinge auf Pferden, an deren Mähnen, Ohren und Schwänzen

die bunteſten aller bunten Bänder in unverantwortlicher Weiſe verſchwendet waren. Das Hurrah, das mir entgegen donnerte, war einfach großartig. Und mancher Händedruck, der jetzt folgte, war derart, daß ich ihn nach Wochen noch fühlte und ſah; denn in dieſer Gegend offenbart ſich die Tiefe der Liebe in der Energie des Händedruckes. Alſofort hielt ich meine Rede Nr. 1, und darauf ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Die Berittenen ſprengten fort und fort in raſendem Galopp an der Wagenreihe auf und ab, als gelte es, uns vor Raubrittern und Drachen zu ſchützen, während thatſächlich im ganzen Univerſum keine Seele daran dachte, unſeren Frieden zu ſtören.

Nach einer Stunde erreichten wir Waldbroel, die Kreisſtadt, welche aber bei Lichte beſehen auch nur ein größeres Dorf iſt. Aber gegen Holpe iſt es immerhin eine Stadt. Sie beherbergte unter Anderem auch zwei Aerzte, die zwar noch 5/4 Stunde von unſerem Pfarrhauſe entfernt wohnten, für uns aber doch den Vorzug hatten, daß ſie weit näher waren als irgend welche andere. Hier in Waldbroel erwartete uns ein einfaches Mittagsmahl. Der Bürgermeiſter ſprach in einem Toaſte die Hoffnung aus, daß ich ein königstreuer Mann ſei; der „Kirchmeiſter" aber gab dem Wunſche Raum, daß ich in Holpe ſterben werde, natürlich erſt nach vielen Jahrzehnten. Ich konnte das Letztere nicht verſprechen und das Erſtere nicht ſo, wie der Herr Bürgermeiſter es meinte. Aber ich ſprach doch einige „paſſende Worte". Bald ging es weiter, denn die Tage waren ſchon kurz und es gab noch viele Ereigniſſe, die ſchicklicher Weiſe vom Sonnenlicht beſchienen ſein wollten.

Als wir an der Grenze meiner Pfarrei ankamen, hörten wir trauliches Glockengeläut, das zu meiner Begrüßung aus dem Thale herauftönte. Es war das Geläut von zwei Kirchen, denn auch der katholiſche Herr Confrater hatte Befehl gegeben, die Glocken zu rühren. So etwas kommt heute

wohl nicht mehr vor. — Jetzt machte die Landstraße eine Biegung, und vor uns lag mein Dörflein, malerisch eingenistet in die Berge, grade wie Bad Schwalbach. An der Ecke wurde Halt gemacht, denn die ganze evangelische Gemeinde und ein gut Theil der katholischen dazu hatte sich hier versammelt. Klein und Groß drängte sich um mich, wie um einen alten Freund. O, es ist doch ein ander Ding, wenn die Gemeinde sich ihren Mann gewählt als wenn das „hohe Consistorium" ihn gesetzt hat.

Eine kleine allerliebste Kanzel war hier an der Waldecke aus Rasen errichtet und darüber eine Ehrenpforte. Schulmeister und Kinder sangen ein Lied, das ein anonymer Dichterling fabricirt hatte. Es war gut gemeint, aber etwas überschwänglich gerathen. Es ging nach der Melodie und begann auch mit den Worten: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern." In unbewußter Frivolität hatte der Dichter mich armen Menschen zum Morgenstern gemacht. Niemals sei (so kündete das Lied) seit Luthers Tagen ein so treuer Seelenhirt erfunden worden. So verdiene ich auch himmlische Kronen, weil ich das glanzvolle Leben in der großen Stadt gegen das armselige Dasein in dem einsamen Dorfe vertausche. Und in dem Stil ging's weiter: der Herr Lehrer war so gerührt, daß seinen Augen fortwährend heiße Thränen entströmten, worüber er dann das Dirigiren total vergaß, so daß sich schließlich das ganze Kunstwerk in lauter Wirrwarr und Disharmonie auflöste, denn als die Kinder ihren Lehrer weinen sahen, da weinten sie verständnisvoll mit.

Nun war die Reihe an mir. Ich bestieg das besagte Känzelchen und hielt meine dritte Rede. Natürlich gingen mir, da schließlich das Thema immer dasselbe war, die Gedanken aus. Und so wird's wohl ein richtiges Wassersüppchen gewesen sein. Aber ich war doch tief erschüttert. Ich fühlte instinctiv, wie viel diese lieben Menschen von mir erwarteten, und ebenso, daß ich, auf mich selbst gestellt, entsetzlich wenig zu geben hatte. — Jedenfalls war die Gemeinde von meinen

Worten tief bewegt. Und jetzt zogen wir in hellen Haufen den Berg hinab und sangen unter dem Geläut der Glocken: „Laßt mich gehen“ u. s. w. Natürlich zogen wir in die bekränzte Kirche. (Sie war damals noch kalt und kellerig; ich gab ihr aber bald, kraft elberfelder Geldes, einen riesigen Ofen.) Hier sangen wir das deutsche Tedeum. Und das muß wahr sein, — meine Holper sangen prächtig. Es ging Einem durch und durch. Zum vierten Male mußte ich reden. Bauersleute, die einen großen Weg gemacht haben, bekommen nicht leicht zu viel.

Ueber dem allen war es Abend geworden. Aber mein Feierabend war noch nicht vorhanden. Das Presbyterium ließ es sich nicht nehmen, mich selbst in's Pfarrhaus einzuführen. Hier hatte meine gute Schwiegermutter Alles auf's schönste und comfortabelste eingerichtet. Wenn etwas tadelnswerth war, so war es dies, daß es für das Haus eines Landpredigers viel zu üppig war. Nicht, als ob ich ein Feind des Schönen und Bequemen gewesen wäre. Ehrlich gestanden, ich bin das Gegentheil. Auch das meine ich nicht, daß die einfachen Leute sich gescheut hätten, ein so fein eingerichtetes Haus zu betreten. O nein! Es kommt ganz darauf an, wie die Pfarrersleute die Gemeindeglieder aufnehmen. Unsere Leute haben immer ganz lustig auf dem Teppich herumgetrampelt, auch wenn die Erinnerungen an den Kuhstall noch an ihren Füßen klebten. Desgleichen machten ihnen die Mahagoni-Stühle und das Plüsch-Sopha gar keine Skrupel. Aber — aber! wenn die Leute so schöne Sachen sehen, so denken sie: „Unser Herr Pastor muß übermenschlich reich sein.“ Diese Meinung war nun total falsch. Ich mußte auskommen mit dem, was die Pfarrei einbrachte. Zwar hatten meine Schwiegereltern gesagt: „Meldet euch, wenn's nicht langt.“ Nun, es hätte schon toll kommen müssen, ehe ich mich gemeldet hätte. — Aber jene falsche Meinung kostete

mich viel, viel Geld. Die Pächter*) hatten's nie eilig mit dem Zahlen und vergaßen es oft ganz. Und wer mit der Steuer oder anderen nothwendigen Ausgaben nicht zurecht kommen konnte, der „lieh" das Geld bei dem „guten reichen Pastor". Wenn man, wie einmal ein Amtsbruder sagte, am jüngsten Tage Alles wiederbekommt, was man verliehen hat, so habe ich dann noch viel Geld einzukassiren. Thatsächlich kam ich aber durch meine schönen Möbel in meinen holpener Tagen oft in große Noth.

Doch diese Schmerzen kamen später. An jenem Abend aber, von dem ich rede, bewegte mich das stolze Gefühl, in diesem behaglichen Hause der Herr zu sein. Und mein Haus wimmelte von ländlichen Liebesgaben. Das beste Obst aus der Gemeinde war bei mir zusammengetragen. Stuten, Wecken und Kuchen so viel, daß man eine Compagnie Füsiliere damit hätte füttern können. Auch fehlten unzählige Würste nicht, darunter zu meinem Entsetzen manche Blutwurst, deren bloße Erwähnung mir schon Gruseln verursacht. Ich aber kredenzte meinen lieben Presbytern den goldnen Wein, den ich im Keller fand und dessen Quelle Eltern, Schwiegereltern und andere edle Menschen auch ferner nie versiegen

*) Bei dem Wort „Pächter" muß ich doch eine Notiz machen: Das Presbyterium hatte mich gleich bei meiner Ankunft inständigst gebeten, das Land selbst zu bewirthschaften. Sie sagten, das bringe mehr ein und die Pacht sei oft unsicher u. s. w. Ich aber bestand eigensinnig auf meinem Stück und sagte den Presbytern: Sie hätten nur die Wahl, ob sie einen guten Pastor oder einen schlechten Bauer haben wollten, was ich sei, das sei ich von ganzem Herzen; zweierlei könne ich nicht, dazu sei ich zu einseitig." Darauf willigten dann die Väter der Gemeinde mit Seufzen ein, daß ich „nur Pastor" sein sollte; doch behielt ich Kartoffelland und Heuland für den eigenen Haushalt. Ich bin aber heute nicht mehr überzeugt, daß ich weise gehandelt habe. Der Verf.

ließen. Wir tranken auf die baldige Ankunft der jungen holden Hausfrau, die ohne Zweifel im Geiste auch gegenwärtig war, die wir aber dem Leibe nach noch nicht brauchen konnten.

Nun endlich war ich allein und mußte auch allein sein, mit Gott allein. Ich schloß mich ein auf meinem Studirzimmer. Die stille Nacht sank hernieder, und nur die höchsten Spitzen der Berge hatten noch ein kleines Lichtkrönlein. Aus einem der Thäler hörte ich noch den Gesang scheidender Gemeindeglieder: — „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh'?" Dann wurde es fast eisig still und rabenschwarz dunkel, denn von irgend einer Art von Straßenbeleuchtung war natürlich in Holpe keine Rede. Ich aber hatte meinem Gott noch viel zu sagen und ruhte nicht, bis ich von ihm die Versicherung empfing, daß er mich nicht im Stich lassen, sondern diesen lieben Leuten, die offenbar nach Gottes Wort so hungrig waren, zum Segen setzen werde. Wie Er denn auch, trotz all meiner Schwachheiten und Thorheiten, treulich gethan hat.

Am andern Morgen erforschte ich nun mein neues Reich und entdeckte allerlei köstliche Dinge. Eine gute Magd als vorläufige Regentin, die aber leider bald vorzog zu heirathen, und ein eignes Reich zu regieren. Im Stalle standen zwei prächtige Kühe von holländischer Rasse. Zwei Schweinchen und ein Dutzend Hühner fehlten auch nicht. Der Garten war voll von herrlichem Gemüse. Das benachbarte Feld trug Kartoffeln die Fülle. Der Obsthof lieferte dreimal mehr, als wir brauchen konnten. (So machte ich in diesem Herbst das erste „Geschäft" in meinem Leben, indem ich an meine eignen leiblichen Eltern und Schwiegereltern Aepfel und Kartoffeln — verkaufte, sage und schreibe: verkaufte!)

Dabei war das Pfarrhaus überaus anmuthig und idyllisch gelegen. An zwei Seiten war es von einer Wiese mit Obstbäumen umgrenzt, an den anderen Seiten durch den herrlichen Garten, der von einem munter sprudelnden Bächlein um-

rauscht war und dem es sogar an einer Mooshütte nicht fehlte. Jenseits des Gartens an der Landstraße lag das Schulhaus, nahe genug, daß ich kontrolliren konnte, ob der Herr Lehrer auch rechtzeitig seine Stunden begann.*) Dies war dem braven Mann sehr unbequem. —

An dem lieblichen Wiesenthal, welches neben der Schule begann, lag der Friedhof. Der machte mir oft ernste Gedanken. Gegenüber dem Pfarrhaus, einen guten Steinwurf entfernt, präsentirte sich sehr malerisch, von prächtigen Linden umgeben, die alte Kirche. Hart hinter derselben rauscht ein forellenreicher Bach, jenseits desselben steigt dann sehr steil die waldige Bergwand empor. Die wenigen Häuser des Dorfs sind meist über dem Rand des Baches erbaut. Ich sagte, die „wenigen" Häuser. „Seß Hüser un en Ossenstall" (sechs Häuser und ein Ochsenstall) un dann 'ne aule Karke" — so hatte einer meiner Vorgänger, Pastor Stursberg, die Herrlichkeit von Holpe besungen. Nun, das war licentia poëtica. In Wahrheit waren's doch wohl 20—24 Häuser und Hütten. Die katholische Kirche, die noch unscheinbarer war als die unsrige, lag höher, hart an einem kleinen Buchenwäldchen, das übrigens protestantisch war. Leider hatten sich in den sonst so herrlichen Bäumen ganze Scharen von Krähen angesiedelt. Sie marterten mich mit ihrem steten Gekrächze, und da sie in eminentem Maße Frühaufsteher waren, so verkürzten sie auch meine Nachtruhe. Mein Vorgänger hatte einen geschickten Buben hinauf klettern lassen, um die Nester zu zerstören; der aber war abgestürzt und hatte Arm und Bein gebrochen. So wollte ich nicht noch

*) Damals war der Pastor auch noch „geborener Schulinspektor". Ich habe aber von meiner Würde, abgesehen vom Religionsunterricht, nur sparsamen Gebrauch gemacht. Trotzdem ich „sechs ganze Wochen" das Lehrerseminar in Neuwied besucht, war ich doch davon durchdrungen, daß ich nicht der Mann sei, einem gelernten Pädagogen Vorschriften zu geben. Der Verf.

einmal einen Menschen dabei riskiren. Ich stellte den Flurschützen an, um die Bestien mit Pulver und Blei auszutilgen. Aber es erging mir mit den Krähen wie weiland dem Pharao mit den Kindern Israel: „Je mehr von ihnen man tödtete, desto kräftiger sie sich mehrten.“ So trug ich denn mein Kreuz und dachte, es schicke sich, daß hier auf Erden jedes Paradies seinen Dämon habe.

Wenn nun auch Holpe der lieblichste Ort der Gemeinde war, so war doch auch die Umgegend reich an landschaftlichen Schönheiten. Schade, daß der Boden allermeist ziemlich unfruchtbar war. Leider waren die meisten Leute noch unfruchtbarer an Ideen, ihn zu verbessern. Der junge Pastor hatte auch nichts von einem Oberlin an sich, doch regte ich, nachdem ich mich von weiseren Männern hatte inspiriren lassen, dies und das an, was neuen Erwerb brachte. Wichtiger aber war, daß es mir, in Verbindung mit meinem katholischen Collegen, gelang, der heillosen Prozeßleidenschaft, die so entsetzlich viel Unheil über manche Familien gebracht hatte, zu steuern. Der Confrater und ich bildeten ein Schiedsgericht, dessen Spruch man sich meistens unterwarf. Sodann bewog ich den größeren Theil meiner Leute, an den Feuer-, Hagel- und Vieh-Versicherungen sich zu betheiligen. Viele hatten das in einem höchst thörichten „Gottvertrauen“ unterlassen. Sie meinten nämlich, es zieme sich nicht, unserm Herrgott durch solche Versicherungen so zu sagen ein Schnippchen zu schlagen, wenn er doch vorhabe, uns zu strafen. Da aber dieselben Leute, wenn sie etwa durch Feuer oder Hagel in finanzielle Noth gerathen waren, sich sehr ernstlich nach menschlicher Hülfe umsahen, so konnte ich ihnen leicht begreiflich machen, daß es viel würdiger sei, auf dem Wege der Versicherung sich selbst zu helfen. — Ich lud die Bauern, wenn ich sie zu etwas bringen wollte, gemüthlich in mein Haus ein. Eine riesige zinnerne Kaffeekanne, die sechs Liter

faßte und die das Geschenk einer elberfelder Verehrerin war, verstärkte dann meine Beredtsamkeit.

Ueberaus wohlthuend berührte es mich, daß sogleich am ersten Morgen der katholische Herr Confrater mir einen Besuch machte. Er war ein liebenswürdiger und wohlunterrichteter Mann, ohne einen Funken von ultramontanem und jesuitischem Fanatismus. Sonst hätte er auch wohl bei meinem Einzug nicht läuten lassen. Wir haben sehr friedlich und anregend mit einander verkehrt, bis er plötzlich in eine weit entlegene Gegend versetzt wurde; man sagte, auf einen Strafposten, weil er sich mit mir so freundschaftlich eingelassen habe. Wir hatten nämlich fast jede Woche einen Abend, wo wir den Augustin oder Chrysostomus — natürlich in der Grundsprache — lasen. Nachher speisten wir dann zusammen, bald bei ihm, bald bei mir. Das Verhältnis der beiderseitigen Gemeindeglieder gestaltete sich wie das ihrer „Hirten". Gemischte Ehen suchten wir — meist erfolgreich — zu hintertreiben; war das nicht möglich, so wurde ein friedliches Uebereinkommen getroffen. In so kleinen ländlichen Gemeinden können die Pastoren mit viel Liebe und ein wenig Weisheit und Humor Großes ausrichten, was in städtischen Verhältnissen unmöglich, ja undenkbar ist. Uebrigens sollen meine Leser nicht denken, daß meine Gemeindeglieder denkfaule und stumpfe Ja-Brüder gewesen wären. Ja, das denkt Mancher, der auf's Land kommt, leicht. Er meint, die Leute wären Einer wie der Andere. In Wirklichkeit giebt's auf dem Lande mindestens so viel Originale wie in der Stadt. Man muß nur Augen und Liebe dafür haben. Jedenfalls gab's in meiner Gemeinde so viel Originale, daß mir erst davor gruselte.

Aber fast hätte ich vergessen, daß ich, trotz meiner feierlichen Einholung durch die Gemeinde, noch gar nicht ordinirt war. Diese meine Ordination geschah 2 Tage nach meinem

Einzug. Die Herren des ehrwürdigen „Moderamens“ kamen also, mit vielen anderen Kollegen aus unserer „Aggersynode“, zu Wagen und zu Pferd, mich zu ordiniren und zu introduciren. Herr Superintendent St. war ein alter ehrwürdiger Mann, ein Rationalist der besten Sorte, seiner Zeit, d. h. vor 50 Jahren war er einer von Lützows wilder verwegener Jagd gewesen. Der liebe Alte sagte mir ehrlich, er habe vernommen, daß ich viel „Wupperwasser“ getrunken habe; das müsse ich wieder los werden; es passe sich nicht für unsere aufgeklärte Synode. Obgleich ich seinen Wunsch nicht erfüllen konnte, wurden wir doch, trotz verschiedenen Standpunktes, gute Freunde, desgleichen der Assessor P. von Sch. und ich, zumal er sich als Universitätsfreund meines Vaters entpuppte. Der Scriba H. dagegen, mein nächster evangelischer Kollege, hatte einen sehr starken Pick auf die „Frommen“ (Pietisten). Ich hatte ihn nicht 20 Worte sprechen hören, so ahnte ich, daß wir Beide noch allerlei Konflikte haben würden. Leider hat mich meine Ahnung nicht betrogen, doch waren unsere Differenzen nie persönlicher Natur.

Die Ordination war nicht gerade sehr erbaulich. Der Superintendent hielt eine erstaunlich kurze Ansprache, aus welcher ich nur noch diesen einen Satz weiß: „Alles, was ich Ihnen sagen könnte, haben Sie sich ohne Zweifel schon selbst gesagt.“ Das war ja sehr liebenswürdig, aber nicht gerade erbaulich. Ich war jedenfalls froh, daß ich meinen Beruf und mein Recht, sündigen Menschen das Evangelium predigen zu dürfen, von einer höheren Instanz herleiten konnte, als von der, die durch das Moderamen vertreten war. Von meiner Predigt weiß ich gar nichts mehr als dies, 1) daß sie offenbar den meisten Amtsbrüdern nicht gefiel und 2) daß ich ein gutes Gewissen dabei hatte. Doch muß ich noch Eines erwähnen. Unmittelbar nach der Predigt empfing mich in der Sakristei der 8 Jahre ältere Pastor Engels aus Nümbrecht. Er umarmte mich unter Thränen und sagte: „Du und ich

wollen das Netz zusammen ziehen.“ Auf diese einfache Weise machte er Dutzbrüderschaft mit mir. Dieser Amtsbruder, der seinen Namen mit Recht trug, war mir schon vorher ein wenig bekannt. Er hatte auch die Holper auf mich hingewiesen. Das Angesicht dieses Mannes war wirklich „wie eines Engels Angesicht“. Die Holdseligkeit und Menschenfreundlichkeit Jesu Christi spiegelte sich darin so, wie ich es selten bei einem Menschen gesehen habe. Er war Pastor einer riesengroßen Gemeinde. Sein Pfarrhaus lag 3 Stunden weit von dem meinen entfernt. Aber das hinderte nicht, daß wir einander fleißig besuchten. Bei solchen Gelegenheiten hielt der Besuchende dann immer eine Bibelstunde, damit die Gemeinden auch einmal einen anderen Zeugen hörten. Wir haben uns in allen Nöthen beigestanden, Leid und Freud mit einander getheilt und eine segensreiche Gebetsgemeinschaft unterhalten. — Engels galt bei den Weltleuten als ein „einseitiger Pietist“. Nichtsdestoweniger wurde er von Jedermann als eine Art Heiliger verehrt. Weil Christi Geist aus seinem ganzen Wesen herausfluthete, so war seine Arbeit in der übergroßen Gemeinde von einem wunderbaren Segen begleitet, obgleich ihm das, was man „Kanzelgabe“ nennt, fehlte. So blieb er denn auch, durch einen sicheren Instinkt geleitet, bis an sein Lebensende (1897) in dem stillen Nümbrecht, obgleich die glänzendsten Stadtgemeinden der Rheinprovinz ihn öfter wählten. Wir werden noch oft von ihm hören. An dem Tage meiner Ordination aber schlossen wir Beiden eine innige Freundschaft, wie David und Jonathan nach der Schlacht der Philister (1. Sam. 18, V. 1). Und diese Freundschaft konnte natürlich durch nichts erschüttert werden.

Der Kuß meines Engels war also das Ereignis des Tages. Doch muß ich noch Eines erwähnen, was mir wichtig wurde. Selbstverständlich folgte nämlich der Ordination ein „solennes“ Mittagsmahl in dem katholischen Wirthshaus, denn ein evangelisches gab es nicht. Auch 20—30 Gemeindeglieder

speisten mit. Ueber Tisch wurden von den anwesenden Amtsbrüdern verschiedentliche Tischreden, meist zu meinen Gunsten, gehalten. So wurden auch meiner jugendlichen Braut, die bekanntlich noch fern war, köstliche Jahrzehnte an meiner Seite geweissagt. Wer ahnte, daß sie 10 Monate später unter dem grünen Rasen schlummerte?! Ein anderer Kollege sagte: „Mit diesem perlenden Moselblümchen trinke ich darauf, daß dem jungen Amtsbruder niemals der Wein im Keller ausgehen möge.“ Als der Jubel-Beifall sich gelegt hatte, erhob sich ein alter ehrwürdiger Bauer, Namens Anton Wilhelmi, kam auf mich zu und sagte, indem er mir tief in's Auge schaute, ganz feierlich: „Lieber Herr Pastor: Nur selig! Nur selig!“ Eine eisige Stille entstand; sie war fast peinlich. Fortan wollte es mit den Toasten nicht mehr gehen. Die Gesellschaft bröckelte bald aus einander. Für mich aber war das „nur selig“ wie ein Ereignis. Es war mir wie eine Weissagung von nahenden dunklen Fluthen, aber auch von dem Helfer, durch den wir weit überwinden. Der alte Pilger, der das Wort gesprochen, war vor Tausenden im Ofen der Trübsal bewährt. Er mußte später nach Amerika auswandern. Der Landprediger (ich meine in Jowa), in dessen Gemeinde er als Kirchendiener lebte, schrieb mir einmal, daß dieser sein Kirchendiener ihm ein Seelsorger und Beichtvater sei. Das glaube ich wohl. Er hat auch mir, nach meinem Ordinationstage, noch manche feine Lektion gehalten — das heißt ohne daß er selbst es ahnte.

3. Die Hochzeit.

Aber ehe wir weiter die Ereignisse in der Gemeinde betrachten, müssen wir doch die junge Pfarrfrau holen. Von der Hochzeit kann ich, wenn ich nichts erdichten will, wenig berichten. Sie war wie tausend andere und fand am 23. November 1862 im Hause meiner Schwiegereltern statt.

Der herrliche Pastor Künzel traute uns; dennoch bekamen wir wenig zu hören, was unsere Herzen bewegte. Der sonst so geistgesalbte Mann hatte an demselben Tage schon so und so viel Beerdigungen, Taufen und Trauungen gehabt, und als wir an die Reihe kamen, war er schachmatt. Es wäre nicht nöthig gewesen, daß er das, seine Traurede einleitend, sagte. Wir hätten es auch so gemerkt. Das ist der Fluch der großen Gemeinden, wovon Gott unsere Kirche in Gnaden erlösen wolle. Bei dem großartigen „Essen" passirte auch nicht viel, außer daß man viel aß. Nur mein Vater, der Doctor Funcke, leistete sich eine drollige Rede. Zuerst sagte er, daß er uns jungen Leuten ein kostbares Geschenk machen wolle. Wir horchten auf, denn Geschenke machen war nicht seine starke Seite. Aber wir dachten, er wolle mit irgend welchen alten Kleinodien herausrücken. Nun, was war das Geschenk? Eine feierliche Ermahnung, nur in den äußersten Fällen zum Arzt zu schicken. Die menschliche Natur helfe sich in der Regel selbst, wenn man sie vernünftig behandle und die Medikamente, die Gott für Jedermann gratis gegeben habe, nämlich Sonnenschein, Luft und Wasser, ohne Sparsamkeit und mit Danksagung gebrauche. Auf diese Weise würden wir Doctor und Apotheker sparen und außerdem noch einen reichen Schatz an Heiterkeit und Humor gewinnen. Das alles erhärtete er mit drolligen Beispielen aus seiner Praxis. — Wenn mein Vater später Sanitätsrath geworden ist, so ist das vermuthlich wegen dieser Rede geschehen.

Meiner lieben jungen Frau wurde der Abschied aus dem Elternhaus doch schließlich sehr schwer. Ob sie ahnte, daß sie es nie wieder betreten würde? Aber das schönste von der Hochzeit war doch, als wir schließlich Arm in Arm und Herz an Herz ganz allein waren und nach Deutz fuhren. Hier logirten wir im Prinzen Carl. Das gewaltige Köln lag im vollen Lichterglanz uns gegenüber, als wir, gegen acht Uhr Abends, in unser Zimmer traten. Es war ein wunderbares

Gemisch von Angst und Glückseligkeit in unseren Herzen, aber die Glückseligkeit war doch das überwiegende Element. Am anderen Morgen lustwandelten wir noch ein wenig im „heiligen“ Köln und machten allerlei Einkäufe. Nach Tisch fuhren wir dann nach dem, den Lesern schon bekannten, Schladern. Hier erwartete uns ein bescheidenes Wägelein und ein müdes Pferd. Es hatte den ganzen Vormittag Holz gefahren und nahm sich Zeit. Doch waren wir zunächst bei trefflichem Humor. Als wir aber Waldbroel passirt hatten, als wir nun auf der einsamen Haide von finsterer Nacht umfangen wurden und nah und fern kein Lichtlein winkte, — als dann zum Ueberfluß noch Wind und Regen in unsere halboffene Equipage hereinstürmten, — da fing auf einmal mein junges Weib bitterlich zu weinen an. Auch mich überkam die Angst, ob sie in dieser Einsamkeit wohl glücklich werden könnte. Der Trost wurde sparsam bei mir. Da war keine Rettung als das Gebet. Und selten ist wohl in einem Einspänner inniger und flehentlicher gebetet worden. Und etwas von Erhörung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Noch waren wir nämlich eine gute Strecke von Holpe entfernt, da erhob sich aus der Finsternis ein Geschrei: „Hurrah! Die junge Frau Pastorin!“ Wir sahen zunächst Niemand. Es waren keine Engel, die so hurrahten; nein, es waren meine herzigen Confirmanden, Buben und Mädel, die in diesem Augenblick aber Engelsdienste thaten. Sie hatten sich trotz Regen und Sturm am Grenzstein getroffen und unserer bereits seit einer Stunde geduldig geharret. „Da gewannen wir eine Zuversicht“; wie von St. Paulus geschrieben steht (Apostelg. 28, 15), daß er, den es vor dem furchtbaren Rom graute, eine Zuversicht gewann, als ihm die christliche Gemeinde jenseits der Thore entgegenkam. So auch mir. Der ewig reiche Gott wolle es den Kindern an seinem großen Tage vergelten, daß sie mein junges Weib so mächtig getröstet haben. Sie mußte unter Thränen lachen,

und damit war der Bann gebrochen. Singend zogen die Kinder jetzt neben unserem Wagen her. Da war die Finsternis nicht mehr finster. So läuteten auch die Glocken, als wir in's Dorf kamen. Der Küster hatte mit seinem Takt das Vespergeläut so weit herausgerückt, daß es mit unserem Einzug zusammenfiel. Und als ich dann mein liebes Weib in das glänzend erleuchtete Haus führte, — als wir zum ersten Mal am eigenen Tisch unsere Hände mit einander falteten, — als dann nach Tisch Nachbarn und Nachbarinnen kamen, um die junge Frau Pastor herzig zu begrüßen, — als wir mit ihnen nicht nur ein Glas Wein tranken, sondern auch zum Klavier einen feinen Psalm sangen, — da wurde Alles hell, da war bei meiner Maria alle Angst in des Meeres Grund hinabgesunken. Sie ist auch erst wieder aufgestiegen, als die letzte Stunde schlug.

Jetzt, nun wir allein waren, erkannten wir erst, was wir an einander hatten. Ich merkte mit seligem Staunen von Tag zu Tage mehr, wieviel ein Mann von einem echten Weibe lernen kann, und wie er erst recht „complet" wird, wenn des Weibes Herz mit dem seinen zusammenfließt. Alle Tage entdeckte Einer am Anderen neue Vortrefflichkeiten, neue leibliche und geistige Eigenschaften. Ach, es waren auch oft neue Schwächen, Unarten und Thorheiten. Wir machten aber einen heiligen Bund mit einander, daß wir uns gegenseitig auf Alles, was vom Argen sei, aufmerksam machen und so Einer des Andern Seelsorger sein wollten.

Von Langeweile war absolut keine Rede. Der Haushalt mit Garten und Viehwirthschaft war schnell das Paradies der jungen Frau. Nachmittags aber begleitete sie mich oft auf meinen Wegen in die Gemeinde, und sie eroberte durch ihr holdes und bescheidenes Wesen bald alle Herzen so flink, wie nur ein liebliches Weib Herzen erobern kann. Die katholischen Leute beneideten die evangelischen darum, eine so holdselige Pastorin zu haben. Der Papst kann sich freuen,

daß er nicht alle die Verwünschungen seiner unfehlbaren Person wegen des erzwungenen Cölibates seiner Priester hat hören müssen. Freilich war meine Maria keine „Frau Pfarrer“ wie sie in gewissen Büchern steht. Von Emancipation keine Spur und keine Spur von Theologie. Der alte Beck hatte seiner Zeit uns Studenten warnend gesagt: „Nehmen Sie keine Prieschterin!“ Nun, das wäre auch jedenfalls der letzte Fehler gewesen, in den meine Maria gefallen wäre, eine Priesterin zu sein. Aber sie war voll Bescheidenheit und Freundlichkeit, erfüllt von einem sanften und stillen Geiste. Geistliche Erfahrung wäre gewiß mit der Zeit nachgekommen, wenn Gott für gut befunden hätte, ihr mehr Zeit für diese Welt zu bewilligen. — Vorläufig war sie aber mit heiliger Einfalt bemüht, sich in die Welt, die vor ihr lag, hineinzuleben. Die schwindsüchtige Nachbarin und der alte lahme Jürg, dem sie vorlas, wußten davon viel zu erzählen; aber auch die kleinen Schweinchen (eignes Wachsthum), die wir aufmästeten, erfuhren ihr warmes Interesse.

So fehlte es nie an interessanten Dingen, denn die kleinste Welt um uns her ist interessant, wenn der Mensch nur Augen und Herz an der rechten Stelle hat und nicht so klotzlangweilig ist, wie die meisten Kinder unseres Geschlechts.

Freilich, es kamen Wintermonate mit fast schauriger Einsamkeit. Aber auch dann, als der Schnee meterhoch unser Pfarrhaus umgab und wir abgeschnitten waren von der ganzen Welt, schlugen wir stolz dieser ganzen Welt ein Schnippchen, weil wir genug an einander hatten. Oder wenn nachher die Wege zu grundlos waren, als daß die junge Frau mich in die Gemeinde hätte begleiten können, — so schneiderte sie hoffnungsreichen Herzens an der Toilette des zukünftigen Bübleins, — denn daß es ein Bube sein müsse, stand, merkwürdiger Weise, uns Beiden fest. Mich aber kümmerte Sturm, Regen und Koth nichts, wenn ich, mit meinem Laternchen an der Brust, durch die Berge heimwärts

zog. Welche Wonne, wenn dann die Lichter des trauten Pfarrhauses mich durch die Nacht hindurch grüßten und wenn dann die herzige Frau mir entgegenflog und mich zu dem Tisch führte, wo „braune Kartoffeln“ (das Recept kann ich leider nicht zum Besten geben) und Pfannekuchen mir entgegen dufteten. Nachher gab's dann Musik; geistliche und weltliche Lieder erklangen ohne Ende; und wenn sie auch nicht kunstgerecht waren, so fanden wir sie doch wunderschön. Und das war die Hauptsache.

Und nun gar, als der Frühling mit Vogelsang und Blumenpracht in unsere ebenso abgelegenen als großartigen Berge seinen triumphirenden Einzug hielt! O, wie lag das Leben so licht und weit und reich vor uns! Wer hätte geahnt — doch nein, dies Kapitel soll sonnig bleiben. Darum — Schluß!

4. Ueber meine Predigten, Bibelstunden u. s. w.

Peter Rosegger erzählt in seinem „Weltleben“, daß er einmal sein eigner Zuhörer gewesen sei. Der Phonograph habe ihm nämlich einen kleinen Vortrag, den er demselben anvertraut hatte, bald darauf dankbarlichst wiedergegeben. — Und wie hat dem Dichter sein eigner Vortrag gefallen? Er ist entsetzt darüber gewesen und hat geschworen, daß er nun und nimmer so reden könne. Aber alle seine Freunde versicherten ihn, daß der Phonograph ganz exact gearbeitet habe. — So täuschen wir uns über unsere eigne Stimme. Und ach, auch wohl über wichtigere Dinge, und wissen wenig, wie wir's wirklich treiben. Dennoch will ich im Folgenden von meiner Amtsthätigkeit erzählen, so ehrlich wie ich's vermag. Und ich hoffe, daß ich nicht nur jungen Amtsbrüdern, sondern auch allerlei Leuten damit dienen kann.

Also zuerst vom Predigen. Daß ich jeden Sonntag-Morgen zu predigen hatte, versteht sich von selbst. Am Sonntag-

Nachmittag war immer Bibelstunde. Aber auch sonst gab's allerlei Gelegenheit zum Reden: z. B. Feste der Inneren und der Heiden-Mission, die hin und her im Lande gehalten wurden. Ich wurde dazu sehr oft berufen und konnte schwer „Nein" sagen.*) Dann hatte ich einen kränklichen Amtsbruder in der großen Gemeinde Roßbach an der Sieg. Dem mußte ich, auf und unter der Kanzel, oft helfen. Er schickte mir dazu aber allemal sein Pferd. Es blieb oft Monate lang in meinem Stalle. Ich war im Reiten Autodidakt. So wird es den Leser nicht wundern, daß ich in den wilden Bergen oft heruntergefallen, ja in große Gefahr gerathen bin. Mehr wie einmal, wenn das Rößlein mit den Vorderbeinen in eine Schneegrube gerieth, stand ich auf dem Kopf in dem tiefen Schnee. Doch hat die gute Hand Gottes größeres Unglück verhütet. Auch der herzensgute Braune that sein Bestes, mich vor Schaden zu bewahren.

Obgleich ich also viel reden mußte, so habe ich es doch damit immer sehr ernst genommen und mich so vorbereitet, als ob ich nicht vor Bauersleuten, sondern vor eitel Fürsten und Consistorialräthen zu predigen hätte. Es mag vermessen erscheinen, — aber in Betreff des Predigens hoffe ich einmal vor Gottes Gericht bestehen und sagen zu dürfen: „Ich habe gethan, was ich konnte." Ich hatte ein Grauen vor allem Schwätzen und Salbadern. Ach, davon hatte ich je und je genug gehört! So schrieb ich denn alle meine Predigten sorgfältig auf. Ich prüfte dann Satz für Satz auf seine Verständlichkeit hin und fragte mich, ob ich die Dinge nicht noch einfacher und klarer sagen könnte. Auf diese Weise habe ich oft eine Predigt drei-

*) Bei solchen Evangelistenfahrten erlebte ich allerlei herrliche Dinge. Da ich aber die besten derselben schon in meinen „Reisebildern" zum Besten gegeben habe, so soll hier davon geschwiegen sein. Ich erinnere nur an die Geschichte, die vielen verregneten Leuten wohlgethan hat: „Warum muß es heute so regnen?"

Der Verf.

bis viermal „umgegossen", bis sie ihre letzte Gestalt hatte. Jedenfalls habe ich so gelernt, populär zu reden. Mängel blieben genug und übergenug. Aber ich hatte doch die Freude, daß ich immer viele und andächtige Zuhörer hatte. Aus weiter Umgegend, oft stundenweit her, kamen gottsuchende Leute, die bei ihren Predigern nur „Häcksel und Stroh" empfingen. Das hat mich zuweilen eitel gemacht, und ich begriff nachher, warum Gott mir so viel besondere Trübsale auferlegen mußte.

Wenn ich sage, daß ich meine Predigten wörtlich *aufgeschrieben* habe, so muß ich doch hinzufügen, daß es mir, aus mehr als einem Grunde, nicht möglich war, sie wörtlich zu *halten*. Ueber dem Memoriren, ja auf der Kanzel noch, im Anblick der Gemeinde, kamen mir plötzlich allerlei oft sehr fruchtbare Gedanken, die ich unmöglich abweisen konnte; dafür mußte denn Anderes fallen. Mein Grundsatz war: Es darf auf keinen Fall den Leuten zu lang werden. Langeweilerei ist nirgends so frevelhaft wie in der Kirche. Die Hörer müssen eigentlich allemal traurig sein, daß es schon zu Ende ist.

Oft habe ich aber *ganz unvorbereitet* predigen müssen, wenn es sich etwa darum handelte, einen plötzlich erkrankten Amtsbruder zu vertreten, und bei anderen Gelegenheiten. Dann — also wenn ich mich beim besten Willen nicht vorbereiten *konnte* — half Gott allemal herrlich durch. Ja, die meisten Leute lobten diese extemporirten Predigten am meisten. Sie bedachten nicht, daß ich nur deßwegen so gut frei reden konnte, weil ich, der Regel nach, so sorgfältig arbeitete. Es lag aber doch in jenem Lob, das auch von den Lippen erleuchteter Christen kam, eine große Versuchung, mich mehr gehen zu lassen. Ich bin ihr aber, Gott Lob, nicht unterlegen. An einem Sonnabend-Nachmittag kamen einmal „Darbyistische Brüder" zu mir. Nachdem ich mich ein wenig mit ihnen unterhalten hatte, bat ich sie, mich zu verlassen, da ich noch mitten in meiner Predigtvorbereitung

ſei. Sie ſagten, ihre Prediger flehten nur um den Geiſt und redeten dann ohne weitere Vorbereitung. Ich antwortete, daß ich glücklich ſei, den Kohl, den ſie vorbrächten, nicht anhören zu müſſen. Da wurden ſie ſtille und gingen fort.

Man predigte in Holpe von Alters her über freie Texte. Ich habe mich auch immer gut dabei geſtanden und an Textqualen ſelten gelitten. Ich predigte aber in der Regel über zuſammenhängende Texte, ſei es über ganze Bücher, oder über das Leben der Heiligen Gottes, beſonders oft auch über altteſtamentliche Texte. Doch war Jeſus Chriſtus der Heiland und ſein Leben und Wirken in den Seinen immer das A und O, — das, worauf Alles zielte. Meine ganze Abſicht war, die Zuhörer zu Jeſu hinzuführen. Konfeſſionelle Beſonderheiten habe ich wohl nie auf die Kanzel gebracht und auch nur in den äußerſten Nothfällen gegen die Lehrmeinungen anderer Kirchengemeinſchaften polemiſirt. Ich ſuchte die Zäune, welche Chriſten und Chriſten von einander trennen, ſo niedrig zu machen, daß man ſich bequem darüber hinweg die Hand reichen konnte. So kamen auch viele heilsbegierige Katholiken in meine Kirche, ohne geärgert zu werden.

Was die Art und Form meiner Predigt, wie ſie damals war und gewiſſermaßen auch heute noch iſt, betrifft, ſo nahm ich mir auch für meine Predigtweiſe Jeſum zum Muſter. Vielleicht wäre es richtiger zu ſagen, daß ich durch die religiöſe Natur- und Welt-Betrachtung meiner Mutter (die manchen Leſern ja aus den „Fußſpuren“ bekannt iſt) auf meine beſondere Art geführt wurde. Jedenfalls wurden für mich alle möglichen kleinen und großen Vorgänge in der ſichtbaren Welt zu Gleichniſſen von ewigen oder doch von innerlichen Dingen und Geſetzen. Ein verſiegter Quell that dabei ſo gute Dienſte wie eine vom Blitz zerſchmetterte Eiche; die Ueberſchrift eines alten Scheunenthores redete ebenſo mächtig wie ein Vogel, dem ein Flügel gelähmt war. Alles, was kreucht und fleugt, ſchwimmt und läuft, wurde mein Lehrmeiſter. — Ich kann

durchaus nicht sagen, daß meine Leute diese Art zu predigen von vorne herein freudig begrüßten. Im Gegentheil, es wurden kräftige Stimmen laut, die sagten: Von Thieren und von Wolken, von Blumen und Sternen, Wasserfällen und dergleichen braucht unser Pastor nicht zu predigen; er soll sich an Gottes Wort halten. Aber es währte nicht lange, da wurden sie anderer Meinung. Die Gleichnisse und Geschichten machten ihnen den Kern der Sache nicht nur deutlich sondern auch unvergeßlich. Ja, durch meine Predigten und Bibelstunden wurde den Leuten ihr sonst so einfaches Leben interessanter und reicher, indem sie jetzt überall himmlische Fußspuren entdeckten.

Ich will an zwei Beispielen erhärten, was ich meine. An dem ersten Gründonnerstag, den ich in Holpe erlebte, konnte ich mit meiner Charfreitagspredigt gar nicht zu Stande kommen. Mit wirrem Kopf und trostlosem Herzen ging ich in einem Waldthal spazieren und bat Gott um Hülfe. Da windet sich grade vor meinen Füßen eine große Natter über den Weg. Instinktiv springe ich zu und zertrete ihr den Kopf. Da lag nun die todte Schlange vor mir. Daß mir sofort „das erste Evangelium", welches 1. Mose 3, 15 geschrieben steht, in den Sinn kam, ist kein Wunder. Ich hing nun das todte Thier mit dem Schwanz an einen Baumzweig, der grade über den Weg reichte, und befestigte einen Zettel daran; darauf stand geschrieben: „Der Kopf ist ihr zertreten." — Am anderen Morgen passirte ein großer Theil der Kirchgänger die Schlange, die ihnen fast in's Gesicht hing. Sie entsetzten sich und erzählten es in großer Aufregung den anderen Gemeindegliedern, die sich vor der Kirche versammelten. So waren alle Gedanken bereits auf 1. Mose 3, 15 gerichtet, und die Herzen waren bereitet. Daß ich aber auch dieses Wort zum Text nahm, nachdem ich erst von meiner Noth erzählt hatte und wie die Schlange dahin gekommen war, versteht sich von selbst. Diese Predigt aber schlug einmal wirklich ein.

Etwa drei Jahre später litt ich längere Zeit an großer Entmuthigung in Betreff meiner Gemeinde. In dieser Zeit verdorrte mir ein Rosenstöcklein, das meine ganze Liebe war. Es stand an einem Fenster meiner Studirstube, und ich hatte es treu gepflegt. Voll Mißmuth warf ich es weg und zwar, mit Respekt zu sagen, auf den Düngerhaufen. Nach einigen Wochen gehe ich dann „zufällig" vorüber. Und was sehe ich? Mein scheinbar verdorrtes Rosenstöcklein hat neue, goldgrüne Blättlein getrieben. Staunend und beglückt nehme ich es mit und pflege das junge neue Leben mit doppelter Liebe, und bald trug es die lieblichsten Blüthen. „Das Rosenstöcklein ist deine Gemeinde. Sie ist nicht todt; obgleich viel scheinfrommes Geschwätz unter den Leuten ist. Dennoch ist da auch viel verborgenes Leben. Pflege sein und du wirst sein genießen!" — so sagte mir die Stimme des Geistes. Am folgenden Sonntag nahm ich das Rosenstöcklein mit auf die Kanzel. Ich erzählte den staunenden Zuhörern die Geschichte, welche die Leser soeben gehört, und bekannte meine böse Verzagtheit. Die Bewegung der Gemeinde war sehr groß und nicht nur eine vorübergehende. Starke, rauhe Männer weinten, und es waren Thränen, wovon Psalm 126, V. 5 und 6 geschrieben ist.

Besonders bei Taufen und Trauungen, die fast alle in den Häusern gehalten wurden, suchte ich etwas zu sagen, was die Leute nicht vergessen konnten. Am schwersten wurden mir die Leichenreden. Bei jeder Leiche mußte ich dreimal reden: 1. vor dem Sterbehause, wo der Sarg aufgebahrt war, weil in den Häusern für die vielen Menschen kein Raum war; 2. in der Kirche; 3. am Grabe. — Nun hatte mir mein Superintendent gesagt: „Leichenreden müssen Lobreden sein; das erwarten die Leute." Dies Letztere war ja leider nur zu richtig; mir aber war es zum Ekel und ist's auch noch. Aber ich unterlag dennoch zuweilen der „öffentlichen Meinung". So wollte ich einmal grade einem Bauer, der

ein sehr zweifelhaftes Leben geführt hatte, ein Ehrenkränzlein winden. Da kam mir ein — Schwein zu Hülfe. Es hatte sich irgendwie losgemacht und stürzte sich nun — wahrscheinlich durch den Leichengeruch angezogen — wie besessen durch die Andächtigen hindurch auf den Sarg zu, der vor dem Hause aufgestellt war. Natürlich gab es einen großen Aufruhr. Die Bestie quiekte und schrie fürchterlich, als man sie jetzt gewaltsam entfernte. Ich aber war derweil ganz nüchtern geworden und erklärte, der liebe Gott habe offenbar die unvernünftige Kreatur gesandt, daß ich nicht über die Tugenden eines Sünders, sondern über die Gnade des Sünderheilandes reden solle. Die Lehre, die mir das Schwein (?) gegeben, hat auch ferner gute Dienste gethan. Vielleicht hilft sie auch Etlichen, die dieses lesen, — trotz des unästhetischen Beigeschmacks.

Es erübrigt mir noch ein Wort über die Bibelstunden zu sagen. Sie wurden an jedem Sonntag-Nachmittag gehalten. Im Sommer fand aber erst in der Kirche öffentliche Katechisation für die Jugend statt, wobei ich aber auch die Alten fragte, wenn den Jungen der Geist ausging. Das wirkte anregend für beide Theile. Eine Stunde später wanderte ich dann in irgend einen Hof der Gemeinde. Falls das Wetter es erlaubte, fand die Bibelstunde unter Eichen und Buchen statt. Die Vöglein in den Zweigen bildeten das Orchester für unseren Gesang. Im Winter waren die Bibelstunden hin und her in den Häusern und zwar nicht nur Sonntags, sondern auch an Wochentagen. An Besuch fehlte es nie. Die engen Stuben waren meist vollgepfropft von Menschen. Die Luft war, da die Leute meist vorher geraucht hatten (und zwar einen unbeschreiblichen Tabak) ganz entsetzlich. Als ich das erste Mal in solch ein Zimmer kam, das so niedrig war, daß ich mich beim Stehen duken mußte, (zum Glück hatte ich früh gelernt mich zu bücken), meinte

ich zu ersticken. Aber der Mensch kann viel aushalten, zumal wenn er schwach und zart ist. Meine „biblische Ansprache" war bei solchen Gelegenheiten kurz, dann aber kam die allgemeine Besprechung. Ich mußte oft darüber staunen, welch eine kolossale Bibelkenntnis unter diesen Leuten verbreitet war. Und noch mehr darüber, wie ein Leben in der Bibel eine großartige Bildung und einen merkwürdig feinen Takt schafft. Was für originelle Gedanken kamen da zu Tage! Als mich später, nachdem ich schon in Bremen gewählt war, der geistvolle Bremer Arzt Dr. Wilhelm Kulenkampff besuchte, sagte er nach einer solchen Bibelstunde: „Du verlässest eine Gemeinde von lauter Philosophen."*)

Nun, unter diesen „Philosophen" gab es nicht wenige tiefernste, gegründete und geweihte Gotteskinder, wahre Patriarchen. Aber es gab auch Schwätzer und Enthusiasten, ja, Leute, die sehr in Gefahr waren, daß sie die „Gnade zu einem Deckmantel der Bosheit" machten. Denen mußte man oft stark auf die Finger klopfen. So ermahnte mich in einer der besagten Bibelbesprechungen ein Bäcker (der ein großer Philosoph aber ein miserabler Bäcker war): „Herr Pastor! Herr Pastor! Sie müssen der Gnade mehr Raum lassen!" Ich antwortete: „Sie müssen mehr Milch zu ihren Brötchen

*) Ich weiß sehr gut, daß die Landleute längst nicht überall so intelligent und vollends nicht so religiös veranlagt sind, wie meine Bauern in Holpe es waren. Aber wehe dem Landpastor, der da meint, Bauern seien plumpe Leute, und Einer sei dem Andern auf's Haar ähnlich. Wehe dem, der sich durch die ungeschickte Art der Leute zu der Meinung verführen läßt, es stecke überall nichts darin. Meines Erachtens ist bei den Bauern, die so einsam leben — wenn man sie nur aus sich selbst herauszuholen versteht — mehr Originalität zu finden, als unter den Städtern, die von allen Seiten abgehobelt und polirt werden. Wer nichts sucht, der wird freilich auch nichts finden und in seinem Hochmuth ersticken.

Der Verf.

nehmen und nicht so viel hohlen Raum darin lassen. Wenn Sie auf diesem Gebiete erst Wandel geschafft haben, so wollen wir weiter von der Gnade reden.“ Das nahm er mir sehr übel. — Einem Anderen mußte ich vorhalten, daß er ein Ehebrecher sei. Er leugnete es nicht, aber er erwiederte mir mit einem überlegenen Lächeln: „Wo die Sünde mächtig ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger. Wem viel vergeben ist, der liebt viel.“ Ich wurde zornig und sagte, diese Sünde, da er Gottes Gnade mißbrauche, sei noch schlimmer als sein Ehebruch. — Der Mann sank dann immer tiefer und nahm sich endlich das Leben. Ich fürchte, daß ich diesem verirrten Schafe gegenüber ein schlechter Hirte gewesen bin.

So war da auch ein älterer Mann, der war Todtengräber und Nachtwächter zugleich. In letzterer Eigenschaft mußte er jede Nacht, wenn eine Stunde herum war, blasen. Er zog aber sehr oft vor zu schlafen. Ich, der ich schlafen durfte aber leider oft nicht konnte, machte ihm wegen seiner Versäumnis ernstliche Vorstellungen. Und was antwortete mir der edle Nachtwächter? Man höre!: „Herr Pastor, es steht geschrieben: Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.“ Es wollte ihm aber gar nicht einleuchten, als ich ihm sagte, daß er ja doch nur für das Wachen und Blasen bezahlt würde und ohne Blasen nichts zu fordern habe. — Ich habe den Mann nicht bessern können, und sein bischen Gehalt mochte ich ihm auch nicht nehmen.

Man würde mich aber sehr mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß derartige Carikaturen die bestimmenden Geister in der Gemeinde gewesen wären. Nein, der Kern der Leute war geistlich gesund. Das gilt auch von allerlei männlichen und weiblichen Personen, die mehr oder weniger zur Sektirerei neigten. Es gab nicht nur Tersteegianer und Stillingschristen, nein, auch der Schuster-Philosoph Jakob Böhm hatte einige Verehrer. Diese alle standen der Kirche ziemlich kühl gegen-

über. Schroff ablehnend aber stellten sich einige Baptisten und Darbyisten. Wer nun meine Jugendgeschichte kennt, der weiß, daß ich mit einem weiten Herzen in die Welt gekommen bin und daß diese Weitherzigkeit von meiner Mutter und anderen lieben Menschen noch ganz besonders kultivirt worden war. Er weiß ferner, daß ich von früh auf gelernt hatte, Geistiges und Geistvolles auch in simpeln, ja unschönen Formen zu entdecken. So wird er sich nicht wundern, daß ich die Versammlungen der Leute besuchte, welche die Kirche mieden. Ich setzte mich ganz schlicht wie ein Bruder zu ihnen auf die Bank. Es währte nicht lange, so machten sie mich zum Leiter ihrer Versammlungen. Von da bis zu ihrer Wiedervereinigung mit der Kirche war nur ein kleiner Schritt. Leider hat diese Besserung später nicht Stand gehalten. Unter den Pastoren, die mir in Holpe schnell und oft wechselnd folgten, waren auch solche, die auf die Beffchen ein sehr starkes Gewicht legten. O, diese unglückseligen Beffchen!

Ueber den Religionsunterricht will ich nur wenig sagen. Ich war je und je ein großer Kinderfreund, und die Jugend hat mich auch überall, wo ich war, lieb gehabt. Ich habe aber wenig pädagogisches Geschick. Dagegen vermag ich unmittelbar auf die Herzen der Jugend, wenn sie einigermaßen empfänglich ist, zu wirken. Meine besondere Art zu reden, mein Humor, mein fast unerschöpflicher Vorrath von Geschichten und Gleichnissen haben mich dabei mächtig unterstützt. An der so wichtigen Lehrhaftigkeit hat's jedoch immer gefehlt; bei den Empfänglichen nur wirkte meine ganze Art charakterbildend.

Bei den Kindern in Holpe hatte ich's sehr leicht. Ihnen waren die Unterrichtsstunden eitel Wonne. Sie waren voll Ehrfurcht gegen mich; aber diese Ehrfurcht hinderte nicht, daß sie voll Liebe und Begeisterung waren. Die Jungen fingen mir meinen Lieblingsfisch, die edle Forelle. Die war in

den vielen Berggewässern massenhaft vorhanden. *) Die Mädel suchten auf den Fluren Blumen und Beeren, um meinen Tisch zu schmücken. Daß ich ihnen auch bei jeder möglichen Gelegenheit eine Freude machte, versteht sich von selbst. So war uns beiderseits geholfen. Denn nichts bindet so zusammen, als wenn man etwas Rechtes für einander thut.

5. Seelsorgerische Arbeit.

Daß die private Seelsorge zwar die unscheinbarste aber trotzdem die wichtigste Thätigkeit eines rechten Pastoren sei, hatte mich mein Großvater mit Wort und That gelehrt. Ich meine entdeckt zu haben, daß auf diesen Punkt durchschnittlich in der reformirten Kirche mehr Gewicht gelegt wird, wie in der lutherischen. — Wer aber meine Jugenderinnerungen gelesen hat, der weiß auch, daß meine Mutter mich, ohne es selbst zu ahnen, in dieser großen Sache mächtig vorgebildet hatte. Nicht nur, daß ich mich schon als Knabe in dem Wartezimmer meines Vaters immer mit allerlei herzbetrübten und leiblich leidenden Menschen unterhalten durfte, — nein, dadurch, daß sie uns mit Suppentöpfen und Bibelsprüchen bewaffnet an die Stätten menschlichen Elends schickte, gab sie

*) Auch sonst lebte man im Pfarrhause „herrlich und in Freuden". Das Geld war freilich nur knapp, und diese Knappheit brachte in gewissen Zeiten nicht kleine Bedrängnisse. Aber was das Landleben bot, war so viel reichlicher; Gartenfrüchte jeder Art, Butter, Milch, Eier, Käse (und das alles von bester Qualität) lieferte die eigene Wirthschaft. Hasen, Rebhühner und anderes Wildpret wurde uns fast kostenlos in's Haus gebracht, da die Bauern allermeist so wenig Geschmack daran fanden, wie an den Forellen. Daß es aber bei uns nicht heißen dürfe, wie weiland auf der Hochzeit zu Kana: „Sie haben nicht Wein", — dafür sorgten meine Eltern und andere edle Freunde.

Der Verf.

uns frühe Gelegenheit, die Macht des göttlichen Wortes auf das Menschenherz kennen zu lernen.

Dennoch bin ich nie meiner Ohnmacht so inne geworden, als dann, wenn ich Auge in Auge mit schwer leidenden oder sittlich verwirrten Menschen über das Eine, was noth thut, reden mußte. In den ersten Jahren wollte mir oft der Angstschweiß ausbrechen, wenn ich mich an einem Krankenbett niederließ. Ich merkte bald, daß man sich auf solche Besuche nicht vorbereiten kann in der gewöhnlichen Weise, und daß, wenn man sich vorbeitet hat, das fast nie paßt, was man zu sagen sich vorgenommen hat. Eine Frage, ein Einwurf des Kranken reißt Einem das ganze Concept entzwei. Will man hier in's Schwarze treffen, so muß man erst wissen, wo es (ich meine das Schwarze) sitzt, und zu dem Zweck muß man den Kranken aus sich herausholen und zu Worte kommen lassen. Wem das Geschick oder die Geduld dazu fehlt, wer, mit der Uhr in der Hand, nur einige „fromme" Worte an den armen Menschen hinanredet, der soll nur lieber wegbleiben. Die Menschenseele ist eine Majestät, wenn auch eine gefallene, und sie will auch darnach behandelt sein. Sie ist ein geheimnisvolles Wesen und will studirt sein, besonders die Seele des Kranken. Wohl dem, der selbst viel krank gewesen ist und also aus eigener Erfahrung alle die seelischen Anfechtungen kennt, die aus den leiblichen Leiden herauswachsen! Mir wurde jetzt klar, warum ich so viel hatte krank sein müssen. Tief beschämt betete ich jetzt an über dem, worüber ich so oft gemurrt hatte. Ich merkte auch bald, daß ich die besten Gedanken für die Predigt in den Unterhaltungen mit Kranken gewann, falls ich mich vorher im Gebet mit Demuth, Geduld und Barmherzigkeit gerüstet hatte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch beichten, daß ich sehr oft den Herrn Aerzten in's Handwerk gepfuscht habe. Doch nein, das ist nicht ganz richtig ausgedrückt, da die meisten Leute in meiner Gemeinde so arm waren, daß sie zu dem fernen

Doctor erſt ſchickten, wenn alle Hoffnung vorbei war. Sein Kommen bedeutete ſoviel, wie die letzte Oelung bei den Katholiken. Man wollte den armen ſterbenden Menſchen zeigen, daß alles Menſchenmögliche für ſie geſchehe. Darum berief man den Arzt, der dann achſelzuckend noch etwas zur Beruhigung oder Linderung verſchrieb. Ich aber wurde konſultirt, ſo lange noch etwas zu helfen war. Und ich durfte auch zuweilen wirklich helfen. Nicht umſonſt war ich der Sohn eines tüchtigen Arztes. Ich hatte Augen und Ohren immer gebraucht und auch von Natur einen Blick, um zu erkennen, wo die Leute der Schuh drückte. Aber — jetzt kommt die Beichte — ich hatte auch eine homöopathiſche Apotheke, die mir von einer lieben, für die Homöopathie begeiſterten Freundin geſchenkt war. Ein Lehrbuch über den Gebrauch war natürlich auch dabei. — Nun hatte ich freilich in meinem Elternhauſe wenig Gutes und viel Schlechtes über die Homöopathie gehört. Das wirkte bei mir nach, denn das Vorurtheil iſt eine furchtbare Macht. So habe ich denn auch an meinem Leibe nie die Heilkraft der geheimnisvollen Duodez-Tröpflein und Pülverchen erfahren dürfen.

Aber ganz anders war es bei meinen Gemeindegliedern. Sie glaubten an die Heilkraft der homöopathiſchen Mittel weil ſie ſo geheimnisvoll waren, weil der Paſtor ſie gab, und weil ſie ſo wenig koſteten wie das Heilmittel, das Eliſa dem Naëman verſchrieb. Kurzum, ich machte oft faſt unheimliche Kuren. Auch Katholiken und Juden verſchmähten nicht meine Kunſt, an die ich ſelbſt doch nicht recht glauben konnte. Vielleicht haben aber die vernünftigen diätetiſchen Verordnungen und ſonſtigen Lebensregeln, die ich als Bedingung aller Wirkung den homöopathiſchen Mitteln beifügte, das Meiſte und Beſte gethan. Es iſt das leider nicht mehr feſtzuſtellen.

Gradezu verblüffend war aber folgende Kur, von der ich nicht weiß, ob die Leſer ſie für oder gegen die Homöopathie

verwerthen werden. Eines Sonntags, als ich grade im Begriff war, in die Kirche zu gehen, kam ein katholischer Grobschmied angerannt und flehte mich unter den Zeichen der höchsten Verzweiflung und um aller Heiligen willen an, ihm ein homöopathisches Mittel zu geben; ein kranker Zahn schaffe ihm wahre Höllenpein, und er könne und wolle es so nicht länger aushalten. Ich mußte ihn dennoch bitten, sich bis nach dem Gottesdienst zu gedulden; alsdann wolle ich den Fall studiren; jetzt müsse ich eilend zur Kirche, die Glocken hätten schon ausgeläutet. Aber der Mann klammerte sich wie rasend an mich und brachte mich so weit, daß ich ihm meine kleine Apotheke sammt dem Weisheitsbuch überließ, damit er sich selbst behandele. Am Abend kam er wieder mit allerlei ländlichen Geschenken und, was das Beste war, freudestrahlend, wie neugeboren. Er beichtete mir, daß seine Schmerzen ihm nicht erlaubt hätten, das Kapitel über Zahnweh zu studiren, er habe nur gleich eins von den kleinen Fläschchen ausgetrunken (sage und schreibe: das ganze Fläschchen!) und, als das noch nicht geholfen hätte, noch eins. Darauf sei das Wunder geschehen: „Mit einem Ruck und Knuck waren die Zahnschmerzen weg.“ Und sie blieben auch weg. — Das soll nun Einer begreifen! Offenbar hat hier die Homöopathie mehr bewiesen, als sie beweisen will. Mir aber graute von nun an vor meiner eigenen Kunst. Aber sie unterstützte jedenfalls meine Autorität in der Gemeinde.

Vielleicht sagen aber manche Leser: „Du legst so viel Gewicht auf Krankenbesuche, du würdest uns erfreuen, wenn du uns erzähltest, was sie genützt haben.“ — Nun, sie haben genützt; was sich nicht nur in dem seligen Sterben Etlicher und in dem neuen Leben Solcher, die gesund wurden, erwies. Aber ich liebe es aus vielen Gründen nicht, Bekehrungsgeschichten zu erzählen. Nur eine will ich mittheilen, weil sie nicht auf mein, sondern auf meiner Mutter Conto kam, wie die Leser gleich sehen werden.

In einem einsamen Thal wohnte unter Andern eine steinalte Frau. Trotz ihrer 90 Jahre wußte sie aber noch sehr gut, was sie wollte. Und sie wollte z. B. auf keinen Fall mit den „nimodischen Pastörs“ etwas zu thun haben. Darin hatte sie auch von ihrem Standpunkt aus ganz recht, denn sie war eine Rationalistin vom reinsten Wasser. Als ich sie zum ersten Male besuchte und ansprach, drehte sie sich im Bett — sie lag nämlich immer zu Bett — auf die Seite nach der Wand hin und antwortete kein Wort. So nahm ich mir denn vor, dem Rathe ihres Schwiegersohnes zu folgen. Der hatte nämlich gesagt: „Ehrwürdiger Herr Pastor, lassen Sie die alte Hexe auf sich beruhen!“ — Trotzdem, als ich einige Monate später, zur Zeit der Heuernte, in ihre Nähe kam, trieb es mich innerlich heftig, die Alte zu besuchen. Und so ging ich denn. Ich fand sie aufrecht im Bette sitzen. Sie war kirschbraun vor Zorn. Und heute redete sie auch zu mir, aber nur, um alle Wellen ihres Grimmes über ihre Familienglieder auszugießen, die in's Heu gegangen wären, ohne ihr vorher Kaffee zu machen. Ich dachte an meine Mutter und sagte: „Liebste, beste Großmutter, da ist leicht zu helfen: Ich will Ihnen Kaffee machen.“ Ein fast verächtlicher, höhnischer Blick war die Antwort: „Du und Kaffeemachen!“ Aber als Sohn meiner Mutter brachte ich das Kunstwerk doch fertig, obgleich es in dem unordentlichen Haushalt nicht ganz leicht war, die nöthigen Materialien zusammenzufinden. Aber endlich präsentirte ich der Alten einen Kaffee, der jedenfalls besser war, als sie ihn gewöhnlich bekam, und dem auch Zucker und Sahne nicht fehlten. Die Alte hatte mit athemloser Spannung meinem Thun zugesehen, — wie ich das Herdfeuer entzündete, wie ich den Kessel mit Wasser füllte und über's Feuer brachte, wie ich Kaffeebohnen suchte, mahlte u. s. w., Milch suchte und abrahmte, bis endlich Alles zum Hochgenuß bereit war. Wie ich aber nun vor die Alte trat und sagte: „So, Großmütterchen, nun trinken Sie,“ — da fing sie bitterlich zu weinen an.

Sie vergrub ihren grauen Kopf in den welken Händen und schluchzte immer wieder: „O, wie bin ich schlecht, wie bin ich schlecht!“ Ich verstand erst gar nicht, was mein Kaffee mit ihrer ganz neuen Selbsterkenntnis zu thun hatte. Allmählich begriff ich ein wenig davon. Sie küßte mir nämlich die Hände mit einer wahren Leidenschaft und sagte: „Jetzt sehe ich, daß Sie ein Mann Gottes sind! Und Sie haben doch Recht, wenn Sie immer predigen, daß wir Menschen verloren sind, wenn wir keinen Heiland haben.“ In Summa: Der Kaffee hatte ihr Herz gewonnen für den „nimodischen Prediger“; er hatte ihr volles Vertrauen zu seiner Predigt geschafft, gegen die sie sich wahrscheinlich schon lange innerlich gewehrt hatte. (Sie hatte nämlich eine gläubige Tochter, die ihr immer von der Predigt erzählte.) Genug, jetzt war das Eis gebrochen, und diese alte Seele sog mit heiliger Begierde den süßen Trost des Evangeliums in ihr Herz. Da fehlten dann auch nicht die schönen Tugenden Jesu Christi; und als sie etwa ein Jahr nachher starb, betrauerten die ihr Abscheiden, denen sie früher ein Schrecken gewesen war. Diese Bekehrung war echt, obgleich der Kaffee die Hauptrolle dabei zu spielen schien. Leider habe ich sonst nie erlebt, daß ein so alter Mensch sich noch bekehrte. Ich muß aber nochmals bemerken, daß ich nie darauf gekommen wäre, der Alten Kaffee zu machen, wenn mich meine Mutter nicht frühe schon in die dienende Liebe hinein gezogen hätte. — Diese einfältige Geschichte kann aber zum Beweise dienen, daß in dieser und jener Welt die dienende Liebe die Palme empfängt, vor allen schönen Reden. Selig die Diakonen! Selig die Diakonissen! (Johannes 13, V. 17.)

Die Leser würden übrigens sehr irren, wenn sie meinen sollten, ich hätte nur die Kranken oder sonstwie besonders Leidenden seelsorgerlich besucht. Nein, vom ersten Tage an,

und womöglich an jedem Tage, machte ich meine Hausbesuche. Kein Hüttlein wurde übergangen. Und in jeder Wohnung wurde jeder Insasse, gleichviel ob klein oder groß, herbeigeholt. So kannte ich bald jedes Kind in der Gemeinde, ja fast jeden Hund und jede Katze. Und je mehr man von den Verhältnissen der Gemeindeglieder Bescheid weiß, desto mehr Anknüpfungen hat man für's Gespräch. Die Kunst ist nun, in unmerklicher und ungekünstelter Weise aus dem Weltlichen in's Geistliche hinüberzukommen. Nach meiner ganzen Anlage, und vielleicht noch mehr nach meiner Erziehung, wurde mir das nicht schwer. Vor allen Dingen aber wurde es mir durch das lebhafte religiöse Interesse der Leute, denen die Bibel ihre Welt war, erleichtert. Es ist auch sehr die Frage, wer bei solchen Hausbesuchen mehr profitirte, der Pastor oder die Gemeindeglieder. Es gab deren manche, die viel mehr die Gebenden waren, wie sie selber ahnten.

Ich will vorläufig nur ein Beispiel erzählen, um klar zu stellen, was ich meine. Vorausschicken muß ich, daß am Anfang meiner begeisterten Amtswirksamkeit eine Art Erweckung über die Gemeinde kam. Sie äußerte sich besonders darin, daß viele Personen, männliche und weibliche, junge und alte, zu mir kamen, und zwar oft wie Nikodemus mitten in der Nacht. Sie bekannten allerlei geheime Sünden, ja schwere Verbrechen wie Meineid und dergleichen, und flehten mich an, daß ich mit ihnen um Vergebung und Herzenserneuerung bitten möge. Das ging so etwa ein Jahr lang. Dann kam Alles in die alten Gleise, obgleich der Kirchenbesuch immer gut blieb. Ich war über diesen vermeintlichen Rückgang sehr betrübt und hatte bei meiner leidenschaftlichen und ungeduldigen Art schon Sehnsucht von Holpe fortzukommen. So äußerte ich einmal meinen Kummer gegenüber einem lieben Bauer. Wir schritten gerade durch seinen Baumhof, der auf einem steilen, weit sichtbaren Hügel lag. Der Mann schwieg, nachdem ich mich

ausgeklagt hatte, lange still; dann sagte er, indem er väterlich die Hand auf meine Schulter legte: „Dieser Baumhof war vor einem Monat wie ein großer, strahlender Blumenstrauß, und man konnte auf eine halbe Stunde weit die schneeweißen, blühenden Bäume sehen. Nun ist die Schönheit vergangen, und man sieht nichts mehr. Die Blüthe ist abgefallen, aber die Frucht hat angesetzt, und die Ernte wird nicht auf sich warten lassen. — So ist's auch mit der Gemeinde. Das, was vor Jahr und Tag geschah, war Blüthezeit. Da war viel Rumor und Glanz. Jetzt ist's still geworden. Die Frucht setzt an. Nun heißt es beten, daß der Wurm sie nicht sticht und daß Sturm und Hagel sie nicht herunterreißen." — So tröstete mich der liebevolle Pilger Gottes, und vielleicht ist seine Rede auch noch für andere Leute ein Trost.

Ohne ein Gedankenleser zu sein, weiß ich aber, daß die mildherzigen Leserinnen fragen: „Wo blieb die junge Frau Pastorin denn, wenn du so viel unterwegs warst?" Die Antwort ist sehr einfach: Sie ging in der Regel mit. Bei Regenwetter hatte das freilich seine Schwierigkeiten, denn dann waren die Wege grundlos, und manches Bächlein trat über seine Ufer und riß gar die schmalen Stege fort. Einmal trug ich sie auf meinem Rücken durch solch ein leidenschaftliches Wässerlein, stolperte auf einem glatten Stein, und wir Beide nahmen ein kaltes Bad. Das schadete uns aber nichts, wie man sich denn bei einigem Humor an Vieles gewöhnt, selbst wenn man so verzogen und verzärtelt ist, wie meine Maria war. Diese war, wie ich schon früher andeutete, überall herzlich willkommen, denn sie war nie „gesalbt" und noch weniger „gnädig", sondern von Herzen demüthig und freundlich. Zwar entging es ihr nicht, daß sie als Frau Pastorin eine hochehrwürdige Respektsperson war und eine so

bedeutende Rolle spielte, wie noch nie in ihrem Leben. Das belustigte sie wohl, aber es machte sie nicht taumelig. Nach ihrer Meinung war sie auch überall nur die Lernende und Nehmende. Sie sammelte Kenntnisse jeder Art, — Menschenkenntnis vor allen Dingen, aber auch Kühekenntnis, Schweinekenntnis, Hühnerkenntnis, Gemüsekenntnis u. s. w. Das war auch sehr heilsam, denn als richtiges Stadtkind wußte sie vorher nicht mehr davon wie ein neugeborenes Kind. Sehr wichtig war für mich speciell ihre Anwesenheit auch, wenn wir bei allerlei fröhlichen oder traurigen Gelegenheiten von den Gemeindegliedern zu Tisch eingeladen wurden. Es war ja sehr lieb von den Leuten, daß sie uns so gern haben wollten, aber mir, der ich an einem schwachen Magen litt, schauderte doch oft davor. Die betreffenden Hausfrauen thaten natürlich alles Erdenkliche und Unerdenkliche, um uns zu traktiren. Aber bekanntlich sind die Geschmäcke sehr verschieden, und mein Geschmack opponirte heftig gegen Alles, was fett und sauer war. Auch konnte ich immer nur eine sehr kleine Quantität vertilgen; meine Bauern aber waren sehr für die Quantität und forderten auch von dem Pastor, daß er in Betreff der Quantität etwas Ordentliches leiste. Es war die Ehre jeder Hausfrau, daß der Herr Pastor bei ihr, grade bei ihr, tüchtig gegessen hatte. Ach, das gab oft schmerzliche Collisionen! Es wurde mir schon grün und gelb vor den Augen, wenn ich die Fleischsuppe vor mir sah, wie sie nicht mit Fettaugen sondern mit einer Fettschicht von 1/10 Zoll Dicke bedeckt war. Und dann all der Safran, der, gleich den Trümmern eines gescheiterten Schiffes, darin herumschwamm! Es war zum Verzweifeln! Und wenn die Frau Wirthin mir dann ein Stück Fleisch auf den Teller schob, so riesig, daß ein Tiger davor stutzig geworden wäre, so brach mir oft der Angstschweiß aus. Aber mit der Zeit gelang es meiner jungen Frau — die, ehe sie Frau Pastorin wurde, zum Glück

das Kochen noch ſchnell gelernt hatte — Manches zu vermitteln. Sie plauderte ſich mit der Wirthin in die Küche hinein und plauderte am Herdfeuer weiter mit ihr, während das Eſſen ſeine letzte Weihe empfing. Bei der Gelegenheit ließ ſie dann allerlei Winke einfließen über den Gebrauch von Safran, Salz, Pfeffer, Senf, Fett, Zucker u. ſ. w., und ſo kamen oft ganz erträgliche Schöpfungen zu Stande. Wie klug ſind doch die Frauen trotz des geringeren Gewichts ihrer Gehirnmaſſe! —

König Robert.

Von Max Vorberg.

Herr Robert lag im finſtern Thurm,
In Banden und in Eiſen.
Es brauſt das Meer, es heult der Sturm
Wohl ſchauerliche Weiſen.
Der König ſeufzt, die Kette klirrt.
Am engen Gitterfenſter ſchwirrt
Die Möve bang vorüber,
Herüber und hinüber.

„Ja, heule, Wind, und brauſe, Meer,
Wohl kenn' ich eure Stimme!
Ihr tobt um meinen Kerker her,
Der bebt vor eurem Grimme.
Befreien wollt ihr euren Herrn,
Ihr ſprengtet dieſe Mauern gern.
Von allen meinen Lieben
Seid ihr mir treu geblieben."

„Du Sturm, der Schottlands Klippenrand
Umtoſt mit dunkeln Schwingen,
Ihr Wogen, die den Felſenſtrand
Beſtürmt mit wildem Ringen,
Ihr ſahet mich in meiner Kraft,
Wenn ich in ſtolzer Ritterſchaft
Durch Haiden und durch Meere
Hinführte meine Heere."

„Doch in des Glückes Uebermuth
Hab' ich mich ſtolz vermeſſen.
Weil ich getrotzt auf Fleiſch und Blut,
Hat mein der Herr vergeſſen.

Er hat zerſchmettert meine Macht
Und mich zum Spott des Feinds gemacht.
Dem huld'gen die Vaſallen
In meiner Väter Hallen."

„Ich habe ſiebenmal im Feld
Um Kron und Reich gerungen,
Und ſiebenmal ſah mich die Welt
Geſchlagen und bezwungen.
Nun ernt' ich meiner Hoffahrt Lohn.
Fahr' hin, fahr' hin, Gewalt und Thron!
Mein Schottland, ſtark und bieder,
Ich ſeh' dich niemals wieder." —

So ſpricht Herr Robert kummervoll,
Als er den Wind hört pfeifen.
Von Reu' und Gram das Herz ihm ſchwoll.
Er blickt empor zum Streifen
Des Lichtes, das im Dämmerſchein
Zum Gitterfenſter bricht herein:
Da ſiehet an den Stäben
Er eine Spinne weben.

Des Fenſters Gitterwand umſpinnt
Das Thier mit feinen Netzen,
Ob immer wieder reißt der Wind
Den luft'gen Bau in Fetzen.
Doch unermüdlich fährt ſie fort.
Bald ſchafft ſie hier, bald ſchafft ſie dort,
Und will das Werk nicht frommen,
Wird's wieder unternommen.

Voll Sinnens ſchaut der König zu:
„Wie lange wird ſie's treiben?" —
Sie webt und wirkt in guter Ruh'
Und will nicht müßig bleiben.
Schon ſiebenmal zerſtört's der Wind,
Und immerfort das Thierlein ſpinnt.

Hat's wieder unternommen —
Da iſt's zu Stande kommen.

„Wohl!" rief Herr Robert tief beſchämt,
„Auch ich will nicht verzagen.
Wie thöricht hab' ich mich gegrämt!
Will hoffen, ſtatt zu klagen.
Vielleicht, daß es dem Herrn geliebt,
Und er mir wieder Freiheit giebt.
Verlor ich ſieben Schlachten,
Verſuch' ich's auch zum Achten."

„Wohlan, du Herr der Herrlichkeit,
Der mir dies Zeichen ſendet,
Du biſt der rechte Held im Streit,
Der Glück und Siege ſpendet.
O, gieb auf's Neu' in meine Hand
Mein Schottenland, mein Vaterland.
Gedenk nicht meiner Sünden
Und laß' mich Gnade finden." —

So rief der Held und ſchrie zu Gott.
Und Gott vernahm ſein Flehen.
Er ſah ihn an in ſeiner Noth
Und ließ ihn neu erſtehen.
Die Treuen ſprengten ſeine Haft,
Er trat heraus in alter Kraft,
Hat ſeinen Feind bezwungen
Und Thron und Reich errungen.

Doch hat er all ſein Lebelang
Sich nimmermehr vermeſſen,
Dem Herrn gedient mit Preis und Dank
Und ſeiner nie vergeſſen. —
Der liederreichen Schotten Mund
Bewahret heute noch die Kund,
Wie König Robert kriegte,
Sich und den Feind beſiegte.

Zur Erinnerung an D. Kögel.

I. Aus Dämmerstunden.*)

Das Scherflein der Wittwe.

In diesen Tagen — Anfang November 1892 — begrub die Dom-Gemeinde eine Wittwe, von der ein Scherflein nicht weniger in das Gedächtnis des Heilandes gekommen war, als das, worüber Marc. 12 berichtet.

Sie hatte zum Todtenfest in eine Büchse des Thurms der Stiftskapelle mit einer beweglichen Zuschrift an den Geistlichen eine Gabe für die Mission eingelegt: „Laß dieses Scherflein einer Wittwe nicht verloren sein.“ Zunächst schien allerdings der Herr das Gebet überhört zu haben, denn ehe die Büchse von rechtmäßiger Hand eröffnet ward, wurde sie von ruchloser abgebrochen und weggetragen. Nach vielen Monaten erschien ein Dienstmädchen mit jener Zuschrift sammt dem Gelde und fragte, ob ich der betreffende Geistliche sei. Wie wunderbar war es der Missionsbüchse ergangen! In einer vom Domstift entfernten Straße hatte der Dieb die Blechbüchse geöffnet, Nichts gefunden und sie enttäuscht in einen Hausflur geworfen. Die Magd fand beim Ausfegen

*) Diese drei Skizzen dictirte Kögel seiner Frau in den Dämmerstunden des Winters 1892.

die leere Büchse, untersuchte sie, fand gleichfalls Nichts und gab sie an die Polizei ab. Hier wurde die Büchse in Verwahrung genommen und nach der üblichen Wartefrist, als kein Eigenthümer sich meldete, an die Finderin zurückgegeben. Das Dienstmädchen, die Büchse zum zweiten Mal in der Hand haltend, wollte die grünen Frangen, die in der Oeffnung herabhingen, mit der Scheere entfernen und entdeckte zu ihrem Erstaunen einen Zettel mit meinem Namen sammt dem unversehrten Geldopfer. Sie war ehrlich genug, den Missionsbeitrag abzugeben und erhielt dafür ihre Belohnung. Ich rief die Stiftsgenossenschaft zusammen und las ihr den rührenden Schutz- und Geleit-Brief der Wittwe für das Scherflein vor, zum Beweise, daß der Herr noch immer schaut und Acht hat darauf, wie eine Wittwe Geld einlegt in den Gotteskasten. Marc. 12, 41.

Bei dieser Gelegenheit will ich an die rührende Sage des Morgenlandes erinnern, daß ein Collectant, der für eine Glocke in einem Dorf gesammelt hatte, den Heller des ärmsten Hauses zwar scheinbar annahm, ihn aber beim Weitergehen verächtlich in den Teich warf. Die Glocke wurde gegossen, aber sie klang nicht, bis in Folge eines Traums die Ursache des Schweigens entdeckt, der Teich abgelassen und der wiedergefundene Heller der Glocke eingeschmolzen ward, worauf sie fröhlich ihre Stimme erschallen ließ.

* * *

14. Sonntag nach Trinitatis.

„Einer aber, da er sahe, daß er gesund geworden war, kehrte er um." Luc. 17, 15.

Ich hatte in Nakel im Jahre 1857 am 14. Trinitatis-Sonntag über das Sonntags-Evangelium gepredigt. Ein Mitglied des Bromberger Appellations-Gerichts war zugegen

gewesen und erzählte mir beim Auf- und Ab-Gehen im Pfarrgarten bewegten Herzens Folgendes:

Als ein todkranker Mensch war ich vor einigen Jahren nach Ems zur Kur geschickt. Der Arzt hatte diesen Versuch für den letzten, für einen wahrscheinlich erfolglosen erklärt. Auf die Voraussicht des Nimmerwiedersehens nahm ich von den Meinigen Abschied. Und siehe da, jeder Tag der vierwöchentlichen Kur brachte meinen Kräften einen sichtbaren und fühlbaren Zuwachs. Es war eines Sonnabends, als ich von meinem holländischen Freunde, den ich in der Zeit erworben hatte, Abschied nahm, um nächsten Tags die Heimreise langsam anzutreten. Er sprach die gleiche Absicht aus. Wir hatten die Kur gleichzeitig begonnen und sie gleichzeitig als eine gelungene beendigt. Am andern Tag — der Koffer stand gepackt da — riefen die Sonntagsglocken. Sie riefen mit vorwurfsvollem Ton: „Undankbarer, du kamst als Todeskandidat her und bist dem Leben und den Deinigen wiedergegeben, und nun schickst du dich zur Heimreise am Tag des Herrn an?“

Das Schuldgefühl ward so lebhaft und dringend, daß ich die Abreise verschob und in das Haus Gottes zu gehen beschloß. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, und wie groß war meine Beschämung, als ich beim Eintritt den Prediger gerade das Wort verlesen hörte: „Einer aber, da er sahe, daß er gesund geworden war, kehrte er um“! Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich unter den Hörern auch meinen holländischen Freund entdeckte, der mir beim Hinausgehen gestand, daß ihm im Augenblick der Abreise die Sonntagsglocken dieselbe Beichtvermahnung gehalten hätten.

Langsam trat ich die Rückreise an und war am nächsten Sonntag früh in der Mitte der Meinen. Ich glaubte dies Mal das Recht einer unbedingten Sonntagsruhe zu haben und mich auch ohne Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst im Schoße meiner Familie von den Reisestrapazen ausruhen

zu dürfen. Indeſſen, die Glocken der Poſener Heimat hatten ſich trotz der hundert Meilen Entfernung mit den Emſer verabredet, mir Herz und Gewiſſen zu rühren. Mit den Meinen gemeinſam brach ich zum Kirchgang auf und — — mochte nun der Emſer Geiſtliche zu früh oder der Poſener zu ſpät das Evangelium von dem dankbaren Samariter gewählt haben — genug, auch in der Heimat derſelbe Text: „Einer aber, da er ſahe, daß er geſund geworden war, kehrte er um.“ — Da brach die letzte Rinde des Undanks und löſte ſich in einem Strom von Thränen auf.

* * *

Doch zu Etwas nütz.

Als ich einſt auf dem Domkirchhof einen alten Profeſſor begrub, deſſen Söhne faſt ſämmtlich dem Gelehrtenſtande angehörten, bemerkte ich unter den Hinterbliebenen eine Geſtalt, deren freundliches, aber ſtieres Auge einen geiſtig Geſtörten verrieth; er mochte 26 Jahre alt ſein und war immer ein großes Kind geblieben, — für den Vater eine Sorge und ein Schmerz. Je begabter die ganze Familie war, um ſo fremdartiger und betrübter ſtach dieſer Eine ab. — „Zu Nichts nütz“, ſo war das allgemeine Urtheil. Und doch gab es einen Tag im Leben des nun zur Ruhe Beſtatteten, an dem offenbar wurde, daß auch der Elendeſte ein Werkzeug zum Segen werden kann in Gottes Hand.

Unſer armer Idiot hatte die Gewohnheit, täglich zur Stunde der Abfahrt der Schnellzüge auf den benachbarten Bahnhof zu gehen. Die Beamten kannten ihn nachgerade und ließen ihn gewähren, wenn er ſich prüfend über die Räder beugte und die Lokomotive fixirte. Eines Tages, als die Eiſenbahnglocke ſchon das vorletzte Zeichen gegeben hatte, ſtürzt er, unartikulirte Laute ſtammelnd, auf den Betriebs-Inſpektor zu und zieht den Widerſtrebenden mit Gewalt zur

Lokomotive. Hier zeigt er dem Inspektor an einem der Haupträder eine Stelle, wo sich bei wiederholtem geschärftem Nachsehen ein Sprung ergab, der für die ganze Fahrt hätte verhängnisvoll werden können.

Die Eisenbahn-Direktion richtete an den alten Professor ein Schreiben, worin sie ihrem Dank und ihrer Freude Ausdruck gab, daß der Sohn, dessen Leben ein vergebliches gewesen zu sein schien, doch einen ganzen Zug vor dem Untergang geschützt hätte.

So kann auch das ärmste Leben gesegnet und zu Etwas nütz sein.

II. Unseres Vaters Studirstube.

Von Marie Blech, geb. Kögel.

Unter dem epheubesponnenen Hügel draußen auf dem Friedhof ruht das Heiligthum seines Leibes, uns unsichtbar, Gott wohlbekannt, in heiliger Verwahrung bis zu der Offenbarung großem Tage.

Zerfallen ist ein anderes Heiligthum, das alte theure Gotteshaus; verschwunden die Kanzel, auf der er, der Entschlafene, einst mächtig gezeugt von der Herrlichkeit der Gotteskindschaft. Er sah des Heiligthumes Ende, es ward ihm ein Abbild von dem Aufhören der eigenen Kraft und in Demuth betete er: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

Und nun — ein drittes Heiligthum hat für uns aufgehört zu sein, sein Studirzimmer.

So lange es noch unser war und wir hinauf gehen konnten und weilen in einer Umgebung, die noch den Stempel seines Wesens trug, als er ihr schon entrückt — wie feierlich,

wie vertraut war es uns dort zu Muthe, als sei er uns näher gerückt, als müßten wir ihn dort sitzen sehen vor seinem Schreibtisch, vertieft in seine Arbeit, — wir fürchten ihn zu stören und doch, nun blickt er auf und begrüßt uns mit dem herzlichen Aufleuchten seiner Augen. —

Ach, blieb uns nichts als das schmerzlichste Vermissen?

Erinnerung, milde Trösterin, begleite du uns! An deiner Hand wollen wir je und je hinaufgehen und wieder eintreten in das Heiligthum seines Zimmers. — — — —

Wie schön und heimelig ist es dort! So war es stets. Wer sich noch des Studirzimmers erinnern kann in der alten Wohnung, am Ende eines langen Ganges gelegen, dem steht vor Augen das Bild einer dem Lärm entrückten, friedlichen Stätte, zu der man wallfahren mußte. Der Blick ging in ein stilles Gärtchen. Von den hohen, ehrfurchtgebietenden Bücher-Regalen gefiel uns Kindern das eine ganz besonders. Indem man es ein wenig von der Wand entfernt aufgestellt hatte, war hier ein kleiner, schmaler Gang gebildet worden, ein lauschiges Plätzchen, wo wir so gern saßen und mit den kleinen und großen Kirchensiegeln des Vaters spielten, — mäuschenstill, während er sich ein kurzes Nachmittagsschläfchen gönnte.

Da war das Stehpult mit dem steifen Bock davor, auf dem nur der ältere Bruder einen Ritt wagen durfte, ohne zu fürchten, sofort von dem glatten Ledersitz hinabzurutschen, — der trauliche Sofaplatz, wo sich das Töchterchen, das dem Vater eine Bestellung auszurichten hatte, für ein Viertelstündchen niederlassen durfte, um, beschenkt mit einem hübschen Bilde, ergötzt durch eine Hebelsche Geschichte, wieder den Heimweg durch den langen, dunklen Gang bis in das von Kinderstimmen erfüllte Wohnzimmer anzutreten.

O, die schönen Advents-Sonntagabende, wenn das Licht hinter dem Transparent in der Ecke über dem kleinen Harmonium brannte, und wir Weihnachtslieder singen durften,

und zum Schluß das „Amen“ aus der Dresdener Hofkirche, das unser Vater so sehr liebte! —

Das erste Studirzimmer im Domstift hatte den Vorzug eines besonders großen Fensters, das den Blick auf die Stiftskapelle, unser kleines Gärtchen mit der rothblühenden Kastanie, der schattigen Linde und weiter hinaus in den Schloßgarten frei gab. Auf diesem Platze am Fenster feierten die Eltern im Kreise ihrer Kinder den Morgen ihrer silbernen Hochzeit mit der Losung des Bogatzky: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes.“

In seinem Zimmer — oder war's in dem Vorzimmer, — sah ich ihn, den Tieferschütterten, Thränen vergießen, daß frevelnde Hand es gewagt, auf das Haupt seines geliebten, alten Kaisers zu zielen. Bei dem nach so kurzer Zwischenzeit folgenden zweiten Attentate sagte er mit dem Aufleuchten heiligen Zornes im Antlitz: „Das erste Mal weinte ich, jetzt fühle ich nur Zorn und Empörung.“

— — — — — — — — — — — — —

Zuletzt das Zimmer, das mehr denn 10 Jahre hindurch sein Studirzimmer gewesen. Hier war es, wo ihn unsere Mutter fand, in sich zusammen gesunken im ersten, lautlos großen Schmerze, als er inne ward, daß Gottes Hand ihn berührt wie einen Hiob. Und dies Zimmer hat ihn gesehen in der Größe seines Ringens, seiner Ergebung in Gottes Willen — viele Jahre lang, bis er auch dies Opfer bringen mußte, nicht mehr hinüber zu kommen. —

Hier ist sein Schreibtisch, aus Eichenholz geschnitzt, ein Geschenk der alten holländischen Gemeinde, wie das silberne Tintenfaß und der eichene Lutherstuhl. In der Mitte des Schreibtisches ragt das weiße Marmorkreuz; das Domstift schenkte es seinem Ephorus zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum. Davor Zinzendorff's Ordinationslied: „Gieb Herr,

was du verordnet hast", mit dem der Oberhirte die jungen Seelsorger weihte für ihr verantwortungsvolles Amt. Hier sind zwei Steine, Briefbeschwerer. Der eine mit griechischer Inschrift, stammt von der Akropolis, die unser Vater im Jahre 1889 sah mit dem von ihm besungenen Grabe des Onkels Ottfried Müller. Der andere Stein ist ein Bruchstück der Marmorfliesen, die einst den Boden des Altarraumes im alten Dom bildeten. Die Sprache, die er redet, sie war ihm allezeit gewärtig, gewaltig erschütternd in einer Zeit, wo er, abgebrochen wie dies edle Gestein, doch noch zeugen durfte von früheren großen Tagen. Hier grüßt Geibels Bild, mit dem er in freundschaftlicher Beziehung stand von den Jahren des Studenten an, als er, begeistert durch seine Lieder, ihn aufsuchte. Dem Entschlafenen widmete er den Nachruf in der Christoterpe:

Auf lichter Bahn
Schwang sich hinan
Mit leisem Singen Lübecks Schwan.

Dem Bilde unserer Mama, das sie als jugendliche Frau, das Haupt leicht zur Seite geneigt, darstellt, steht Mutters Bild gegenüber.

Ach und all die kleinen Andenken, Zeichnungen, Bilder, gemalt und gebrannt, Tintenwischer, Deckchen, die mehr oder minder werthvollen Arbeiten seiner Kinder, — er hatte sie immer vor Augen, er nahm sie immer wieder in die Hand und äußerte seine Freude, sodaß die Gabe durch sein Empfangen erst den rechten Werth und Glanz erhielt. Diese kindliche Freude, dieses pietätvolle Bewahren, es rührt uns zu Thränen. Es war ihm etwas Ernstes um all die Kleinigkeiten. Er schreibt es einmal: „Es ist gut, sich die Sachen, die Andenken für uns darstellen, anzusehen und sich der Geber und der Geschichte, die sie erzählen, zu erinnern."

Ja, geliebter Vater, wir wollen hier verweilen, an-

schauend, nachsinnend. Erinnerung hält uns bei der Hand und führt uns, wie du es einst gethan. Da sind die schön geschnitzten Bücherschränke, der eine von herzoglicher Hand stammend, der andere eine Erinnerung an Nürnberg. Von dem gewaltigen Bücherregal deines Vorgängers grüßt ernst Schleiermachers Büste.

Es sind der Bücher und der sie beherbergenden Regale und Schränke im Laufe der Jahre eine außergewöhnlich stattliche Anzahl geworden. Wie liebte unser Vater seine Bibliothek, die er mit so viel Fleiß, mit großen Geldopfern und mit wie großer Freude allmählich erstehen und wachsen ließ. Als unvermögender Prädikant im Haag hatte er die Kirchenväter in der Benediktiner-Ausgabe im stattlichen schweinsledernen Einband käuflich erstanden. Er war so stolz und froh gewesen, aber die sorgenvollere Mama hatte geweint. Die alte Bibel, der man den täglichen Gebrauch ansieht, das Neue Testament mit den Randbemerkungen von unseres Vaters Hand, sie reden von seinem Eifer, von seiner Lust an den Zeugnissen seines Gottes.

War die theologische Bibliothek die Perle seiner Sammlung, so besaß dieselbe doch die mannigfachsten edlen Steine auf dem Gebiete der Profan-Litteratur. Aufgewachsen unter dem Einfluß der romantischen Schule, bewahrte er sich für dieselbe eine Vorliebe und Verständnis bis in die Zeit des reifen Urtheils und des ruhiger fließenden Blutes, wie sie wohl heutzutage nur selten noch anzutreffen.

Ich weiß, daß ich als Kind das Entzücken nachzufühlen strebte, das aus meines Vaters Auge und Stimme leuchtete, wenn er uns am Sonntagabend aus Tieks „gestiefeltem Kater“ etwas zum Besten gab oder das innig poetische Märchen: „Der blonde Eckbert“.

„Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut!

Wie liegst du weit,
Waldeinsamkeit."

Ich erinnere mich, daß ich in einer Nacht wach wurde — es war Gesellschaft bei uns, und unser Schlafzimmer stieß an den Salon, in dem die Gäste noch versammelt waren —, ich erwachte durch den mächtigen Klang von meines Vaters Stimme, der begeistert Geibels Heroldslied vorlas:

„Deutschlands Purpur liegt bereit;
Eisern, eisern ist die Zeit."

Cid Kampeador, Klopstocks Messias, Homers Odyssee, Rückert mit der für unsern Vater so reizvollen Gelenkigkeit im Finden von Formen und Reimen, Geibels echt deutsche, markige Dichtergestalt, die sich neben einen Schenkendorff und Arndt würdig stellt, Claudius mit dem Humor des Gotteskindes, diese Namen bedeuteten für ihn wahre, herrliche Poesie.

Vor vielen Jahren — ich war ein kleines Mädchen — las ich meinem Vater, der für einige Tage das Bett hüten mußte, jenen Brief des Wandsbecker Boten an seinen Freund vor, in dem er ihm seine Erklärung zu der Geschichte vom Zinsgroschen giebt. Diese einfältig geistvolle Schriftsauslegung, die den Nagel auf dem Kopf trifft, war mir zu hoch, aber das Entzücken meines Vaters, der der Homilie seines ehrwürdigen Kollegen jubelnd zustimmte, ließ in meinem noch unverständigen Gemüthe die Ahnung aufdämmern, daß es sich hier von etwas sehr Schönem handle.

Seine Freude an Englands Humoristen Dickens war unbeschreiblich. Er konnte mit ihm lachen, mit ihm weinen. Nichts war anregender für uns, die Kinder, als unsern Vater zu sehen, wie er sich nach Arbeit und Unruhe Erholung und schöpferische Gedanken holte aus dem Jungbrunnen einer großen, edlen Poesie.

„Wäre ich nicht Pastor, ich wäre Litterat geworden," das war ein Stück Wahrheit. Dafür zeugen seine eigenen

Lieder, in denen mit ſein innerſtes Leben pulſirt. „Dichten wehrt böſen Gedanken," ſagte er einmal.

— — — — Wir ſind nicht weiter gekommen in unſerer Wanderung durch dein Zimmer. Der Anblick deiner geliebten Bücher verſenkte uns in Träumen und Nachſinnen, in ferne, ferne Zeiten. Aller laßt uns die Stunde wahrnehmen, ehe Erinnerung von unſerer Seite weicht.

Dieſes kleine Pult aus Eichenholz haben wir dir einmal geſchenkt als Kunſterzeugnis aus unſerem ſtillen Pfarrdorfe. Du lobteſt die Gabe und das ſie erläuternde Gedicht. Aber das dunkle, einfache Pult dort zwiſchen den Fenſtern mit dem dorngekrönten Haupt des Herrn darüber und den altmodiſchen Leuchtern iſt mir doch lieber. Es ſtand ſo viel länger dort. Und die buntbemalten Kerzen hatte er ſelbſt in die Leuchter geſteckt. Echtes Wachslicht liebte er beſonders. Der Duft des Wachſes gehörte für ihn ſo zur Poeſie des Weihnachtsfeſtes wie ziſchende Bratäpfel in der Ofenröhre zu den erſten dunklen Winterabenden. Zu einem der letzten Weihnachten ließ er noch für ſich und ſeine Kinder echtes Wachslicht von außerhalb kommen und die kleinen Lichtreſte ſollen bis auf's Letzte an jedem Weihnachtsfeſte bei uns mit den andern Kerzen fröhlich ſtrahlen. — In der erſten Zeit ſeiner Krankheit beſuchte ich meinen Vater in ſeinem Zimmer. Meine Abreiſe nach Holland ſtand bevor. Um mir ein Andenken mitzugeben, beſchenkte er mich mit zwei bunten Wachskerzen. Mein Herz war übervoll von Liebe und Angſt: ich konnte den Thränen nicht wehren. „Weine nicht, ich kann es nicht ertragen," er ſagte es faſt hart. —

„Es zitterte die liebe Hand
Vor unterdrücktem Schmerze,
Als du, das Antlitz abgewandt,
Zum Abſchied gabſt die Kerze.
Für ſie, für dich das gleiche Los!
Wer will der Flamme wehren?

— Den Andern leuchtend rein und groß,
Muß sich das Licht verzehren."

— — — — — — — — — — — — —

Hier in diesem Fache bewahrte er ein Heiligthum, die Briefe seines alten Kaisers. In manche derselben hat nur sein Auge geschaut, sie sind verbrannt worden, und mit dem Seelsorger ist das Geheimnis seines königlichen Beichtkindes zu Grabe getragen worden.

Diesen Kasten mit Halbmonden brachte er aus Konstantinopel als Geschenk des Sultans mit. Sein Inhalt, echter türkischer Taback, wanderte mit der Zeit in die Hände so manches erfreuten Sachverständigen. Seine Stelle nahmen Predigt-Manuscripte ein, auch ein Symbol des Sieges des Kreuzes über den Halbmond.

Ihr vertrauten Bilder an den Wänden, ihr schaut auf mich herab mit der stummen Frage: „Denkst du daran?"

Denkst du daran, wo diese beiden Fürstenbilder früher hingen? In jener schlichten, stillen Studirstube des Großvaters mit den gelehrten Büchern und dem Lichte der blühenden Linde vor dem Fenster. Denkst du daran, wie mit liebevollem Sinnen er das Bild: „Der Traum der Weisen" betrachtete? Die Könige versenkt in Schlaf, in den Wolken der wegweisende Engel, umgeben von der englischen Schar der Kinder, deren Blut vergossen werden sollte für das heilige, sie alle selig machende Kind. — Hier fehlt ein Bild, der Kupferstich, der mit ihm gezogen aus dem Vaterhaus: „Der Taufe Bild". Wo kam es hin? Er sagt es:

„Ich hab's gehegt
Als Unterpfand
Und leg's bewegt
In deine Hand.

Wo nahm den Flug
Dein Kind hinaus?

— Die Taufe trug
In's Vaterhaus."

So hängt das Bild bei den Kindern, zu denen es in schweren Tagen die Sprache einer mitleidenden und tröstenden Liebe geredet.

Seht hier das kleine Bild über dem dunklen Stehpulte: Wolken, finstere Massen, die nach oben hin sich lichten und über denselben sich wölbend der Bogen des Friedens. Nichts weiter seht ihr auf dem Bilde, außer dem erläuternden Spruch: „Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken."

Ich irre gewiß nicht, wenn ich das Entstehen dieses Bildes — es stammt von einer unserem Hause einst befreundeten, jetzt auch heimgegangenen Künstlerin — in Verbindung bringe mit der Erzählung, die unser Vater in der Christoterpe 1887 unter dem Namen „Kleine Reliquien" erscheinen ließ. (Nichts weiter, außer dem erläuternden Spruch: „Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.")

Ja, jedes Bild hat seine Geschichte. Es grüßte ihn wie ein lieber Bekannter. Und dazu die Bilder so Vieler, die seiner Seele theuer gewesen. Hier hatte er seine Kinder beisammen im Bilde. Seine Lehrer, ein Tholuk, ein Julius Müller schauten ihn an, mahnend, stärkend. Ein Bild führte ihm seine Schüler im Domstift vor, ein anderes stellte ihn selbst dar im Kreise seiner Mitarbeiter in dem ihm so theuren Amte der Generalsuperintendentur.

— — — — — — — — — — — — —

Es dunkelt. Die Schatten des Abends wachsen und erfüllen das Zimmer. Bringt die Lampe, daß sie trauliche Helle verbreite!

Hier ist das behagliche, geschweifte Sofa aus dem Birnbäumer Pfarrhaus und der Tisch aus Birnbaumholz, den

eine treue Freundin aus der alten Heimat für ihn zimmern ließ zum Andenken an seine Vaterstadt. — —

Ich sitze hier und sinne. Und die Gegenwart verschwindet. Das Zimmer füllt sich mit trauten, fröhlichen Stimmen, und die Schatten werden zu lebenswarmen Gestalten mit leuchtenden Augen und lachendem Munde. Sie sind alle da, die Eltern und die Kinder. Ein kleines improvisirtes Fest wird gefeiert in seiner Studirstube. Der Duft des Punsches steigt lieblich empor und mit ihm Humor und Witz. Ist unser Vater nicht der Fröhlichste von uns allen? Habt ihr je herzlicher lachen gehört? — —

Das Licht verlischt. Und die fröhlichen Stimmen sterben dahin mit dem Morgengrauen der kalten Wirklichkeit. Sie sind aus dem Zimmer gegangen, all die lieben Gestalten. Was sollten sie noch hier, da er nicht mehr da ist?

Ich sehe mich um, schmerzvoll vermissend. Erinnerung ist mir zur Seite geblieben, und sie hält meine Hand und weist hin auf das dorngekrönte Haupt:

„Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Hieronymus Savonarola.

Von Paul Wolff.

1. Der Mönch von San Marco.

Im Jahre 1482 wanderte ein Mönch von Ferrara aus über die wilden, einsamen Appeninen nach dem glückstrahlenden Florenz, das unter der Herrschaft der staatsklugen Medici an Künsten und Wissenschaften sich erfreute, aber vor allen an Festen und Turnieren, an Spielen und Tänzen sich ergötzte. Doch ihn fesselten nicht die prächtigen Paläste und herrlichen Landhäuser, nicht das liebliche Thal, nicht die üppigen Felder, nicht die köstlichen Reben und gewinnbringenden Oelbäume, nicht die Gärten mit ihren Myrtenbüschen und Rosenhecken, nicht die immergrünen Eichen und die düsteren Cypressen, nicht die hochragenden Pinien und die schattenspendenden Ulmen, seine Schritte richtete er nach dem Kloster von San Marco.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts war dieses Kloster ein armseliges Gebäude, bewohnt von Silvestrinermönchen. Da sie durch ihren Lebenswandel großes Aergernis gaben, versetzte sie Cosmus von Medici mit Genehmigung des Papstes an einen andern Ort und überließ das Kloster den reformirten Dominikanern von der lombardischen Kongregation. Durch den berühmten Architekten Michelozzo Michelozzi ließ er ein neues Gebäude aufführen, das im Jahre 1443 nach sechsjähriger Arbeit mit einem Kostenaufwand von 36000 Gulden vollendet war; Giovanni da Fiesole schmückte es mit

den viel bewunderten Schöpfungen seines Pinsels, und durch die Freigebigkeit seines mediceischen Gönners kam es in den Besitz einer werthvollen Bibliothek. Cosmus kaufte die Bibliothek des Niccolo Niccoli, der, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, sein väterliches Erbe dazu verwandt hatte, werthvolle Handschriften zu sammeln, reservirte sich einige der kostbarsten Manuskripte und schenkte den Rest dem Kloster von San Marco. So entstand die erste öffentliche Bibliothek in Italien. Die Mönche erwiesen sich dieses Geschenkes werth. San Marco ward ein Mittelpunkt geistiger Arbeit; die gelehrtesten Mönche der Kongregation zogen in dieses Kloster; die berühmtesten Männer der Zeit fanden sich dort häufig ein, um mit den Mönchen eine wissenschaftliche Unterhaltung zu pflegen. Seine geistige Richtung erhielt das Kloster durch den heiligen Antoninus, welcher eifrig für eine Reform der Dominikaner thätig gewesen war. 1446 wurde er wider seinen Willen auf ausdrücklichen Befehl des Papstes Eugen IV. Erzbischof von Florenz. Während seiner vierzehnjährigen Amtsführung machte er sich in einer Zeit schwerer Leiden und jähen Glückswechsels verdient als einsichtsvoller Bischof, als eifriger Prediger, als gewissenhafter Seelsorger und geistlicher Rathgeber, vor Allem aber als Wohlthäter der Armen und Gründer mehrerer noch heute bestehender Stiftungen. Er starb am 2. Mai 1459, und wurde im Jahre 1523 von dem Papste Hadrian IV. kanonisirt. Sein Tod wurde in Florenz als ein öffentliches Unglück bedauert. Vor Allem im Kloster von San Marco blieb sein Andenken lebendig; den Klosterbrüdern galt er als das Muster christlicher Tugend, eine unbestrittene Autorität in allen Fragen des Mönchslebens. In dieses Kloster zog im Jahre 1482 der Fra Girolamo ein.

Hieronymus Savonarola wurde am 21. September 1452 zu Ferrara als das dritte unter sieben Kindern geboren; er war dazu ersehen, den Ruhm seines Großvaters Michael Savonarola, eines berühmten Arztes und Naturforschers, zu

erneuern, von dessen Sorge und Liebe dieser Enkel in seinen Knabenjahren getragen wurde. Nach dessen Tode ward er von seinem Vater in die Philosophie eingeführt, um sich auf das Studium der Medicin vorzubereiten. Eifrig studirte er die Werke des großen Scholastikers Thomas von Aquino († 1274) und die arabischen Erklärer des Aristoteles. Das Treiben an dem üppigen Hofe der Este widerte den ernsten, wißbegierigen Jüngling an. Die einzige Erholung, welche er sich gönnte, war die, auf seiner Laute schwermüthige Melodien zu spielen und in Versen seinem Herzen Luft zu machen. Von seinem Seelenzustande giebt das im Jahre 1472 entstandene Gedicht: „Ueber den Untergang der Welt" Kunde. In ihm klagt er:

Ich sehe umgestürzt die ganze Welt,
Und hoffnungslos vernichtet
Jedwede Tugend, jede schöne Sitte;
Kein lebend Licht find' ich,
Ja Keinen, der sich seiner Laster schämt.

Doch bleibt mir eine Hoffnung,
Die mich dennoch nicht ganz verzweifeln läßt;
Ich weiß, im andern Leben
Wird's offenbar, weß Seele edel war
Und ihre Schwingen hob zu höher'm Flug.

Hierzu kam, daß seine Liebe zu der Tochter eines in Ferrara lebenden verbannten Florentiners eine hochmüthige Abweisung erfuhr. Am 24. April 1475, am Feste des heiligen Georg, einem großen Feiertage für Ferrara, verließ er Vaterhaus und Vaterstadt, machte sich auf den Weg nach Bologna und trat dort in das Kloster des heiligen Dominicus ein, nicht, wie es in jener Zeit häufig geschah, um „von Aristoteles in der Welt zu Aristoteles im Kloster überzugehen", sondern um strenge Buße zu thun und niedere Dienste zu verrichten. Seinem Vater schrieb er, daß er nicht länger die schreckliche Verderbtheit der Zeit ertragen, in ganz Italien das Laster

triumphiren und die Tugend unterdrückt sehn könne, und mahnte seine Eltern, sich mit ihm zu freuen und zu frohlocken, daß ihn der glorreiche Herr zu einem Arzte der Seele gemacht habe, während er ein Arzt der Körper werden wollte. Als sein Vater auf Savonarola's Angabe unter den Büchern seines Sohnes suchte, fand er eine Schrift: „Ueber die Verachtung der Welt". Sie bringt dieselben Gesinnungen zum Ausdruck, wie die Briefe. Savonarola giebt hier eine Schilderung der Sitten seiner Zeit, und stellt sie in Vergleich mit den Zuständen von Sodom und Gomorra.

Sieben Jahre dauerte der Aufenthalt Savonarola's im Kloster zu Bologna. Dort, in den einsamen Kreuzgängen, in dem majestätischen Gotteshause, das unter dem wunderbaren Grabmal von Nicola Pisano die Asche des Ordensstifters, des heiligen Dominicus in sich birgt, theilte er seine Zeit zwischen Gebet und Kasteiungen. Er wollte ein einfacher Laienbruder sein und die niedrigsten Dienste des Klosters verrichten, aber die Oberen, welche seine ungewöhnlichen Gaben und seine Gelehrsamkeit erkannten, nöthigten ihn zum Studium der Theologie und beschäftigten ihn beim Unterricht der Novizen. Im Gehorsam beugte sich Savonarola. Er hatte ein Herz voll Glauben, aber in seinem Innern loderte auch die Flamme der Leidenschaft. Hatte er bis dahin über das Verderben der Welt geklagt und im Kloster den Frieden gesucht, so erkannte er nun, daß auch an heiliger Stätte der Gräuel der Verwüstung hause. Hatte er vorher „Ueber den Untergang der Welt" geschrieben, so machte er nun seinem Herzen in einer Schrift: „Ueber den Untergang der Kirche" Luft. Hier fragt er die Kirche, welche ihm unter dem Bilde einer reinen Jungfrau erscheint: „Wo sind die alten Lehrer und die alten Heiligen, wo die Gelehrsamkeit, die christliche Liebe und die Reinheit der alten Zeit?" Da nimmt ihn die Jungfrau bei der Hand, führt ihn in eine Höhle und spricht zu ihm: „Als ich sah, wie stolze Ehrsucht in Rom eindrang

und Alles befleckte, da zog ich mich zurück und verschloß mich in diesen Ort, wo ich mein Leben nun in Gram verbringe." Mit Eifer widmete sich Savonarola seinem Amte, vertiefte sich in das Studium des Augustinus († 430) und seines großen Ordensgenossen, Thomas von Aquino († 1274), besonders aber versenkte er sich in die heilige Schrift. Durch das Studium der alttestamentlichen Propheten und der Offenbarung St. Johannis — Schriften, welche er vor Allem liebte — bildete er sich zum Bußprediger und Propheten seiner Zeit heran.

Nun wurde er von seinen Oberen auch zum Predigen angehalten; doch hatte er mit seinen Predigten keinen Erfolg. Im Jahre 1482 schickten ihn seine Vorgesetzten nach seiner Vaterstadt Ferrara, um dort zu predigen. Er war der Welt abgestorben, sah keinen Bekannten und auch seine Eltern nur wenig, um sich nicht wieder an die Welt zu verlieren. Auf seine Wirksamkeit in seiner Vaterstadt wandte er später selbst das Wort an: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande". Da sich in diesem Jahre das Kriegsunwetter von allen Seiten gegen Ferrara zusammenzog, schickte der Dominikanergeneral einen großen Theil der Mönche an andere Orte; Savonarola wurde nach Florenz in das Kloster San Marco gesandt.

So kam Savonarola im Jahre 1482 zum ersten Male nach Florenz in das Kloster San Marco, in welchem er die glücklichsten und die schwersten Jahre seines Lebens zubringen sollte. Doch auch hier hatten seine Predigten keinen Erfolg. In der Kirche von San-Lorenzo, in welcher Savonarola im Jahre 1483 predigte, hatte er nicht mehr als fünfundzwanzig Zuhörer, während in Santo-Spirito bei den Predigten des Augustiner-Eremiten Mariano Gennazano die Kirche die Menge des Volkes nicht zu fassen vermochte. Dieser Gennazano war ein Günstling der Medici. Vor dem Thore von San-Gallo hatte ihm Lorenzo von Medici ein prächtiges Kloster erbauen lassen. Lorenzo, welcher für einen universellen Geist gelten

wollte, besuchte ihn hier oft und disputirte mit ihm über theologische und philosophische Fragen. Als Prediger genoß Gennazano eines außerordentlichen Rufes; besonders die Schöngeister am Hofe der Medici verkündeten seinen Ruhm, aber auch beim Volke fand er Beifall. Er war von kleiner Gestalt, aber seine Stimme war voll und wohlklingend, seine Aussprache angenehm. Er verstand es, durch rednerische Künste zu wirken; er erschreckte und erheiterte, er machte Weinen und Lachen. Die Gebildeten ergötzten sich an den gewählten Ausdrücken und der Anmuth der Darstellung, an dem Bilderreichthum seiner Sprache und den erhabenen Sentenzen.

Aber durch die Gleichgültigkeit der Florentiner ließ sich Savonarola nicht beugen, durch das Studium des alten Testaments und der Offenbarung Johannis war er in seinen Anschauungen vom Verderben der Kirche und der Gewißheit eines hereinbrechenden Gerichts bestärkt. Für die Fastenpredigten der beiden Jahre 1484 und 1485 wurde er nach der kleinen Stadt San-Geminiano in den Bergen von Siena abgeordnet; hier schon sprach er jene Sätze aus, welche seiner Wirksamkeit Parole blieben:

Die Kirche wird gezüchtigt werden,
Und dann erneuert,
Und das wird bald sein.

Im Jahre 1486 wurde er als Fastenprediger nach verschiedenen Städten der Lombardei, vornehmlich nach Brescia geschickt. Und hier brach sich seine Rednergabe mit elementarer Gewalt Bahn; er legte die Offenbarung Johannis aus; seine Rede war feurig, seine Stimme schallte wie der Donner. Er hielt dem Volke seine Sünden vor, klagte ganz Italien an, drohte mit dem Zorne Gottes und verkündigte das Gericht über Brescia. Als die Stadt im Jahre 1512 von den Soldaten Gaston's de Foix geplündert wurde, und etwa 6000 Personen um's Leben kamen, gedachten die Einwohner an

die Weisſagungen Savonarola's. Der Erfolg dieſer Faſtenpredigten machte ſeinen Namen in Italien bekannt und war für ſein Leben entſcheidend. Wiederholt war Savonarola von Florenz abweſend; ſo finden wir ihn im Anfange des Jahres 1490 als Faſtenprediger in Genua. Aber in demſelben Jahre kehrte er auf Anordnung ſeiner Oberen nach Florenz zurück, um dort dauernd zu bleiben.

Es iſt wunderbar, daß dieſe zweite Ueberſiedelung nach Florenz auf den ausdrücklichen Wunſch Lorenzo's von Medici erfolgte, welcher dazu durch den berühmten Johann Pico von Mirandola bewogen war. Dieſer als ein Wunder von Gelehrſamkeit angeſtaunte hochbegabte Jüngling, „der Phönix unter den Geiſtern", hatte ihn auf einem Kapitel der Dominikaner zu Reggio kennen gelernt, und ward ſo von ihm hingeriſſen, daß er von da an einer ſeiner eifrigſten Bewunderer und wärmſten Freunde wurde. Savonarola's Einfluß, wie er durch ihren ſpäteren Verkehr beſtärkt wurde, iſt es wohl zuzuſchreiben, daß Pico's Studien eine andere Richtung nahmen, daß er ſich in die Bibel vertiefte, und nur ſein frühzeitiger Tod — er ſtarb erſt dreißigjährig am 17. November 1494 — hinderte ihn, ſelbſt Mönch zu werden. So wurde Savonarola, dieſer Gegner der Medici, von ihrem Haupt Lorenzo ſelbſt in ihre Stadt geladen.

2. Die Herren von Florenz.

Unter den vielen kleinen Staaten, in welche Italien im Mittelalter zerfiel, zeichnete ſich Florenz durch die politiſche Bildung ſeiner Bewohner aus. Umfaßte die Republik nicht einmal das ganze Toskana, ſo war es doch durch die Betriebſamkeit ſeiner Bewohner zu einem Wohlſtande gediehen, daß die jährlichen Staatseinnahmen eine Summe betrugen, welche nur ſehr wenige der damaligen chriſtlichen Staaten aufbrachten. Schon ein Jahrhundert vor Savonarola ergaben

die Staatseinkünfte eine Summe von 300 000 Goldgulden, also fast drei Millionen Mark, wobei man doch noch den zu jener Zeit in jeder Hinsicht vielfach höheren Geldwerth in Betracht ziehen muß. Handel und Gewerbe blühten, vor Allem stand die Tuchmanufaktur in Flor.

Die Bürger von Florenz gehörten zu den gebildetsten ihres Zeitalters, und nicht blos in einzelnen Familien, nicht bei einem erblichen Fürstenhause, auch nicht bei einer abgeschlossenen Aristokratie wie in Venedig, sondern in der ganzen Gemeinde war das politische Bewußtsein lebendig. Aus Florenz entstammte ja auch Macchiavelli († 22. Juni 1527), der Zeitgenosse Savonarola's, jener Staatsmann und Geschichtsschreiber, welcher in seinem „Fürsten" als einzige Rettung für Italien eine unbeschränkte, an keine Schranken des Sittengesetzes sich bindende Fürstenmacht, also eine kluge, aber unsittliche Politik empfahl.

Florenz war ein durchaus demokratisches Staatswesen. Diejenigen Adligen, welche sich um die Republik Verdienste erworben hatten, wurden zur Belohnung in der Adelsrolle gelöscht und in das Verzeichnis der Bürger eingetragen, während hinwiederum Bürger in den Stand des Adels versetzt wurden, um sie ihrer Vorrechte zu berauben. Die Gestalt der Verfassung ward im Laufe der Zeit manchem Wechsel unterworfen. Doch bestand die Regierung seit alter Zeit aus acht Priori und einem Gonfaloniere di Giustizia. Diese bildeten zusammen die oberste Behörde im Staat, die Signoria; sie wechselte alle zwei Monate.

Verschiedene Familien hatten sich im Laufe der Zeit eine leitende Stellung zu erringen versucht; doch keiner war es gelungen, sich dauernd auf dem ersten Platze zu behaupten, bis die Bankiers-Familie der Medici in den Vordergrund trat. Ihr Einfluß beruhte hauptsächlich auf ihrem großen Vermögen. Unter den florentinischen Kaufleuten ragten die Bankiers hervor. Ihre Macht hob sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahr-

hundert durch die Anleihen, welche die Fürsten bei ihnen machten. Durch die Finanzwirthschaft der Päpste, welche es verstanden, aus Allem Gold zu machen, waren zwar die meisten Länder Europas verarmt, aber nach Italien war das baare Geld geflossen. Die Päpste überließen ihre Geldgeschäfte hauptsächlich florentinischen Bankiers; diese gelangten dadurch zu großem Wohlstande und waren in der Lage, den europäischen Fürsten gegen hohe Zinsen bedeutende Vorschüsse zu machen. So streckten einmal die beiden Häuser Bardi und Peruzzi dem Könige von England über eine Million Goldgulden vor und konnten sich doch, obwohl sie die Summe einbüßten, wieder erholen.

In Florenz kamen nun im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die Mediceer in den Besitz der Macht. Allmählich entwickelte sich unter demokratischen Formen ein vollständig persönliches Regiment. Durch Gewandtheit und geschickte Mäßigung, durch schlaue Benutzung der Verhältnisse und durch kluge Beförderung der Künste und Wissenschaften wußten diese staatsklugen Bankiers, ohne in der Wahl ihrer Mittel sich irgendwie Skrupel zu machen, sich im Besitz der Macht zu behaupten. Schon der Sohn des eigentlichen Gründers der Fürstenstellung, des Cosmus († 1464), Peter († 1469) schien durch eine Art Erbrecht zur Verwaltung der Republik berufen. Es war den Mediceern gelungen, um ihren Einfluß sicher zu stellen, die Bestimmung durchzusetzen, daß an Stelle der bisherigen Wahlart der Staatsbeamten durch das Los meist ein außerordentlicher Ausschuß, Balia genannt, für diese Wahlen mit diktatorischer Gewalt bekleidet wurde.

Den höchsten Ruhm von allen Mediceern erlangte bei der Nachwelt Lorenzo der Prächtige (il Magnifico), welcher zusammen mit seinem Bruder Julian seinem Vater in der Leitung der Republik folgte. Ein von dem Papste Sixtus IV. begünstigter Versuch der Gegner der Medici, diese zu stürzen, mißlang. Der Verschwörung der Pazzi erlag zwar am

26. April 1478 in der Kirche der Reparata der jüngere Bruder Julian, aber Lorenzo gelang es, den Dolchen der beiden Prieſter zu entgehen, welche es übernommen hatten, ihn in dem Augenblicke, da der Cardinal Riario die Hoſtie erhob, zu ermorden.

Lorenzo war der eigentliche Fürſt von Florenz, wenn auch dem Namen nach die Republik beſtand. Und dieſes Mißverhältnis zwiſchen der äußeren demokratiſchen Form und der realen Macht der Mediceer war bei dieſem Regiment nicht der kleinſte Uebelſtand. In der Politik wie in der Verwaltung, in den Finanzen wie in der Juſtiz gab allein das Perſönliche die Entſcheidung. In ſeinem Aeußeren machte Lorenzo weder einen angenehmen noch einen vertrauenerweckenden Eindruck, aber aus dem olivenfarbigen Geſicht, welches durch eine platte Naſe und einen großen Mund gerade nicht verſchönt wurde, leuchteten ein paar feurige Augen. Ueber ſeinem geiſtvollen Geſpräch vergaß man die näſelnde Stimme; durch ſeine eleganten Manieren nahm er die, welche mit ihm umgingen, ein; durch ſeinen feinen Witz feſſelte er die Hörer. Von ſeinem Großvater Cosmus hatte er die ſtaatsmänniſche Schlauheit geerbt; geſchickt in diplomatiſchen Verhandlungen verſtand er es, alle Schwierigkeiten zu überwinden und ſeine Gegner zu beſiegen, bald zurückhaltend und milde, bald kühn und grauſam, je nachdem die Gelegenheit ſich bot. Treue und Ehrbarkeit galten ihm nichts; kein Rang und Anſehn der Perſon ſchützten vor ihm; er ſcheute weder Gott noch Menſchen, hielt ſich aber devot in den Formen der mittelalterlichen Frömmigkeit und wahrte bei all ſeinem ſittenloſen Lebenswandel einen gewiſſen Anſtand nach Außen. Die Grenzen zwiſchen dem Staats-Eigenthum und ſeinem Privatvermögen waren für ihn durchaus fließend; daß die Mädchen, welche er durch Beraubung der Sparkaſſe um ihre Mitgift betrogen hatte, vielfach dem Laſter anheim fielen, machte ihm keine Skrupel.

Lorenzo beförderte Kunſt und Wiſſenſchaft, machte Florenz

zum Sammelplatze von Gelehrten und Künstlern aller Art, verschönerte die Stadt durch öffentliche Gebäude und Anlagen und bereicherte sie mit Kunstwerken und literarischen Schätzen. Sein Großvater Cosmus hatte auf Anregung des Griechen Gemistus Pletho, eines großen Verehrers des Plato, nach dem Vorbilde der platonischen Akademie zu Athen in Florenz eine Akademie zur Pflege der platonischen Philosophie in's Leben gerufen. Ihre Blüthe entfaltete sie zur Zeit Lorenzo's unter der Leitung des Marsilius Ficinus. Da wurden die Dialoge Platons mit vertheilten Rollen gelesen, lateinische Reden zum Preise des Meisters gehalten, der 7. November als Geburts- und Todestag des großen Philosophen festlich begangen. Lorenzo betheiligte sich mit Eifer und Verständnis an den Versammlungen, sprach mit warmer Begeisterung über die Unsterblichkeit der Seele und über die Tugend, und sang dann bei wüsten Trinkgelagen im Kreise von liederlichen Gesellen und Freudenmädchen seine zotigen Karnevalslieder.

Durch das Leben der Florentiner klaffte ein großer Riß. Hohe Bildung war in weiten Schichten des Volkes verbreitet; selbst nicht wenige Frauen verstanden es, elegante lateinische und griechische Verse zu bauen. Aber so hoch die Bildung, so tief die Sittlichkeit. Adel und Volk, Gelehrte und Künstler, Staatsmänner und Handwerker, alle waren moralisch verdorben und jedes sittlichen Gefühles baar. Nur einen Lebenszweck kannten sie: das Leben zu genießen, ohne sich durch die Schranken der Religion und Sittlichkeit hemmen zu lassen. Und Lorenzo bestärkte das Volk in seinem Treiben; selbst sittenlos trieb er es auf den Gipfel der Verderbtheit. Durch rauschende Vergnügungen, prunkvolle Feste, ausschweifende Gelage suchte er das Volk einzuschläfern und über den Verlust der Freiheit hinwegzutäuschen.

Das war also der Zustand von Florenz, als Savonarola dort als Bußprediger auftrat: „Verlust der Freiheit des Volkes an ein hochbegabtes und kluges Bankierhaus, Blüthe weltlicher

Bildung, heidnischer Wissenschaft und Kunst, sinnlicher Lebensgenuß, Zerrüttung der Finanzen und innerer Verfall der Kirche, unter der Maske katholischer Formen.“ Auf diese mediceische Glanzperiode passen die schönen Worte, welche Lenau dem Savonarola in den Mund legt:

„Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht;
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.“

Zwei Gedanken erfüllten die Seele Savonarola's: die sittliche Erneuerung der Kirche und die Freiheit Italiens. In dem Hause der Medici sahe er den Quell der Weltlust und der Gottentfremdung; es erschien ihm als das Haupthindernis einer dauernden Umkehr des Volkes. Predigte er mit flammendem Zornes-Eifer dem ganzen Volke Buße, so schonte er auch das vornehmste Haus nicht. Bald erregte das Auftreten Savonarola's das Mißfallen Lorenzo's von Medici. Eines Tages erschienen fünf angesehene Bürger bei Savonarola, um ihn zu ermahnen, um des öffentlichen Friedens und um des Klosters willen seine rücksichtslose Predigtweise zu ändern. Er antwortete, daß er wider das Laster predige, wie es in der alten Kirche Sitte gewesen. „Ich sehe, daß ihr nicht von selbst zu mir kommt, sondern von Lorenzo geschickt seid. So sagt ihm denn, er solle sich bereiten, Buße zu thun für seine Sünden; denn der Herr schont Keinen und hat keine Furcht vor den Fürsten der Erde.“ Auf die Bemerkung, daß Lorenzo ihn des Landes verweisen werde, erwiederte er: „Ich fürchte mich nicht vor euren Ausweisungen, denn eure Stadt ist nur ein Linsenkorn auf der Erde. Aber obwohl ich nur ein Fremder bin und Lorenzo florentinischer Bürger und der Erste in der Stadt, so werde ich doch hier bleiben und er wird von hinnen gehen.“ Savonarola wollte sich unter keinen Umständen vor den Mediceern beugen, sondern seine Unabhängigkeit wahren. Auch als er

zum Prior gewählt war (im Juli 1491), lehnte er es ab, wie es üblich war, dem Lorenzo seine Huldigung darzubringen. „Ich verdanke meine Wahl nur Gott," sagte er, „und ihm werde ich Gehorsam erweisen." Lorenzo nahm diese Unterlassung übel auf und klagte: „Da seht ihr's, ein Fremdling kommt in ‚mein Haus' und erweist mir nicht einmal die Ehre, mich zu besuchen." Er versuchte den Mönch durch Freundlichkeiten zu gewinnen; er ging mehrmals nach San Marco zur Messe und hielt sich dann im Klostergarten auf, jedoch Savonarola unterbrach seine Arbeit nicht; er sandte dem Kloster reiche Geschenke und milde Gaben, jedoch Savonarola machte bittere Anspielungen auf der Kanzel. Nun veranlaßte der Mediceer Gennazano, den Prior von San Marco in seinen Predigten zu bekämpfen. Es ward ausgemacht, daß jener am Himmelfahrtsfeste über die Worte: „Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde" (Apostelgesch. 1, 7) predigen sollte. Die Kunde davon verbreitete sich in der Stadt, eine große Menge strömte zur Predigt Gennazano's. Aber seine Leidenschaftlichkeit verrieth ihn, er erging sich in so wilden Schmähungen, daß er seine Zuhörer verletzte und viel von seinem Rufe einbüßte. Und der ganze Anschlag schlug nur zu einem Triumphe Savonarola's, der über denselben Text gepredigt und ihn für seine Lehre erläutert hatte, aus. Gennazano wagte nicht, seine Predigten fortzusetzen, er that, als sei ihm die Sache gleichgültig. Ja, er lud Savonarola in sein Kloster, celebrirte mit ihm zusammen eine Messe und erwies ihm jede Höflichkeit. Aber in seinem Herzen loderten Haß und Neid.

Doch konnte Lorenzo dem charakterfesten Mönche seine Achtung nicht versagen, und als seine Sterbestunde schlug, ließ er „den einzigen echten Mönch, den er kannte", rufen, um sich von ihm die Absolution ertheilen zu lassen (8. April 1492). Die Berichte über dieses Zusammentreffen weichen von einander ab. Nach der einen Version stellte Savonarola

drei Bedingungen: Glauben an die Barmherzigkeit Gottes, Wiedererstattung des unrechtmäßig erworbenen Gutes und die Wiederherstellung der Freiheit des Vaterlandes. Die erste Frage bejahte Lorenzo leicht, die zweite mit Widerstreben und bei der dritten wandte er dem Mönche unwillig den Rücken zu. Darauf verließ ihn Savonarola, ohne ihm die Absolution zu ertheilen. Nach dem Berichte des Poliziano, eines Freundes des Mediceers, habe Savonarola als zweites ein rechtschaffenes Leben und als drittes die Bereitschaft auf den Tod verlangt; und von der verweigerten Absolution erwähnt dieser Gewährsmann nichts. Ist also die Frage nicht ganz mit Sicherheit zu entscheiden, so ist doch zuzugestehen, daß der erste Bericht dem Charakter Savonarola's besser entspricht.

Auf Lorenzo folgte sein Sohn Peter, ein eleganter Kavalier, dem aber die Fähigkeit abging, seines Vaters Stellung zu behaupten. Der zweite Sohn, Johann, der spätere Papst Leo X., war kurz vorher, erst siebzehnjährig, schon als Kardinal eingeführt worden.

3. Der Statthalter Christi.

Diejenige Macht, von welcher eine Erneuerung der Kirche hätte ausgehen sollen und die thatsächlich der Hauptsitz des Verderbens war, ist das Papstthum.

Obwohl der päpstliche Thron bis auf die Zeit Savonarola's hin schon eine ganze Anzahl der verworfensten Menschen getragen hatte, so erstieg das Papstthum in dem Zeitalter des großen Florentiner Mönches doch den Gipfel der Verworfenheit. Und dadurch unterscheidet sich diese Periode wesentlich von den übrigen, daß die Päpste so schamlos wurden, daß sie das, was ihnen nach menschlichem und göttlichen Rechte verboten war, ohne Scheu in vollster Oeffentlichkeit ausübten. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Während sonst das Papstthum doch noch irgendwie einer Idee nachstrebte und

sich als Haupt der Kirche fühlte, wollten die Päpste jener Zeit nichts anderes und nichts höheres sein, als italienische Fürsten, welche für ihre Söhne, Enkel und Neffen Fürstenthümer zu erwerben trachteten.

„Mit Sixtus IV. (1471—1484) begann im Papste der Priester zu verschwinden und der Landesfürst so stark hervorzutreten, daß die Nachfolger Petri jener Zeit als Dynasten erscheinen, welche nur zufällig zugleich Päpste sind und statt der Herzogskrone die Tiara tragen." Von diesem Papste an wurde der Nepotismus, die Begünstigung der päpstlichen Verwandten, zum System des Kirchenstaates, und von nun an erforderte der päpstliche Staat, weil er zu einem italienischen Fürstenthum geworden war, zu seiner Verwaltung mehr als je weltliche Mittel; der Kirchenstaat unterschied sich nur dadurch von den anderen italienischen Fürstenthümern, daß die Regierung noch willkürlicher, die Günstlingsherrschaft noch brutaler, die Finanzspeculation noch gewagter, der Aemterschacher noch schamloser, die Staatskünste noch gewissenloser waren.

Auch die Kardinäle waren wie kleine weltliche Fürsten. Wie die alten Adelsfamilien hatten sie in Rom ihre Burgen. „Jeder Palast bildete damals ein verschanztes Lager; jede Wohnung eines Kardinals mit ihrem ganzen Bezirke ein Asyl. Diese hohen und breiten Häuser waren noch burgartig und mit Thürmen versehen. Das gewaltige Portal schloß eine mit Eisen bekleidete Thüre, die, wenn sie verrammelt war, nicht leicht gesprengt werden konnte. Sie führte durch ein gewölbtes Vorhaus in große Säulenhöfe mit steilen Steintreppen und Logen in den Obergeschossen; und dort wie in den weiten Gemächern konnte der Kardinal viele Hundert mit Archebusen bewaffnete Söldner aufstellen und vertheilen; ja selbst an Artillerie fehlte es in solchen Palästen nicht; wenn Frevler die Protektion eines Kardinals erlangten, so vertheidigte sie dessen Familie mit Waffen in der Hand gegen die Justiz."

In ihrem Leben ließen Papst und Kardinäle davon nichts merken, daß sie Geistliche waren, ja nicht einmal, daß sie Christen waren. Peter Riario, ein Sohn des Papstes, schon mit sechsundzwanzig Jahren Kardinal und Patriarch von Constantinopel, verprasste den Reichthum der Kirche und ergötzte das römische Volk durch die prächtigsten Schauspiele. Das Fest, welches er in Rom der Prinzessin Eleonore von Aragon, der Braut des Hercules von Este, gab, blieb den Zeitgenossen noch lange als ein Beispiel unglaublicher Verschwendung im Gedächtnis. Die Speise-Karte für das Festmahl umfaßt beinahe zwei enggedruckte Seiten. Als Riario im zweiten Jahre seines Kardinalats starb, hatte er über zwei Millionen Mark durchgebracht.

In dem Papste wurden alle besseren Regungen durch Geldgier und Wollust erstickt. Von der Verschwörung der Pazzi, welcher Julian von Medici zum Opfer fiel, war Sixtus Mitwisser; ja er „wagte Lorenzo von Medici zu bannen, weil er dem Dolche der Verschwörer entgangen war". Sein Todestag erschien dem römischen Chronisten wie ein Glückstag für die ganze Christenheit; keine Liebe zu seinem Volke sei in Sixtus gewesen, nur Wollust, Geiz, Prunksucht, Eitelkeit; aus Geldgier habe er alle Aemter verkauft, mit Korn gewuchert, Abgaben auferlegt, das Recht feil geboten; treulos und grausam, habe er zahllose Menschen durch seine Kriege umgebracht.

Noch schlimmer ward es in Rom unter Innocenz VIII. (1484—1492). Er begann seine Regierung gleich mit dem Bruche der Wahlkapitulationen und trieb den Nepotismus und den Aemterschacher noch schamloser als sein Vorgänger. Ganz öffentlich zeigte er die Fürsorge für seine sechzehn Kinder und seine zahlreichen Verwandten. Die Sorge für seine Nachkommen brachte ihn auch mit den Herren von Florenz in verwandtschaftliche Beziehung. Sein in Bubenstücken groß gewordener Sohn Franceschetto heirathete im Jahre 1487

Magdalene von Medici, die Tochter Lorenzo's; zum Lohne für diese Willfährigkeit Lorenzo's ward ein Jahr später der zweite, erst dreizehnjährige Sohn Lorenzo's, Johann, bekannt als Papst Leo X., zum Kardinal ernannt, jedoch unter der Bedingung, daß er in den nächsten drei Jahren weder die Abzeichen seiner Würde anlegen noch Sitz und Stimme im Kardinalskollegium haben sollte. Unter diesem Papste wurden im Vatikan öffentlich die Vermählungen seiner Kinder und Enkel mit prunkvollen Gastmählern gefeiert; eine Sitte, welche sein Nachfolger Alexander VI. fortsetzte. Ja, bei einer der Hochzeiten von dessen Tochter Lucrezia saßen an der Festtafel der Papst und die Kardinäle in absichtlich gemischter Reihe neben den Frauen, während heitere Komödien aufgeführt wurden. Innocenz VIII. hat den traurigen Ruhm durch seine Bulle vom 5. Dezember 1484, das Unwesen der Hexenprozesse in den Schutz der Kirche genommen zu haben. Und im Jahre 1487 erschien der berüchtigte „Hexenhammer", welchen die beiden Inquisitoren Heinrich Institor und Jacob Sprenger, die geistigen Urheber jener Bulle, verfaßt hatten. In heiligem Zorne rief er die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auf; zu gleicher Zeit ließ er sich von dem türkischen Sultan Bajazet II. als Gefangenwärter seines Bruders Djem besolden. Dafür, daß der Papst den türkischen Prinzen in sicherem Gewahrsam hielt, empfing er eine jährliche Gratifikation von 40000 Dukaten; im Jahre 1490 ward sie ihm gleich auf drei Jahre pränumerando ausbezahlt. So hielten im Vatikan zu gleicher Zeit das geistliche Haupt der Christenheit und ein Sultan neben einander Hof. Am 25. Juli 1492, in demselben Jahre wie Lorenzo von Medici, verschied der Papst. Das Leben dieses Fürsten hatte der berühmte Lazzaro da Ficino vergebens durch einen wunderbaren Trank aus destillirten Edelsteinen zu erhalten gesucht; auch das Leben des Papstes wurde nicht verlängert durch einen Trank, welchen ein jüdischer Arzt aus dem Blute dreier Knaben bereitet hatte.

Sein Nachfolger Alexander VI. (1492—1503) übertraf — was kaum möglich erschien — seine Vorgänger noch an grenzenloser Verworfenheit. Es giebt kaum ein Verbrechen, dessen ihn die Volksstimme nicht für fähig gehalten. Die römische Kirche feiert ihn als den großen Theologen, welcher zuerst die für den päpstlichen Säckel ergiebige Lehre aufgestellt hat, daß der Papst sogar aus dem Fegefeuer erlösen könne. Zweierlei erfüllte seine Seele, die Befriedigung seiner sinnlichen Leidenschaften und das Streben, seine Kinder glänzend zu verheirathen und mit Fürstenthümern auszustatten. Von seinen Kindern umfaßte er die vier, welche ihm seine Favoritin Vanozza Catanei geschenkt hatte, mit besonderer Liebe. Zwei von ihnen, Caesar und Lucrezia, beide humanistisch gebildet, haben sich einen besondern Namen gemacht. Jener, ein berüchtigter Meister arglistischer Staatskunst, erst Kardinal, legte nach der Ermordung seines Bruders Johann den Purpur ab, ward, vermählt mit einer französischen Prinzessin, von Ludwig XII. von Frankreich zum Herzog von Valentinois ernannt und ließ sich, nachdem er sich durch Gift und Dolch den Weg geebnet, von seinem Vater zum Herzog der Romagna machen. Die Lucrezia, seine graziöse Tochter mit den unschuldig blickenden Taubenaugen und dem vielbewunderten goldfarbigen Haar, ernannte der Papst zweimal während seiner Abwesenheit von Rom zu seinem Vikar und übertrug ihr die Führung der laufenden Geschäfte mit der Vollmacht, alle an den Papst einlaufenden Briefe zu öffnen. „In der Geschichte des Papstthums, urtheilt ein Geschichtsschreiber, giebt es in Wahrheit nichts, was einen tieferen Grad schamloser Verweltlichung offenbaren konnte als diese unerhörte Thatsache.“

Galt Lorenzo von Medici dem Prior von San Marco als der Typus der verderbten Welt, so erscheint ihm der gottlose Papst als der Repräsentant der Verderbtheit der Kirche. Und doch traten sich beide einmal persönlich nahe. Der Tod seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Gandia, welcher am

14. Juni 1497 ermordet wurde, erschütterte den Papst so, daß er vier Tage keine Speise zu sich nahm; ja es schien, als ob ihn wirklich Reue über sein bisheriges Leben erfaßte. Er ernannte eine Kommission von Kardinälen, um die Kurie zu reformiren. Diesen Augenblick benutzte Savonarola und schrieb, obwohl er schon exkommunicirt war, einen Brief an den Papst, in welchem er ihn tröstete, dann aber zu frommem Wandel und aufrichtiger Buße ermahnte. Doch bei dem Papste war die weiche Stimmung bald verflogen, mit erneuter Leidenschaft kehrte er zu seinem schmählichen Leben zurück und als der lästige Mahner zum Schweigen gebracht, der einzige moralische Protest Italiens gegen ihn in den Flammen erstickt war, da fühlte er sich wieder vollständig sicher und wurde von da an „ganz furchtlos, ganz schamlos in seinem Thun."

4. Der Prediger von San Marco.

Es war der 1. August 1490. Die Kirche von San Marco war von einer neugierigen Menge erfüllt; sie wollte den Fra Girolamo predigen hören, jenen Mönch, der vor acht Jahren in Florenz ganz unbeachtet geblieben war und der sich seitdem in anderen Theilen Italiens einen Namen zu machen gewußt. Im Klosterhofe von San Marco, unter einem Baum von Damaskusrosen, welchen die Pietät der Klosterbrüder immer wieder erneuert hat, hatte Savonarola vor wenigen Zuhörern die Auslegung der Offenbarung St. Johannis begonnen. Da die Zahl der Hörer immer mehr wuchs, gab er ihren Bitten nach und versprach wieder die Kanzel zu besteigen.

So predigte er an jenem Tage zum ersten Male in der Kirche von San Marco. Er fuhr in der Erklärung der Apokalypse fort. Zum ersten Male hallten die Mauern von San Marco von seinen berühmten drei Sätzen wieder. „Der Frate, so beschreibt ihn Ranke, war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlgebildet. In seinem Antlitz verband sich

eine hohe, von Runzeln durchfurchte Stirn mit blauen Augen, die unter buschigen in's Rothe fallenden Brauen mit ungewöhnlichem Glanze hervortraten. In seinem Auftreten verrieth er bei allem mönchischen Habitus doch eine gewisse Urbanität. Er war zufrieden mit der ärmlichen Kleidung eines Klosterbruders, aber er hielt darüber, daß sie vollkommen rein war; er sagte wohl, er liebe die Armuth ohne Schmutz." Der Erfolg dieses Tages war vollständig, Savonarola war der Gegenstand des Gespräches in allen Kreisen von Florenz; einen Augenblick ließen auch die Gelehrten Plato und Aristoteles ruhen und stritten über den Werth dieses christlichen Predigers.

Savonarola's Rede war nicht erkünstelt, gleich einem Lavastrom brach sie aus seiner Seele heraus. „Ein inneres Feuer," so bezeugt er selbst, „brennt in meinen Gliedern und zwingt mich zu reden." Und wie er selbst tief ergriffen war, so zündete seine Rede bei seinen Hörern. In stiller Nachtstunde, in einsamem Gebet bereitete er sich vor; die Ausführung der Predigt entstand ihm erst auf der Kanzel. Oft ward ein Theil der Predigt zum Gebet, oft ward der Prediger so hingenommen, daß er predigte, was er nicht wollte. Manchmal gerieth er in einen Zustand der Extase, in welchem sich die Zukunft vor seinem Auge zu enthüllen schien. Dann überstieg seine Aufregung alle Grenzen, eine unwiderstehliche Gewalt schien ihn fortzureißen, und er riß die Zuhörer mit sich fort. Alle ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, des Standes und Berufes brachen in lautes Schluchzen aus. Savonarola selbst setzte sich erschöpft nieder und mußte mitunter tagelang das Bett hüten. Die nachgeschriebenen Predigten können den unmittelbaren Eindruck, welchen seine innige Liebe, seine warme Begeisterung, seine feurige Beredtsamkeit auf die Zuhörer machten, nicht wiedergeben.

In den Fasten des Jahres 1494 hielt er eine ganze Reihe von Predigten über die Arche Noah's. Er deutete sie allegorisch und sah in ihr die Gemeinschaft der Frommen ab-

gebildet: ihre Länge sei der Glaube, ihre Breite die christliche Liebe, ihre Höhe die Hoffnung. Die ganze Fastenzeit verweilte er bei dieser Allegorie und fügte, wie er sich ausdrückte, alle Tage ein neues Brett hinzu, indem er immer eine neue Tugend besprach, welche die Christen haben müßten. Er verkündigte die nahen Strafen und weissagte die Ankunft eines neuen Cyrus, welcher Italien siegreich durchziehen würde. Immer größer ward die Menge, welche in den Dom strömte, in den Savonarola, weil die Klosterkirche die Hörer nicht mehr faßte, seine Predigten verlegt hatte. Bange Gerüchte durchschwirrten die Stadt; es war die Nachricht eingetroffen, daß sich ein Strom fremder Truppen über die Alpen ergossen habe, um Italien zu erobern. Man erzählte sich von unabsehbaren Massen, von riesenhaften Gestalten, von wilden Naturen, von unbesiegbaren Waffen. Keiner der italienischen Fürsten war gerüstet. Auf Savonarola allein setzte das Volk seine Hoffnung. Am 21. September 1494 vermochte der Dom die Menge kaum zu fassen; in ungeheurer Spannung harrte sie stundenlang. Endlich bestieg Savonarola die Kanzel; noch größer als gewöhnlich ward die Stille; gespannt hingen aller Augen an dem Redner; eine Zeitlang ließ er seine Blicke über die Menge gleiten; endlich rief er mit furchtbarer Betonung: „Siehe, ich will eine Wasserfluth über die Erde kommen lassen.“ (I. Mos. 6, 17). Diese Worte zündeten, als wäre ein Blitz in das Gotteshaus gefahren; ein unheimliches Grauen faßte die Gemüther. Johann Franz Pico von Mirandola, ein Neffe des bekannten Polyhistors, erzählt, ein Schauder sei ihm in alle Glieder gefahren, die Haare auf dem Kopfe hätten sich ihm gesträubt. Nach der Predigt ging ein Jeder wie halbtodt und sprachlos in der Stadt umher.

Bedeutungsvoll ist auch die Predigt, welche er am 13. Januar 1495 hielt. Zum Texte nahm er das Wort, welches er in seinen Visionen vernommen hatte: „Siehe das Schwert des Herrn kommt über die Erde, bald und schnell“, und

predigte „von der Erneuerung der Kirche“. Er erinnerte an die Vision, welche er gehabt, da er ein Schwert sah, welches sich der Erde näherte, und zwei Kreuze, welche über Rom und Jerusalem schwebten. Er schloß seine gewaltige Bußpredigt mit den Worten: „O Italien! O ihr Fürsten Italiens! O ihr Prälaten der Kirche! Der Zorn Gottes ist über euch, und es bleibt euch keine andere Rettung, als euch zum Herrn zu bekehren: „und von meinem Heiligthum will ich anfangen.“ O Italien! O Florenz! Wegen deiner Sünde wirst du heimgesucht. O ihr Edlen! O ihr Machthaber und du Volk! Die Hand des Herrn ist über euch, und es wird weder Macht, noch Weisheit, noch Flucht helfen. Thut Buße, so lange das Schwert noch nicht aus der Scheide gezogen, so lange es noch nicht in Blut getaucht ist! Fliehet vor Rom! O, Florenz, fliehe vor Florenz, fliehe in Buße vor deinen Sünden, fliehe die Schlechten! Das ist nunmehr mein letztes Wort. Ich habe dir Alles mit göttlichen und menschlichen Gründen geoffenbaret; ich habe es gethan in Bescheidenheit und mäßigte meine Zunge. Ich habe dich angefleht — befehlen kann ich dir nicht, weil ich dir ein Vater bin und kein Herr. So handle du, Florenz, ich bitte Gott, daß er dich erleuchte!“ Diese Predigt wurde sofort gedruckt und von Freunden und von Feinden Savonarola's über ganz Italien verbreitet, von den Einen, um seine Beredtsamkeit und sein Wort bekannt zu machen, von den Andern, um Papst und Fürsten gegen ihn aufzureizen. Es gelang seinen florentinischen Gegnern, den Zorn des Papstes wider ihn zu erregen und von Rom den Befehl zu erwirken, daß er nach Lucca gehen und dort predigen sollte. Doch wurde auf Bitten seiner Freunde das päpstliche Breve wieder zurückgenommen.

Auch der Dom konnte die Menge der Hörer nicht mehr fassen; an den Wänden hatte man ein Amphitheater von siebenzehn Stufen errichtet, welches bis an die Fenster hinaufreichte. Die „natürliche und ungekünstelte“ Beredtsamkeit

Savonarola's, wie sie ein Zeitgenosse genannt, war in jenen Tagen, da die meisten italienischen Prediger, wenn sie nicht Sprachkünstler wie Gennazano waren, entweder den Ton gemeiner Possenreißer anschlugen oder durch scholastische Gelehrsamkeit zu glänzen suchten, eine Seltenheit. Während sonst in Florenz Niemand in mehr als zwei Fasten predigen konnte, ohne dem Volke langweilig zu werden, vermochte Savonarola viele Jahre hindurch die Kanzel zu behaupten und stieg immer höher in der Achtung des Volkes. Er ist unter den sogenannten „Vorreformatoren" der bedeutendste Kanzelredner und neben Bernhard von Clairvaux und Berthold von Regensburg der gewaltigste Prediger des Mittelalters.

5. Der Reformator von Florenz.

Wie ein Prophet des alten Bundes rügte Savonarola die Sünden des ganzen Volkes, züchtigte die Verfehlungen der Staatsverwaltung und verkündigte in einer Zeit tiefen Friedens das herannahende Gericht über die Tyrannen Italiens: „Ich sage euch, es wird kommen ein Sturm, ähnlich der Gestalt des Elias, und der Sturm wird die Berge erschüttern. Ueber die Alpen wird Einer einherziehen gegen Italien, ähnlich dem Cyrus, von welchem Jesaia schreibt."

Bald darauf, im August 1494, zog Karl VIII. von Frankreich mit einem mächtigen Heere über die Apenninen, von Savonarola freudig begrüßt, doch nicht, wie dieser gehofft, um Italien zu befreien, sondern um von dem Throne Neapels Besitz zu ergreifen. In Florenz herrschte die größte Verwirrung; die Volkspartei war immer für Frankreich gewesen, aber in Folge der verkehrten Politik Peters von Medici rückte der König von Frankreich als Feind heran. Der Mediceer verlor vollständig den Kopf, schloß mit dem Könige eine schmachvolle Kapitulation und überlieferte ihm die festen Plätze des Landes. Da brach der Unwille des Volkes los. Bei

seiner Unentschlossenheit konnte Peter des Aufruhrs nicht Herr werden; er und sein Bruder, der Kardinal, mußten flüchten; die Signoria setzte einen Preis aus, wenn man sie lebendig oder todt einlieferte. Die Lage in Florenz blieb unsicher und unklar; doch ein angesehener Bürger Peter Cappini sorgte für die äußere Ordnung und Savonarola mahnte zum Frieden und zur Einigkeit. Karl VIII. hielt einen feierlichen Einzug in die Stadt; seine übertriebenen Forderungen wurden ermäßigt und ein Bündnis mit ihm geschlossen. Freilich es schien, als ob der König sich in Florenz festsetzen wollte; doch es gelang dem Ansehn Savonarola's, den König zum Abzuge zu bewegen. Ende November zogen die Franzosen ab, nachdem sie, König, Offiziere, Soldaten, den prachtvollen Palast der Mediceer, in welchem man dem Könige Quartier gegeben hatte, gründlich ausgeplündert hatten.

Es galt nun eine neue Verfassung herzustellen; aber die Berathungen und Disputationen der Staatsmänner, Gelehrten und Juristen führten nicht zum Ziele. Nur Einer blieb, auf den man die Hoffnung setzte, daß es ihm durch seine Autorität gelingen werde, die verwirrten Verhältnisse zu ordnen. Die Stunde schlug, in welcher Savonarola in das politische Leben eingreifen sollte; der Gang der Ereignisse drängte ihn mit unwiderstehlicher Macht auf die Bahn der Politik. Und schon seit langer Zeit hatten sich ihm ja die beiden Gedanken, die Erneuerung der Kirche und die Freiheit Italiens, unauflöslich mit einander verknüpft.

Nachdem Savonarola vom 12. Dezember an in seinen Predigten seine Ideen über die Verfassung im Zusammenhange entwickelt, auch vor der Signoria seine Gedanken auseinander gesetzt hatte, berief er endlich alle Behörden und das ganze Volk, mit Ausnahme der Frauen und Kinder, in den Dom und hielt eine Predigt, in welcher er hauptsächlich folgende vier Punkte empfahl: 1. Gottesfurcht und Wiederherstellung der guten Sitten; 2. Liebe zur demokratischen

Verfassung und zum Gemeinwohl mit Hintansetzung jedes Privatvortheils; 3. eine allgemeine Amnestie, nach welcher die Freunde des vorigen Regiments von aller Schuld losgesprochen und von den ihnen auferlegten Geldstrafen befreit sein sollten, und nach der fernerhin gegen alle Schuldner mit Milde verfahren werden sollte; 4. die Einsetzung einer Regierung auf breitester Grundlage, an welcher alle Bürger Theil haben sollten, denen nach den alten Gesetzen der Stadt ein Antheil an der Regierung zukäme. Dabei schlug er als die geeignetste Form die des großen Rathes von Venedig vor, welche jedoch der Natur der Florentiner anzupassen wäre. Die Summe seiner Sätze faßte er in das Wort zusammen, das er über die Kanzel setzen ließ: „Jesus Christus, der König von Florenz.“ Das Volk, bis dahin unschlüssig, glaubte nun über Alles klar zu sein und fiel dem begeisterten Mönche mit dem Rufe zu: „Viva Christo, viva Firenze!“

Im Anfange des Jahres 1495 wurde das florentinische Gemeinwesen nach dem von Savonarola aufgestellten Ideale eingerichtet. Allen neuen Gesetzen gingen Predigten Savonarola's voraus, in denen er sie dem Volke erklärte und empfahl; wie ein Richter in Alt-Israel lenkte der Prior von San Marco die Geschicke der Republik. Selbst Machiavelli, welcher nicht viel Sympathien für Savonarola hatte, erkannte seine Bedeutung als Politiker an und gab zu, daß keine andere Reform der florentinischen Verfassung möglich gewesen wäre. Die Macht des Mönches war drei Jahre hindurch außerordentlich. Mit der neuen Verfassungsreform zog ein neuer Geist in den florentinischen Staat ein.

Denn noch eine zweite Reform galt es, auszuführen, welche nicht weniger nothwendig war, als die erste, die Reform der Sitten. Ihr widmete sich Savonarola mit aller Kraft in den Fastenpredigten des Jahres 1495, welche er über das Buch Hiob hielt. Der gute Wandel und die Eintracht unter den Bürgern bilden ihren Hauptgegenstand.

Und der Erfolg übertraf faſt noch den ſeiner politiſchen Predigten über den Propheten Haggai. Das Ausſehen der Stadt war wie umgewandelt. Die Frauen legten ihren reichen Schmuck ab, kleideten ſich einfach und gingen züchtig einher; die Jugend ward der Verwilderung entriſſen und zu geſittetem Leben angeleitet; öffentlich ſpielte man nicht mehr, im Innern der Wohnungen nur mit Scheu; geſchloſſen waren die Tavernen, die gewohnten Schauplätze eines wüſten Treibens; Spieler und Gotteslästerer wie liederliche Weiber liefen Gefahr, mit Steinwürfen verfolgt zu werden; die Karnevalslieder hatten chriſtlichen Geſängen Platz gemacht; die Handwerker ſah man in den Feierſtunden mit der Bibel oder Savonarola's Schriften vor der Thür ſitzen; die regelmäßigen Gebete wurden wieder aufgenommen, die Kirchen füllten ſich, die milden Gaben floſſen reichlich; Bankiers und Kaufleute, von Gewiſſensbiſſen getrieben, erſtatteten das unrecht erworbene Geld zurück. Das übrige Italien ſpottete: „Das Volk in Florenz iſt aus Liebe zu Chriſto närriſch geworden.“

Im Jahre 1496 machte der Karneval einer Prozeſſion am Palmſonntage Platz; Tauſende von Männern und Kindern zogen in weißen Kleidern über den Markt, ſangen chriſtliche Bacchanalien und führten heilige Tänze auf. Der Karneval des Jahres 1497 wurde durch die „Verbrennung der Eitelkeiten“ gefeiert. In kleinen Abtheilungen zogen unter Anführung ihrer Vorſteher die Kinder in der Stadt umher, pochten an die Häuſer der Reichen und Armen und verlangten ihnen allerlei Gegenſtände ab, welche ſie die „Eitelkeiten“ nannten. So ſammelten ſie Würfel, Karten, Schminktöpfe, unzüchtige Bücher und Bilder und verbrannten ſie dann auf dem Marktplatze, während die Trompeten der Signoria ertönten, die Glocken des Raths-Palaſtes läuteten und die Menge ein Freudengeſchrei erhob.

Doch nicht alle Florentiner waren mit dieſer Entwickelung zufrieden; gegen die Reform der Sitten lehnten ſich beſonders

die Arrabiati, die „Wüthenden“, auf, so genannt, weil sie Savonarola als den, welcher sie in ihrem Lebensgenusse störte, wüthend haßten. Sie verhöhnten Savonarola und seine Anhänger und nannten diese verächtlich Piagnoni, die „Weiner“. Und die ganze Erneuerung war bei dem leicht erregbaren und veränderlichen Volke wie ein schnell verfliegender Rausch des Enthusiasmus; bald reagirte der lebenslustige Geist des Florentiners gegen das asketische Mönchsregiment.

6. Der Blutzeuge Christi.

In der Stadt Florenz traten außer den „Arrabiati“ auch die Anhänger der Mediceer den Bestrebungen Savonarola's entgegen. Freilich, die Versuche, die Herrschaft der Mediceer wieder herzustellen, wurden unterdrückt; doch in der Stille wirkten sie gegen Savonarola. Und zu ihnen gesellten sich die auf den Ruhm der Dominikaner eifersüchtigen Franziskaner; aber diesen Feinden wäre es doch nicht gelungen, den Prior von San Marco zu stürzen, wenn ihnen nicht in dem Papste Alexander VI. ein mächtiger Bundesgenosse erstanden wäre. Die Strafpredigten des kühnen Mönches wider das Verderben der Kirche mißfielen dem Statthalter Christi. Und einen grelleren Gegensatz als diese beiden Männer, den sittenlosen Borgia und den sittenstrengen Savonarola, konnte man sich nicht denken.

Zunächst suchte der Papst den unbequemen Mönch durch das Anerbieten des Kardinalshutes zum Schweigen zu bringen, doch Savonarola gab in einer seiner Predigten die Antwort: „Ich will keine Hüte noch Mitra, weder große noch kleine. Ich will nur, was du deinen Heiligen gegeben hast, den Tod. Einen rothen Hut, einen Hut voll Blut, den wünsche ich mir.“ Der Papst forderte ihn auf, nach Rom zu kommen; doch Savonarola lehnte diese Einladung dankend ab. Darauf erging im November 1495 ein päpstliches Breve, welches ihm

das Predigen untersagte; doch auf Betreiben der Signoria hin ertheilte der Papst, ohne das Breve ausdrücklich zurückzunehmen, durch einen Kardinal Savonarola die Erlaubnis, wieder zu predigen.

Am 17. Februar 1496 bestieg Savonarola nach einer Pause von einigen Monaten wieder die Kanzel. Zum Schutze gegen die Arrabiati, welche ihn auf seinen Gängen vom Kloster nach dem Dome umzubringen trachteten, geleitete ihn jedesmal eine bewaffnete Schar seiner Anhänger. In dieser Predigt behauptete nun Savonarola, daß zwar die Kirche im Dogma unfehlbar sei, aber deshalb Niemand die Verpflichtung habe, jedem beliebigen Befehle, der ihm von dem Oberen oder selbst vom Papste ertheilt werde, zu gehorchen; auch der Papst könne ihm nichts befehlen, was der christlichen Liebe oder dem Evangelium widerspräche. Und in den folgenden Predigten wandte er sich in gewaltigen Worten gegen die Laster Roms und gegen die religiöse Heuchelei und verkündete die Züchtigung, welche Rom treffen würde. In der letzten Fastenpredigt des Jahres 1496 erkannte er zwar die Autorität des Papstes an, wiederholte jedoch auch das andere, daß man nicht verpflichtet sei, allen Geboten zu gehorchen.

Im September erschien ein zweites Breve des Papstes, in welchem Savonarola angewiesen wurde, sich alles öffentlichen oder privaten Predigens zu enthalten. Savonarola leistete dieser Anordnung des Papstes Gehorsam. Inzwischen war die Republik durch äußere Feinde in große Bedrängnis gerathen; in der Stadt selbst erreichte das Elend einen furchtbaren Grad; eine große Theuerung trat ein; dazu wüthete die Pest. Die Arrabiati benutzten dies, um gegen Savonarola Anklagen zu erheben. Die Signoria sah endlich nur ein Mittel, um das Volk zu beruhigen und zu stärken, nämlich das Wort Savonarola's. Den wiederholten Bitten der Signoria vermochte Savonarola, dessen Herz schon längst über das Elend und die Verzweiflung des Volkes blutete, nicht zu

wiederstehen; am 28. Oktober 1496 kehrte er wieder auf die Kanzel zurück. Er tröstete das Volk und verhieß ihnen, wenn sie rechte Buße thäten, einen großen Beweis der göttlichen Gnade. Und bald darauf liefen, von einem heftigen Südwest getrieben, die Schiffe, welche von Marseille Hülfstruppen und Getreide brachten, in den Hafen von Livorno ein, während die blockirenden Schiffe der Venetianer gezwungen wurden, vor dem Sturme Schutz zu suchen. Diesmal glaubten selbst die Arrabiati, daß Gott die Republik vor dem Untergange habe retten wollen, und daß sich Savonarola wirklich als Prophet erwiesen habe. Und das Volk rief aus: „Die Predigten des Frate habe uns auch diesmal gerettet."

Von nun an werden in seinen Predigten die Klagen über Rom immer häufiger; in den Fasten des Jahres 1497 bildeten die Anklagen gegen Rom das Hauptthema der Predigten; ja, er griff das Leben des Papstes selbst an. So sagt er in einer seiner Predigten: „Tritt her, du verruchte Kirche! Höre, was der Herr zu dir spricht: Ich habe dir die schönen Gewänder gegeben und du hast Abgötterei mit ihnen getrieben. Mit den Prachtgefäßen hast du den Stolz genährt. Die Sakramente hast du durch Simonie entweiht. Die Wollust hat aus dir eine schamlose Dirne gemacht. Du bist schlimmer als ein Vieh, du bist ein abscheuliches Ungeheuer. Früher schämtest du dich wenigstens deiner Sünden; aber jetzt thust du auch das nicht mehr. Früher nannten die Priester (d. i. Päpste) ihre Söhne Neffen; jetzt nicht mehr Neffen, sondern Söhne, schlechtweg Söhne. Ein Haus der Unzucht hast du aufgeschlagen, zum Haus der Schande hast du allerorten dich gemacht. Was thut die feile Dirne? Sie sitzt auf dem Stuhle Salomonis (d. i. dem Stuhle Petri) und lockt Alle heran; wer Geld hat, geht hinein und kann thun, was ihm gefällt; wer aber das Gute will, wird fortgejagt. So hast du, feile Kirche, deine Schande vor der ganzen Welt enthüllt, und dein Pesthauch ist zum Himmel aufgestiegen, überall hast du deine

Unzucht ausgebreitet. Aber jetzt werde ich meine Hände ausstrecken, spricht der Herr; jetzt komme ich zu dir, Verruchte, Nichtswürdige. Mein Schwert wird niederfahren auf deine Söhne, auf deine Schandstätte, auf deine Dirnen, auf deine Paläste und du wirst meine Gerechtigkeit fühlen."

Doch die florentiner Verhältnisse hatten sich verändert. Die neue Signoria war fast ganz aus Arrabiati gebildet; so war die Macht in ihren Händen; sie ersannen neue Anschläge gegen Savonarola. Am Himmelfahrtstage (4. Mai) 1497 wollten sie einen größeren Streich ausführen, in der Kirche einen Skandal hervorrufen und in der Verwirrung Savonarola ermorden. Doch seine Anhänger erhielten davon Kunde; unter ihrem Schutze erschien er, da er nicht aus Menschenfurcht das Volk an dem Tage ohne Predigt lassen wollte, im Dome und hielt seine Predigt. Als er sich direkt an seine Gegner wandte, erhoben diese einen furchtbaren Tumult; ein panischer Schrecken ergriff die Menge, doch den Prediger schirmten bewaffnete Anhänger und geleiteten ihn in das Kloster.

Da der Papst merkte, wie schwach zu jener Zeit die Partei Savonarola's, und wie stark dessen Feinde waren, hielt er den Moment für geeignet, die Bannbulle abzuschicken, welche er schon seit längerer Zeit bereitet hatte. Am 12. Mai 1497 sprach der Papst über Savonarola die Exkommunikation aus, weil er seinen, den „apostolischen Ermahnungen und Befehlen nicht gehorcht" habe.

Savonarola rüstete sich zu seiner Vertheidigung; am 17. Juni 1497 schrieb er eine „Epistel wider die erschlichene Exkommunikation an alle Christen und Geliebten Gottes". Da die Signoria alle zwei Monate wechselte, fand Savonarola wieder bei der Obrigkeit Unterstützung; eine ihm günstige Signoria knüpfte mit dem Papste Unterhandlungen an, um die Zurücknahme der Exkommunikation zu erlangen; doch absichtlich zog der Papst die Verhandlungen in die Länge. Seine Freunde baten ihn, seine Predigten wieder

aufzunehmen. Und als der Erzbischof von Florenz, Lionardo von Medici, sich dem widersetzte und die päpstliche Exkommunikation durchführen wollte, befahl ihm die Signoria, binnen zwei Stunden sein Amt niederzulegen, widrigenfalls er für einen Rebellen erklärt würde. Am Sonntag Septuagesimae, den 11. Februar, bestieg Savonarola die Kanzel wieder; das Hauptthema seiner Predigten mußten natürlich die Exkommunikation, die Autorität des Papstes und die Freiheit des Gewissens bilden. Er focht die Gültigkeit der Exkommunikation an, bestritt die Irrthumslosigkeit des Papstes und erklärte den in Wahrheit für einen Ketzer, der seine Lehre bekämpfe.

Doch seine Feinde waren nicht müßig; in Rom ward die Erbitterung gegen ihn nach Kräften geschürt; auch sein alter Gegner Mariano de Gennazano sah die Zeit gekommen, seine Rache gegen den Prediger, welchem er in Florenz hatte weichen müssen, zu befriedigen. Am ersten Fastensonntage hielt er in der Kirche der Augustiner zu Rom vor den Prälaten und einer außerordentlichen Menschenmenge eine Predigt wider Savonarola. Doch auch bei dieser Gelegenheit ließ er sich durch seine Leidenschaft hinreißen und verletzte durch seine Schimpfworte die Zuhörer, welche eine glänzende Widerlegung Savonarola's erwartet hatten, sodaß auch dieses Auftreten sich zu einer Niederlage für Gennazano gestaltete.

Die neue für März und April gewählte Signoria war Savonarola feindlich gesinnt; sie verbot Savonarola das weitere Predigen. Und so hielt denn Savonarola am 18. März 1498 seine letzte Predigt. Acht Jahre lang hatte er in Florenz gepredigt; im Advent und in den Fasten bestieg er täglich die Kanzel, in den anderen Monaten hielt er an allen Festtagen Predigten. Von der Gemeinde, welche sich um seine Kanzel gesammelt, nahm er einen ergreifenden Abschied, empfahl dem Herrn alle Guten und bat ihn, nicht länger mit seinen Verheißungen zu zögern. In einem besonderen Briefe kündigte er dem Papste an, daß er sich, nach-

dem er in seinem Kampfe für den Glauben und die Verbesserung der Sitten vergeblich auf seine Unterstützung gehofft hätte, nun an Den wenden müsse, der die Schwachen auserwählt, um die Starken dieser Welt zu Schanden zu machen und die Stolzen zu verderben; und die Fürsten Europas rief er auf, ein allgemeines Konzil zu berufen und diesen gräulichen Papst abzusetzen.

Die Lage wurde für Savonarola immer kritischer; die Physiognomie von Florenz hatte sich wie mit einem Zauberschlage verändert; die Anhänger Savonarola's waren verschwunden oder hielten sich verborgen; er schien in der Stadt nur noch Feinde zu haben. Bald trat ein Ereignis ein, welches die Entscheidung brachte. Wiederholt hatte sich Savonarola darauf berufen, daß Gott ein Wunder thun würde, die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen. Hier setzten seine Feinde ein, um ihn zu verderben.

Ein Franziskaner forderte ihn zu einer Feuerprobe heraus, um die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen. Seine Gegner rechneten, daß wenn Savonarola in das Feuer ginge, er verbrennen würde; wenn er aber nicht hineinginge, er sein Vertrauen bei seinen Anhängern einbüßen würde; auch hofften sie, in der Verwirrung sich seiner Person bemächtigen zu können. Die Signoria ging auf den Plan ein und ließ öffentlich zur Feuerprobe auffordern. Für Savonarola trat sofort einer seiner begeistertsten Anhänger, der Dominikaner Fra Domenico Buonvicini ein; nun suchte der Franziskaner Ausflüchte; endlich am 7. April 1498 sollte die Feuerprobe stattfinden. Alles war zu dem Schauspiel auf dem Marktplatze bereitet; doch die Franziskaner erhoben eine Schwierigkeit nach der andern; der Franziskaner, welcher die Feuerprobe aushalten sollte, kam nicht aus dem Palaste der Signoria zum Vorschein; stundenlang harrte die Menge. Da stürzte plötzlich unter Donner und Blitz ein gewaltiger Regen nieder; nun ertheilte die Signoria den Befehl, daß die Feuerprobe

nicht stattfinden sollte. Jetzt brach ein gewaltiger Aufruhr unter der Menge los; die meisten schoben die Schuld auf Savonarola. Mit Mühe erreichten die Dominikaner ihr Kloster. Die Franziskaner schrieben sich den Sieg zu. „Zum Lohn für die geleisteten Dienste“ setzte ihnen die Signoria auf zwanzig Jahre eine jährliche Pension von sechzig Lire aus. Als sie sich dieselbe zum ersten Male auszahlen ließen, warf ihnen der Schatzmeister das Geld mit den Worten hin: „Da nehmt den Preis des verrathenen Blutes.“ In der folgenden Nacht stürmten die Arrabiati das Kloster von San Marco; Savonarola ward gefangen und mit Mühe von den Soldaten vor der Wuth des Pöbels geschützt; mit ihm wurden siebzehn Personen in den Kerker geschleppt.

Gleich in der Karwoche wurde Savonarola gefoltert; wie oft er auf die Folter gespannt wurde, läßt sich nicht mehr feststellen; mehr als einen Monat brauchte man, um die falschen Protokolle zu Stande zu bringen; und ein Augenzeuge versichert, er habe gesehen, wie er an einem einzigen Tage vierzehnmal gefoltert wurde. Es ist begreiflich, daß er einer solchen Marter nicht immer zu widerstehen vermochte. Zu der von der Signoria eingesetzten Kommission traten nach einiger Zeit die Kommissare des Papstes. Trotzdem gelang es nicht, ihm ein Vergehen nachzuweisen, auf das hin er hätte verurtheilt werden können. Aber schon früher hatte Alexander IV. geäußert: „Und wenn er Johannes der Täufer wäre, sterben muß er.“ Und als die päpstlichen Kommissare, der General des Dominikanerordens und der Bischof von Ilerda, Franz Romolino, ihren Einzug in Florenz hielten, schrie der Pöbel: „Tod, Tod dem Frate!“ Mit mildem Lächeln antwortete Romolino: „Sterben soll er auf alle Fälle!“ Die päpstlichen Kommissare kamen mit dem Entschluß, den Florentinern zu zeigen, wie man die Folter anwenden und die Antworten verdrehen müsse, um das gewünschte Resultat zu erlangen. Die Protokolle wurden gefälscht, zuletzt ein

untergeschobenes ihm zur Unterschrift vorgelegt, das Todesurtheil ausgesprochen. Als „Häretiker, Schismatiker und Verächter des heiligen Stuhles“ wurde Savonarola verurtheilt.

Am 23. Mai 1498 wurde in Gegenwart der päpstlichen Gesandten das Bluturtheil vollstreckt. Mit zwei seiner Genossen, dem genannten Fra Domenico Buonvicini und Fra Silvestro Maraffi wurde Savonarola auf dem Rathhausplatze an einen Galgen gehenkt und darauf wurden ihre Körper verbrannt.

Nun war das Gewissen des heiligen Vaters beruhigt.

7. Der Vorbote der Reformation.

Auf Savonarola kann man das Schillersche Wort anwenden:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Von Historikern und Theologen, von Staatsmännern und Dichtern, von Gelehrten und Künstlern ist er dargestellt worden, bald auf das Höchste gefeiert, bald auf das Tiefste verdammt. Er ist geschildert bald als Prophet, bald als unreiner Enthusiast, bald als Reformator, bald als Demagoge, bald als Heiliger, bald als Schurke, bald als selbstbetrogener Fanatiker, bald als heuchlerischer Betrüger, bald als guter Kopf, bald als Narr.

Der eine Papst, Alexander VI., hat ihn als „Häretiker, Schismatiker und Verächter des heiligen Stuhles“ verbrennen lassen, der andere Papst, Benedict XIV., hat ihn der Heiligsprechung für würdig erachtet. Der eine Papst, Paul IV., setzte einen Theil seiner Schriften auf den Index, der andere Papst, Leo XIII., gestattete, daß die italienischen Bischöfe ihre Zustimmung zu der Gedenkfeier für Savonarola aussprachen.

Luther wollte ihn „kanonisiren“, der Protestant Bayle brandmarkte ihn als betrogenen Betrüger. Rietschel hat ihn unter Zustimmung seines gelehrten Biographen Karl Hase auf

dem Wormser Luther-Denkmal neben Petrus Waldus, Huß und Wicliffe als einen Vorboten der Reformation dargestellt. Und Raffael verewigte Savonarola's Bild in den päpstlichen Prunkgemächern; in der Disputa überrascht uns hinter dem Profilkopfe des größten, von seiner Vaterstadt gleichfalls gerichteten Florentiners Dante das ernste Mönchsgesicht des Dominikanerpriors von San Marco.

Im 16. Jahrhundert wurde Savonarola in den italienischen Dominikanerklöstern als Märtyrer verehrt; im Jahre 1585 untersagte der Dominikanergeneral Sisto Fabri von Lucca diese Verehrung; in unserem Jahrhundert suchen die Dominikaner ihn „als einen mit heroischen Tugenden ausgestatteten Mann Gottes für die katholische Kirche wieder zu erobern" und verlangen seine Heiligsprechung.

Unter der geistvollen Leitung des protestantischen Theologen Martensen hat Nicolaus Lenau in einem besonderen Epos den Bußprediger von San Marco als Strafprediger wider moderne Ueberbildung und den Dämon des Pantheismus verherrlicht, und die englische Romanschriftstellerin George Eliot (Marian Evans) hat seinen Charakter in „Romola" geschildert.

Die Lauterkeit des Charakters Savonarola's ist auch von römischen Theologen anerkannt worden. Nur als Verirrungen können zwei Urtheile bezeichnet werden, welche einem blinden Vorurtheil für das geistvolle, aber sittenlose Bankierhaus der Medici entstammen. Das eine rührt von dem englischen Geschichtsschreiber Roscoe, einem bankerotten Bankier, († 1831) her, welcher urtheilt, daß Savonarola „in sich gerade die Mischung von Spitzbüberei und gutem Kopfe, Narrheit und Gelehrsamkeit vereinigte, die, wenn man sie mit dem Aberglauben zusammen trifft, den wahren Schwärmer ausmacht, dem die Beweggründe und die Folgen seines Betragens ebenso dunkel und unerklärbar bleiben, als sie es der übrigen Welt sind." Das andere hat Goethe gefällt. Er schreibt: „Diesem großen, schönen, heiteren Leben (Lorenzo's von Medici) setzt

sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen und trübt pfäffisch die in dem medicäischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde. Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzo's Tode die Stadt, die dessen Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen medicäischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß."

Die Biographen Savonarola's haben sich mit der Frage beschäftigt, ob er wirklich ein Prophet war. Er hatte seinen Geist an dem Studium der Propheten des Alten Testamentes genährt und erwartete bei seinen Gebeten und Andachten eine unmittelbare Vision Gottes. Und in der That hatte er manche Visionen. Eines Tages, während er mit einer Nonne sprach, sahe er den Himmel geöffnet, die künftigen Leiden der Kirche zeigten sich seinem Auge und er hörte eine Stimme, welche ihm befahl, sie dem Volke zu verkündigen. Von diesem Augenblicke an hielt er sich seiner göttlichen Mission gewiß. In eigenen Schriften hat er selbst sich über seine Visionen, sowie über seine Prophetengabe ausgesprochen. Ueber seine Prophetengabe hat er zwei Vorstellungsreihen entwickelt. Das eine Mal erklärt er seine Prophetie als eine unmittelbare Gabe von Gott, die davon unabhängig sei, ob er ein guter Christ sei. Er betrachtet sich als ein bloßes Werkzeug in Gottes Hand und glaubt, er könne, obschon ein Prophet, dennoch möglicherweise das ewige Leben nicht erlangen. Das andere Mal meint er aus dem Studium der heiligen Schrift seine Verkündigungen schließen zu können und stellt seine Gabe als Ergebnis echt christlicher Gesinnung hin. Aber beides schließt einander nicht aus; und dies, daß er nicht eine unanfechtbare Theorie über die Prophetie entwickelt hat, beweist nicht, daß er nicht ein Prophet war. Auch sein bedeutendster italienischer Biograph, Pasquale Villari, gesteht trotz seiner modernen Anschauung zu, daß man ihm einen „wunderbaren Instinkt" oder „die Ahnung der Zukunft" nicht absprechen könne. Eine unpar-

teiische Geschichtsschreibung wird einen prophetischen Geist in ihm anerkennen. Der bahnbrechende Biograph Savonarola's A. G. Rudelbach hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt, er widmet ihr in seinem Werke (1835) ein besonderes Kapitel. Er sagt: „Wenn irgend etwas klar aus dem Leben Savonarola's uns entgegentritt, so ist es seine Prophezeiung. Sie stützt und trägt seinen Begriff der Reformation, seine Wünsche und Schritte in dieser Beziehung; sie war der Fels des Aergernisses in Rom und Florenz, weil er eben als Prophet die herrschenden Laster der Kirche, der Fürsten und des Volkes zu züchtigen sich berufen glaubte; sie war es, die die Widersacher ergriffen, um mit einem Schein des Rechtes ihn als Volksverführer stempeln zu können."

In neuester Zeit hat der Halle'sche Professor der Philologie, F. Blaß, auf die Prophezeiungen Savonarola's wieder die Aufmerksamkeit gelenkt. Während gewöhnlich auf die Thatsache hingewiesen wird, daß Savonarola den Zug Karls VIII. nach Italien vorherverkündigt hat, erinnert Blaß daran, wie Savonarola in seinen 1496 und 1497 gedruckten Predigten die Plünderung Roms vom Jahre 1527, den Sacco di Roma, vorausgesagt hat. Blaß hat diese Thatsache apologetisch für die neutestamentlichen Weissagungen von der Zerstörung Jerusalems verwerthet. Und gegenüber dem Einwande, daß Savonarola nichts prophezeit habe, was nicht ein einsichtiger, der Verhältnisse kundiger Mann leicht vorhersehen oder ein Schwindler auf gut Glück hinwerfen konnte, giebt er zu bedenken, daß man bezüglich der Prophezeiungen Christi von der Zerstörung Jerusalems auch dergleichen sagen könnte.

Charakteristisch für die Wirksamkeit Savonarola's ist dies, daß sich in seinen Bestrebungen die sittlich-religiöse Erneuerung der Kirche untrennbar mit der politischen Regeneration Italiens und der Wiederherstellung der republikanischen Freiheit in Florenz verband. Bezeichnend ist die Ueberschrift, welche

er über die Kanzel im Dom setzte: „Jesus Christus, König der Stadt Florenz.“ Und ganz in seinem Sinne empfing ihn das Volk mit dem Rufe: „Viva Christo, viva Firenze!“ Er war ein politischer und ein religiöser Reformer. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von Luther. Dieser scheidet das bürgerliche und das kirchliche Leben, er betont, das Evangelium „hat mit bürgerlichen Sachen nichts zu thun.“ Er beklagt: „man hat es Alles untereinander gemenget, geistlich und weltlich Regiment“ und rühmt: „Ist derhalben eine treffliche Lehr und große Weisheit, wo man diese zwei Regimente wohl unterscheidet.“ Und im Anschluß an Luther betonen die evangelischen Bekenntnisse den Unterschied zwischen dem Reiche Christi und dem Staate. Die römische Kirche stellt als Ideal der Vollkommenheit das Klosterleben hin, in der Praxis macht sie aus dem Reiche Christi ein Weltreich und verweltlicht das Christenthum. Auch Savonarola's Ideal war das Mönchthum, aber er suchte dieses auch in der Praxis durchzuführen; aus dem Evangelium machte er ein Gesetz des äußeren Lebens; darin wieder berührt er sich mit den wiedertäuferischen Schwärmern, und diese Richtung steht der römischen Anschauung nicht so fern, wie es auf den ersten Blick scheint.

Savonarola war ein Mönch und blieb sein Lebenlang ein Mönch. Das Mönchsideal suchte er nicht nur in seinem Wandel, sondern auch in dem Leben der ganzen Bürgerschaft durchzuführen. Aus Florenz wollte er einen Mönchsstaat machen. Infolge seiner Predigten verließen viele Ehefrauen ihre Männer und gingen in ein Kloster. Savonarola vertrat sogar die Ansicht, daß bei einem vollkommenen Zustande in Florenz die Ehe ganz aufhören würde. Alles, was das Leben schmückt und verschönt, ward verpönt. Die ganze Stadt sollte ein großes Kloster werden. Nach römisch-katholischer Auffassung sah auch Savonarola die Vollkommenheit des christlichen Lebens in dem Mönchthum. Nach evangelischer Lehre soll der Christ die sittliche Vollkommenheit in der treuen Er-

füllung des irdischen Berufes erweisen. Nach der Lehre des Evangeliums, wie sie Luther wieder zurechtgestellt, besteht die christliche Vollkommenheit nicht in einer selbsterfundenen weltverneinenden und weltflüchtigen Heiligkeit, sondern in der Erfüllung des Willens Gottes im Glauben, der aufwärts gegen Gott geht, und in den Werken der Liebe, die abwärts gegen den Nächsten gehen, je nach dem Stande und der Stellung, die wir in der Welt einnehmen, so daß es sich am kürzesten zusammenfaßt in dies doppelte Wort: Glaube an den Herrn Jesum Christum und thue die Werke deines Berufes. Die römische Kirche unterscheidet eine doppelte Sittlichkeit, die niedere der „Vorschriften" und die höhere der „evangelischen Rathschläge". Die höhere Stufe soll der Mönch erreichen, dagegen ist die niedere für die übrigen Christen bestimmt. Während die römische Kirche also eine sittliche Vollkommenheit aufstellt, verzichtet sie von vornherein darauf, dieses Ideal durchzuführen. Diesen Dualismus suchte Savonarola zu überwinden; er wollte auch in dem bürgerlichen Leben das sittliche Lebensideal, wie es ihm sich im Mönchthum darstellte, durchführen.

An der Lehre der Kirche nahm er keinen Anstoß; er wollte das Leben verbessern. Sein Ziel war die Reform der Sitten: seine Parole lautete „Riforma". In seiner Lehre ist er von der römischen Kirche nicht abgewichen. Sein reifstes theologisches Werk, welches er schrieb, als er schon gebannt war, der „Triumph des Kreuzes" vom Jahre 1497, ist eine vollständige Darlegung der katholischen Lehre. Er giebt in diesem Werke eine Apologie der christlichen Religion; er beschreibt einen mystischen Wagen, der triumphirend die Welt durchzieht; auf ihm steht der siegreiche Christus mit der Dornenkrone und den Wundenmalen, erleuchtet von einem göttlichen Licht; in der Rechten hält er die Bibel, in der Linken das Kreuz; zu seinen Füßen stehen der Kelch, die Monstranz und alle Symbole der Sakramente; hier sitzt auch die Jungfrau Maria und ihr zur Seite sind die Urnen mit der Asche der

Märtyrer aufgestellt; vor dem Wagen die Patriarchen, Propheten und Apostel; zur Seite die Märtyrer und Kirchenväter, hinter ihm die zahllose Schar der Gläubigen. Am Schluß seines Werkes betont Savonarola, wie die Kirche als eine Einheit auch auf Erden ein sichtbares Oberhaupt in dem Nachfolger Petri habe. Darum müßten sich die Gläubigen um den Papst scharen als das Oberhaupt der römischen Kirche, welche die Meisterin aller anderen ist; und wer sich von der Lehre der römischen Kirche trenne, der trenne sich von Christo. Dieses Werk Savonarola's wurde in der römischen Kirche vielfach, selbst bei der Congregation De propaganda fide als Lehrbuch eingeführt.

Hat nun die römische Kirche ein Recht, den Prior von San Marco für sich zu reklamiren? Darauf ist die Antwort ein rundes Nein. Savonarola hat dem römischen Papste den Gehorsam aufgesagt. Das ist nach römischer Ansicht das schlimmste Verbrechen, das ein Mensch begehen kann. Savonarola ist von dem Papste wegen seines Ungehorsams exkommunizirt worden. Durch den päpstlichen Bann ist er von der römischen Kirche, weil er „gegen die rechtmäßige Autorität der Kirche rebellisch" war, als ein faules Glied abgeschnitten worden.

Es giebt nur eine einzige Möglichkeit für die heutige römische Kirche, Savonarola für sich in Anspruch zu nehmen. Sie muß die Unfehlbarkeit des Papstes daran geben. Savonarola ist von dem Papste Alexander VI. rite exkommunizirt worden. Eine päpstliche Exkommunikation ist nicht eine Privatsache, sondern eine amtliche Handlung. Wenn Alexander VI. den Prior von San Marco exkommunizirt hat, so hat er dies nicht als Alexander Borgia, sondern als Papst gethan. War nun, wie die römischen Theologen, welche Savonarola „für die katholische Kirche wieder erobern" wollen, behaupten müssen, Savonarola's Ungehorsam gegen die päpstlichen Breven und Bannbullen berechtigt, dann war die Exkommunikation durch

den Papſt unberechtigt. Dann hat ſich alſo der unfehlbare Papſt Alexander VI. geirrt; dann iſt es alſo mit der päpſtlichen Infallibilität nichts. Tertium non datur. Den korrekten römiſchen Standpunkt vertritt der Schüler Janſſens, Ludwig Paſtor. Er ſchreibt: „Dem katholiſchen Dogma als ſolchem iſt Savonarola in der Theorie ſtets treu geblieben; gleichwohl hat er mit ſeiner Leugnung der Strafgewalt des heiligen Stuhles und ſeinen Konzilsplänen, die im Falle des Gelingens zum Schisma führen mußten, praktiſch unkirchliche Tendenzen vertreten. Zur Entſchuldigung gereicht ihm gewiß, daß in Florenz, wie in Rom, ja in ganz Italien vielfach ſehr traurige ſittliche Zuſtände herrſchten, daß die Verweltlichung des Papſtthums in Alexander VI. ihren Höhepunkt erreicht hatte. Allein in ſeinem glühenden Eifer für eine ſittliche Erneuerung ließ ſich Savonarola nicht bloß zu den maßloſeſten Angriffen gegen hoch und nieder fortreißen, ſondern er vergaß auch vollſtändig die Lehre der Kirche, daß das ſündhafte, laſterhafte Leben des Oberen, auch des Papſtes, ſeine Jurisdiktion nicht zu erſchüttern vermag. Er glaubte gewiß aufrichtig und ehrlich, ein gottgeſandter Prophet zu ſein, lieferte aber nur zu bald den Beweis, daß der Geiſt, der ihn trieb, nicht mehr von oben war; denn die Probe göttlicher Miſſion iſt vor Allem der demüthige Gehorſam gegen die von Gott geſetzte höchſte Autorität. Dieſer fehlte Savonarola vollſtändig.“ —

Wenn Savonarola's antipäpſtliche Oppoſition proteſtantiſchen Charakter trägt, ſo liegt darin, daß er ſeine Predigten in der Volksſprache hielt und ſich auf die Bibel gründete, ein evangeliſcher Zug. Manche haben allerdings gemeint, daß er oft in lateiniſcher Sprache gepredigt habe. Aber das iſt ein Irrthum. Viele von ſeinen Predigten ſind allerdings im Original und in der erſten Ausgabe lateiniſch; das kommt von dem damals herrſchenden Gebrauche, alles Schriftliche

lateinisch abzufassen. Die Predigten, welche nachgeschrieben wurden, besitzen wir in italienischer Sprache; beim Schreiben zog Savonarola das Lateinische vor; auch die Randbemerkungen in seinen Bibeln sind lateinisch. Viele seiner Werke verfaßte er lateinisch und übersetzte sie dann selbst in's Italienische, — „für die Gesammtheit aller Gläubigen" — Worte, welche vor allen seinen Uebersetzungen wiederholt, beweisen, daß es irrig ist anzunehmen, Jedermann hätte lateinisch verstanden. Einzelne Predigten, welche von den Zuhörern italienisch niedergeschrieben waren, sind dann vom Herausgeber, um ihnen „eine mehr litterarische Form zu geben", in das Lateinische übersetzt. Die Predigten über das Buch Hiob wurden italienisch aufgezeichnet, dann in's Lateinische übertragen, und wieder aus dem Lateinischen in's Italienische zurückübersetzt; und der Herausgeber bemerkt dazu: „so wie sie in der That ursprünglich gehalten worden."

Auf die Bibel geht Savonarola zurück; aber in der Art seiner Schriftauslegung ist er ganz ein Kind seiner Zeit; er nahm einen vierfachen, ja fünffachen Wortsinn an: den wörtlichen, den geistigen, den allegorischen, den moralischen und den anagogischen Sinn. So z. B. erläutert er bei der Schöpfung das zweite Tagewerk die Bildung der Veste (wörtliche Auslegung) folgendermaßen: der Wille im Kampfe zwischen Seele und Körper (geistige Auslegung), Arche Noahs (allegorische Auslegung in Bezug auf das Alte Testament), die Apostel und die andern Heiligen (allegorische Auslegung in Bezug auf das Neue Testament), moralische Festigkeit (moralische Auslegung), ewige Dauer der Seligkeit und der Verdammnis (anagogische Auslegung).

Da Savonarola auf die heilige Schrift zurückgeht, finden sich bei ihm Sätze, welche ganz evangelisch klingen; aber man darf sich dadurch nicht verleiten lassen, seine Lehre als evangelisch hinzustellen. Es ist irreführend, einzelne Sätze aus dem Zusammenhange herauszugreifen und für sich zu betrachten;

man muß ſie in dem Ganzen ſeines Syſtems anſehen. Er predigt, daß wir ſelig werden ohne unſer Verdienſt durch die Barmherzigkeit Gottes; er weiſt auf die Bedeutung des Glaubens hin; aber er betont nicht minder die Nothwendigkeit der guten Werke für die Seligkeit. Den Glauben ſelbſt faßt er nicht in ſeiner evangeliſchen Tiefe, ſondern verſteht darunter vor Allem das Annehmen der Worte Jeſu und der Apoſtel. In ſeinen Bußpredigten bewegt er ſich mehr auf dem Boden des Alten Teſtamentes als im Evangelium; er droht mit den göttlichen Strafgerichten und fordert Buße; und die Frommen tröſtet er mit dem Lohne, welchen ihre Thaten finden werden. Auch in ſeinem Kampfe mit Rom ſpielt die irrige Lehre der römiſchen Kirche gar keine Rolle; um die Frage nach der Seligkeit handelte es ſich dabei nicht; nicht die Lehre der römiſchen Kirche griff er als eine ſchriftwidrige an, ſondern er bekämpfte das unſittliche Leben in der Kirche und das Verhalten des Papſtes. Der Satz von der Rechtfertigung allein aus Glauben iſt nicht der Artikel, auf dem ihm Alles ſteht, was er wider den Papſt, Teufel und Welt lehret und lebet. Daher kommt es, daß er die Jungfrau Maria als die Schutzpatronin von Florenz ſehr hoch hielt und bei Landesnöthen Prozeſſionen mit dem Bilde der Madonna veranſtalten ließ.

Die Glaubensgerechtigkeit iſt ihm auch nicht das Prinzip der Ethik. Die ſittliche Erneuerung erwartete er nicht von der Predigt des Glaubens, ſondern von der Predigt des Geſetzes. Dem Glauben gab Savonarola nicht ſeine prinzipielle Stellung über den Tugenden, ſondern ſah ihn als eine Tugend an. In ſeiner Ethik blieb er vollſtändig auf dem Boden der mittelalterlichen Theologie. Durch Auguſtin war in der Kirche die Lehre herrſchend geworden, nicht nur Glaube, Liebe, Hoffnung als einzelne Tugenden neben einander zu ſtellen, ſondern auch die Liebe als die eigentliche Tugend, alle andern Tugenden als die Entfaltung der Liebe

anzusehen; der Glaube wurde zu einer Vorstufe der Liebe. Und so preist auch Savonarola nicht die Macht des Glaubens, sondern vor Allem die Macht der Liebe; ohne sie wird nach ihm nichts vollbracht; wer Liebe hat, kann alle Gesetze leicht erfüllen. Er redet nicht von der sittlich erneuernden Kraft des Glaubens, sondern schreibt diese Macht der Liebe zu. So trifft auch ihn der Tadel, welchen Luther über die scholastischen Ethiker ausspricht, daß sie den Glauben nicht über, sondern neben andere Tugenden gesetzt, und daß sie nicht beachtet hätten, wie der Glaube erst alle andern Werke angenehm und würdig mache; und Paulus sage nicht, die Liebe sei thätig, sondern rede von dem in der Liebe thätigen Glauben. In Luthers bekanntem Lobpreis des Glaubens: „O, es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken," würde Savonarola nach seiner Anschauung an Stelle des Wortes „Glauben" den Ausdruck „Liebe" gesetzt haben.

Allerdings in seinen letzten Stunden hielt er sich allein an die Gnade Gottes und tröstete sich dessen, daß wir nicht durch unsere Werke gerettet werden, sondern nur durch Gottes Barmherzigkeit. In dem letzten Ringen des dem Tode entgegensinkenden Märtyrers taucht die Erkenntnis auf, daß auch die Lehre seiner Kirche dem Worte Gottes nicht Genüge leiste. Und was in seiner Seele Tiefen ahnend schlummerte, hat er in seiner im Kerker geschriebenen Erklärung des 51. Psalmes ausgesprochen. Daher konnte Luther diese Auslegung des 51. Psalmes als „ein Exempel der evangelischen Lehre und der christlichen Frömmigkeit" herausgeben. Aber es ist Luthers feines Taktgefühl, das ihn bezeugen läßt, daß „es wohl bisweilen scheinet, daß der Koth von menschlicher Theologie noch an seinen Füßen hange, damit er viel Zeit verderbt zu haben scheint."

Aber es heißt, Savonarola's Bedeutung künstlich hinaufschrauben sowie die Entwickelung der Kirche verkennen und

wiederum Luthers Bedeutung herabsetzen, wenn man Savonarola in eine Reihe mit Luther stellt. Luther überragt um eines Hauptes Länge alle Andern; durch ihn, dieses auserwählte Rüstzeug Gottes, hat die gesammte Kirche in ihrer gottgesetzten Entwickelung einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. Dieser höheren Stufe der Kirche, zu welcher sie durch Luther geführt ist, gehört Savonarola noch nicht an.

Savonarola's Ziel war eine sittliche Erneuerung der Kirche. Er gehört in die Reihe jener ernsten, sittenstrengen Persönlichkeiten, welche eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erstrebten, wie es in ihren besseren Tagen die Führer der Reform-Konzilien von Kostnitz (1414—1418) und Basel (1431—1443) gewollt. Doch ihre Bestrebungen waren durch die Machinationen der Päpste vereitelt worden. Einer Reform, welche auch das Papstthum umfassen sollte, widersetzten sich die Päpste auf das Aeußerste.

Doch durch die Reform-Konzilien war die Erkenntnis von dem in der Kirche herrschenden Verderben und von der Nothwendigkeit einer Erneuerung in weiten Kreisen der Christenheit verbreitet worden; und nicht Wenige waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Reform an dem Sitze des Verderbens, in Rom selbst, einsetzen müßte. Durch das Uebermaß des Gräuels empört, erhoben sich einzelne Männer und straften, den Propheten des Alten Bundes gleich, das Verderben der Kirche und die Sünden des päpstlichen Hofes. Doch dies vertrugen die Päpste nicht.

Nach dem Konzil zu Kostnitz trat in Flandern der Karmelitermönch Thomas Connecte als Bußprediger auf. Er strafte die Sünden der Kleriker und bestritt, ähnlich wie später Savonarola die Gültigkeit der Exkommunikation. Im Jahre 1432 wurde er auf Befehl des Papstes Eugens IV. gefoltert und lebendig verbrannt. Fünfzig Jahre später unternahm es ein kirchlicher Würdenträger, der Krainer Erzbischof Andreas, ein Dominikaner, in treuherziger Einfalt dem Papste Sixtus IV.

persönlich Vorhaltungen zu machen. Von diesem verhöhnt, eiferte er wider dieses „Teufelskind", das sich durch Simonie wie ein Dieb durch's Fenster in das Regiment der römischen Kirche eingeschlichen habe. Durch einen Anschlag am Münster zu Basel lud er am 13. Juli 1482 zu einem neuen Konzile ein, auf welchem die katholische Lehre reformirt, die Sitten verbessert, die Laster ausgerottet und ein allgemeiner Friede unter der Christenheit hergestellt werden sollte. Er endete sein Leben im Kerker zu Basel im Jahre 1484.

In diese Reihe gehört auch Savonarola; er ist der letzte Vertreter jener Richtung, welche eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erstrebte und auf den Reform-Konzilien von Kostnitz und Basel diese Reform in's Werk zu setzen versucht hatte.

Daher gebührt ihm eine Stelle unter den Vorboten der Reformation. Savonarola am Lutherdenkmale zu Worms ist nicht, wie ultramontane Fanatiker behaupten, „eine große in Erz gegossene geschichtliche Unwahrheit", sondern in Wahrheit hat er dort seinen Platz neben Petrus Waldus von Frankreich, Wicliffe von England und Hus von Böhmen erhalten.

Die römische Kirche hat auf diesen von ihrer höchsten Autorität exkommunizirten „Ketzer" keinen Anspruch, aber die evangelische Kirche kann ihn mit gutem Gewissen als einen „Zeugen der Wahrheit" feiern.

Wahrheit.

Erzählung von Max Vorberg.

Im großen Münchener Centralbahnhofe sammelten sich an einem sonnenhellen Morgen gegen Ende des Monats August die Scharen der Reisenden zum Schnellzug nach Reichenhall. Ein Hauch frischen, fröhlichen Lebens schwebt an solchen Spätsommertagen über dem dortigen Fremdengewühl bei der Abfahrt.

Man sieht um diese Zeit keine Geschäftsreisenden mit ihrer unbehaglich ausgeprägten Eigenart. Die gefürchteten Familienkarawanen der Sommerfrischler mit Kinderlärm und unglaublicher Gepäcks-Ueberladung drohen nicht mehr. Das Jahr ist schon zu weit vorgeschritten. Jetzt kommen die rechten Gebirgsfreunde, Alpensteiger, welche diese klaren Tage zu herzstärkender Mannesfreude gebrauchen, einzeln oder in kleinen muntern Gruppen, lufthungrige Professoren, die von knappen, strengen Gedankengängen auf Wildpfaden des Hochgebirges sich erholen möchten, müde Staatsmänner, die aus dem Dunst niederer Politik zu reinerer Luft sich erheben, nach dem Parlamentsgezänke eine große Stille suchen und ihre weittragenden Gedanken auf den verwandten Höhen einsamer Gipfel ausruhen lassen wollen.

Diese alle begrüßen die königliche Kunststadt Bayerns als den Vorhof ihrer jährlichen Befreiung. Für sie fangen die Alpen schon auf dem Münchener Centralbahnhof an.

Kein Wunder, daß in dieser Jahreszeit oft sehr anmuthende und in ihrer fröhlichen Erwartung liebenswürdige Reisegesellschaften sich zusammenfinden. Einige Wochen später kommen dann schon die armen Kranken oder jene behaglichen und genußverständigen, ausgedienten Existenzen auf ihrer Fahrt nach Süden hier vorüber. Im Winter macht sich dann die große Pause bemerklich. Der spärliche Geschäftsverkehr wird nur hin und wieder von der munteren Erscheinung einzelner glücklicher Paare von Norden her unterbrochen oder von Süden her durch die bleichen Gestalten, denen der entgegenkommende Arzt gern den Reisepaß in die Heimat schrieb, weil sie lieber zu Hause sterben möchten.

Heute war aber der rechte, strahlende, lebenathmende Reisetag, und ein fröhliches Stimmengewirr gab Zeugnis von dem gesunden und zuversichtlichen Empfinden der beweglichen Menge.

Durch den Engpaß der Billetkontrole schoben sich in langer Reihe die Reisenden und eilten dann mit wachsender Geschwindigkeit den geöffneten Wagen zu, um sich womöglich Fensterplätze zur Rechten zu sichern. Mit unverdrossenem Eifer stapelten die grüngeschürzten Hausknechte unzählige Gepäckstücke über den Köpfen der Reisenden auf und sprachen auf gehaltvolle Händedrücke ihre dankbaren Reisewünsche aus. Jeder Fremdling hatte dann einige Augenblicke mit sich zu thun, um sich für zwei Stunden möglichst behaglich einzurichten.

Da vollzog sich unter einem doppelten Freudenrufe eine Begegnung von so unmittelbar erquickender Art, daß jeder Zuschauer sich mitfreuen mußte.

In Begleitung eines mittelalterlichen Fräuleins mit wunderschönen, jungen Augen unter grauen Locken hatte ein schlankes, blondes Mädchen eben Platz genommen, als ein sehr großer, junger Mann von studirtem Aussehen, aber in vollblühender, frischer Kraft sich durch die Thür zwängte und mit liebenswürdigem, etwas kurzsichtigem Lächeln nach einem

freien Platze spähete. Die Augen der jungen Leute begegneten sich, — erst ein kurzes Anstarren, dann ein zweistimmiges Aufjauchzen — und sie lagen sich in den Armen.

Ein kleines, nervöses Kreischen des graulockigen Fräuleins beschloß den Vorgang. Die Mitreisenden hielten mit gutmüthigem Lachen das Handgepäck des jungen Riesen auf dem Schoße, wie die einzelnen Stücke ihnen zugeflogen waren.

„Arnold!"

„Anna!"

„Ach, lieber Junge!"

„Tante Elfriede."

Einige Minuten lang wogte es mit fröhlichen Ausrufen des Erstaunens und der Freude, mit Fragen, die keine Antwort erhielten, durcheinander. Dann trat eine schöne Ruhe ein, und es entwickelte sich eine ziemlich geordnete Unterhaltung, aus welcher die theilnehmenden Mitreisenden ohne Mühe den erfreulichen Thatbestand entnehmen konnten.

Ja — Arnold hatte seinen „Assessor gemacht" und floß nun über vor Glück, daß er seine Braut, die ihm für Gastein in heimliche Aussicht gestellt war, unvermuthet schon hier fand.

Ja, ja — Anna reiste mit Tante Elfriede nach Gastein und hatte von gar nichts gewußt, als daß Arnold in diesen Tagen daheim den hochwichtigen Schritt zum künftigen Glücke thun wolle.

Ja, ja, ja — Tante Elfriede mit dem ewig jungen, offenen Herzen und der zum Glück auch entsprechend offenen Hand hatte sich diese Ueberraschung ausgedacht und auf das Feinste und Sinnigste vorbereitet. Die geliebte Nichte, der sie schon so lange die Mutter ersetzte, sollte unter ihrer Führung die Schönheiten des Hochgebirges kennen lernen. Als Krönung der wundervollen Reise war der schnell in's Herz geschlossene Hoffnungsneffe heimlich eingeladen zum köstlich überraschenden Zusammentreffen im Wildbade. Da sollte die große Freudensonne ihren wohl vorbereiteten Aufgang nehmen und an irgend

einer entzückenden Stelle des herrlichen Thales die Begegnung der Liebenden unter allerlei, noch eingehend zu bedenkenden, sinnig poetischen Umständen erfolgen.

Nun war der Jubel etwas zu früh losgebrannt. Tante Elfriede war selbst die Ueberraschte.

Und noch dazu erfolgte die Freudenkatastrophe im engen Eisenbahncoupé, wo man so gar nicht unter sich war und wo der von innerlichem Jubel erfüllte, ruhelose Arnold mit seinem gewaltigen Gliederbau kaum Platz zu einer regelrechten Umarmung fand, ohne die Mitreisenden schwer zu bedrängen. Wer konnte aber auch denken, daß der Junge mit einer so stürmischen Eilfertigkeit aus dem Prüfungssaale in den Eilzug springen würde, sodaß er die Damen hier schon einholte? Man hatte doch in München einige Tage dem Kunstgenuß widmen müssen. Und nun hatte er auch noch denselben Plan gefaßt, über Reichenhall, Berchtesgaden und die Ramsau durch das Pintschgau nach Zell am See zu gehn anstatt direkt von der andern Seite über Salzburg! Konnte er denn nicht sich in München etwas aufhalten? Lockte ihn denn keine Kunst, keine Theke, kein Bräu? Jetzt erwischte er noch gar denselben Zug — „unsern Zug!“

Das Brautpaar war überglücklich und lachte darüber, daß Alles so gekommen war. Tante Elfriede mußte endlich auch über sich selbst und ihre Enttäuschung lachen, und das ganze überfüllte Coupé bildete mit verständnisvollem Lächeln den Chor.

Zu tieferer Aussprache konnte es freilich in Gegenwart von Fremden nicht kommen. Aber die leuchtenden Blicke und der warme, fröhliche Ton der Stimmen mußte hin und her ersetzen, was dem Worte an Vertraulichkeit versagt blieb. Die jugendliche Heiterkeit ließ sich gern an Mittheilungen äußerer Art genügen und legte den schönen Gehalt glücklicher Dankbarkeit hinein. Die Unterhaltung sprang munter hin und her.

„Anna, was macht denn die Reisetante?“

Die Erwähnung rief laute Fröhlichkeit hervor. Die Reisetante, ein wohlbegütertes altes Fräulein, machte alle Jahr mindestens drei große Sommerpläne, wozu sie alle Sachverständigen nah und fern schonungslos um Rath anging, um dann bei einem selbständig und genial entworfenen vierten Plane zu bleiben, das heißt eigentlich, unter dem stets erneuten Jubel der Neffen und Nichten irgendwie zu entgleisen. Bei völliger geographischer Unbefangenheit und altjüngferlichem Eigensinn gelangte sie niemals dahin, wohin sie eigentlich wollte. Ein Schreckensbild für sie war die ehrwürdige Stadt Hildesheim, wo sie einst um Mitternacht wider Wissen und Willen auf nie erklärte Weise sich ausgesetzt fand. Seit der Zeit wurde sie von der dunkeln Wahnvorstellung gepeinigt, jeder Courierzug könne sie verschmitzter Weise nach Hildesheim verschleppen. Denn jede Reiseroute schien sich diesem Unheilsorte zuzukrümmen.

„Nun, Arnold, was macht denn deine aufrichtige Tante?“

„O, Tante ist immer noch so lieb in ihrer herben Jungfräulichkeit, wie sonst, und weiß immer noch Alles besser, wie jeder Fachmann in seinem Fache. Mein schneidiger Repetitor ist gegen sie im Jus ein ganz dummer Kerl. Was man auch sage, oder was sie auch sagen wolle, es hat Alles einen und denselben Effekt: Schwapp, da hast du eins drauf! Sie kann nicht anders. Gedenkst du noch, Schatz, unserer Brautvisite bei ihr? Ich hatte dich nicht darauf vorbereitet, daß sie Freundlichkeit für eine unwürdige Schwäche hält und Grobheit für Charaktergröße. Du armes Kind, du dachtest, du müßtest eigentlich weinen über solche Aufnahme. Aber da sahest du mich an, und wir Beide begannen furchtbar zu lachen. Ich war sehr stolz auf dich. Sie verzog aber keine Miene. Ich habe ihr versprochen, sie zu Weihnachten mit einem schönen Wandspruch zu überraschen: ‚Die Worte des Weisen sind Spieße und Nägel.‘ Der ‚wahre Jakob‘, mein Freund, soll ihn mir brennen. Gebranntes Holz ist das richtige Material für sie.“

„Jugend ist gottlos," unterbrach Tante Elfriede das heitere Gelächter und fuhr dann milde ablenkend fort:

„Und was macht denn Ihr Freund, dieser ‚wahre Jakob'?"

„O, der macht immer sein gleichgültigstes Gesicht. Er tragirt den Stoiker und ist wohlauf in seiner Eigenart. Wenn er mich begrüßt, verzieht er ärgerlich den Mund. Mit mürrischer Miene sagt er die drolligsten Sachen und thut mir mit widerwilligen Blicken zu Liebe, was er irgend vermag. Der hat mir wirklich wie ein rechter Freund in der schweren Examenzeit beigestanden."

„Haben denn Männerfreundschaften wohl jemals rechten Herzensgrund und Bestand für ein ganzes Leben?" fragte Tante Elfriede, die solches Hin und Her der Unterhaltung nicht liebte und gern ein gediegenes und bedeutsames Gespräch führte. „Mich dünkt, der Mann werde von den Ansprüchen des Tages und seiner mehr grundsätzlichen Lebensanschauung zu sehr hingenommen, um gemüthstief in der Vergangenheit zu wurzeln oder sie fortzuleben."

Mit Lebhaftigkeit erwiederte Arnold:

„Sie glauben nicht, Tantchen, wie fest und zähe Freunde an einander hangen. Jahre und Jahrzehnte können vergehen, ohne daß sie sich sehen oder nur Briefe wechseln, und doch bleiben sie einander in geistiger Gemeinschaft treu, und treffen sie wieder zusammen, so zeigt sich's, daß die Zeit machtlos an ihnen hinging. Sie sind immer noch dieselben. Sie leben und lieben in einander die gemeinsame Jugend."

Hier fiel Anna lustig ein: „Was weißt du denn von solcher altersgrauen Weisheit? Du sprichst ja von der Jugend, als wärst du schon mindestens Gerichtsrath."

Auch Tante Elfriede lächelte wehmüthig und etwas überlegen: „Was ist Glück der Freundschaft, wenn man einander nicht hat? Lieben ohne Haben und Wissen könnte mich nicht befriedigen."

Aber Arnold fuhr zuversichtlich fort:

„Mein Vater hatte mit einem Freunde sechs Jahre auf der Schulbank gesessen. Das Leben trennte sie und führte sie nach vierzig Jahren, man denke: nach vierzig Jahren! — wieder zusammen. Sie erkannten einander als dieselben Freunde wieder und setzten die innere Gemeinschaft fort, der Eine ein Mann der Lehre und Wissenschaft, der Andere eine militärische Excellenz. Aber es war nicht anders wie in Quinta oder Tertia. Auch ich habe schon eine reiche, große Vergangenheit der Kindheit und Knabenzeit für mich als Zeugen und darf es zuversichtlich aussprechen: In der männlichen Freundschaft liegt eine Kraft, die ihr den Vorzug vor den Frühlingsblüthen der Mädchenfreundschaft verleiht. Die können die Sonne der Liebe nicht vertragen. Männerfreundschaft ist härter und derber, aber es ist Wahrheit darin. Und Wahrheit hat etwas Unvergängliches. . . .“

Arnold konnte nicht fortfahren, denn Tante Elfriede unterbrach ihn enthusiastisch:

„Ach, Wahrheit — ja Wahrheit, das große, räthselhafte Ding! Ich wollte schon davon anfangen, da du von der aufrichtigen Tante sprachst, die den Leuten Alles in's Gesicht wirft, von der Reisetante, die alle Welt mit Fragen plagt, ohne daß sie wirklich Rath annimmt, und von deinem störrischen Jakob, der alle seine Liebe verhehlt. Seit zwei Tagen leben wir ja nun in diesem Fragen und Forschen über die Wahrheit im Leben, Anna und ich. Arnold muß hören und entscheiden, wer Recht hat.“

Und nun erzählte Tante Elfriede mit der schönen Jugendlichkeit ihres Wesens von ihren anregenden und erfrischenden geistigen Erlebnissen in München. Die Damen hatten an den beiden Abenden ihres Aufenthalts zwei moderne Stücke gesehen, die das Problem, wie viel Wahrheit man den Menschen schulde, in ganz verschiedenem Sinne betrachteten und lösten. In seinem Stücke „Der Volksfeind“ erklärt Ibsen aller Lüge und Bemäntelung in der Gesellschaft den Krieg, predigt

die Wahrheit über Alles und erkennt in der rückſichtsloſen Geltendmachung derſelben die Befreiung des Lebens von Schuld und Kleinlichkeit.

„Nicht wahr, Anna, ſo war es doch?“

„Gewiß,“ ſagte das blonde Mädchen mit fröhlicher Beſtimmtheit. „Die Wahrheit hat das volle Recht, ſich zu bethätigen. Sie allein macht des Menſchen Gewiſſen frei. Mit Recht verwirft der haarborſtige Norweger, der wie ein Igel in eine faule und molluskenhafte Geſellſchaft hineinfahren will, alle Höflichkeits- und Verlegenheits-, alle Habſuchts- und Liebeslügen. Darin hat ſein edler und lieber „Volksfeind“ ganz recht. Ibſen kenne ich ſonſt nicht. An anderen Stellen ſoll er höchſt ungeſund ſein.“

„Aber nun hören Sie mich, Arnold,“ fing Tante Elfriede eifrig an. „Wenn Jeder Jedem immer Alles ſagen wollte, wie Ihre aufrichtige Tante, was käme dabei heraus? Grobheit und Rückſichtsloſigkeit der tollſten Art. Es würde zum reinen Hohn, wenn Einer des Andern tiefſtes Denken und heimliches Lieben an das Tageslicht und vor das Gericht zerrte und den ſchwer Verletzten dann beſchwichtigte: ‚Sei ruhig, mein Lieber. Das thu ich nur aus Wahrheitsliebe und zu deiner innern Befreiung.‘ Hier wird die angebliche Wahrheit zur Waffe der Bosheit. Paul Heyſe hat in ſeinem Stück, das wir kennen lernten — es heißt „Wahrheit“ — dieſe Ausartung gezeigt und uns warnend einen Spiegel vorgehalten. Ich ſtimme ihm völlig darin bei, daß liebreiche und zartverhüllende Schonung unſere Pflicht im Umgang iſt, und daß wir nicht gleich das grobe Geſchütz der rückſichtsloſen Offenheit auffahren dürfen. Liebe iſt mehr werth, wie Wahrheit. Aus Liebe und ſchonungsvoller Nachſicht muß man über Manches ſchweigen, um nicht Schaden anzurichten.“

„Tantchen, liebſtes!“ rief die nun auch in Eifer gerathene Anna. „Du widerlegſt dich ja ſelbſt, wie dein Dichter ſich ſelbſt widerſpricht. Liebevolle Schonung Anderer und ihrer

selbst haben ja gerade bei seinen Gestalten die faulen Verhältnisse großgezogen. Wahrhaftigkeit deckte sie auf und beseitigte sie. Gewiß — nach der Operation muß dann herzliche Liebe die Wunden pflegen und heilen. Aber faules Fleisch heilt man nicht mit Rosensalbe. Nein, her mit dem Messer! Es muß sein. — Sieh doch nur, wie beim Anfange des Stückes lauter ungesunde Geheimnisse herumlauern; aber am Schlusse herrscht frische Luft und Klarheit. Ich hatte meine ganz besondere Freude daran, wie gegen den feinen Meister Heyse, der so gerne moralische Kunststückchen macht und mit seinen arglosen Lesern und Hörern Reigentänze aufführt, daß man nicht mehr weiß, was Recht und Unrecht ist, hier sein eigenes Werk sich empört. Natürlich — die Wahrheit an sich ist stärker als seine Wahrheit."

Der als Schiedsrichter aufgestellte Arnold hörte voll Entzücken diesem Streite zu, und aus seinem hübschen, blonden Gesichte strahlte aufrichtige Bewunderung mit etwas Schalkheit gemischt.

„Ich möchte mich selbst beneiden, hier Kampfrichter zu sein. Tantchen, wenn Sie wüßten, wie Sie dies schöne Feuer der Begeisterung gut kleidet und in das Gewand unvergänglicher Jugend hüllt, und du, Anna — ach, wie schön und erhaben wird mir jeder Schwertstreich des Wahrheitsgerichts vorkommen, das du künftig einmal über mich halten wirst! Aber" — und hier wurde die harmlose, fast knabenhafte Freude, die sein offenes Wesen so liebenswürdig erscheinen ließ, zu einem ehrlichen Ernst — „die Frage berührt mich auf das tiefste. Ja, sie ist und bleibt wohl eigentlich die Frage meines Lebens. Ich habe dir von meinem lieben Freunde, dem Pastor Otto erzählt. Das hängt damit zusammen. Zu anderer Zeit möchte ich gern mich darüber aussprechen. Doch — jetzt wäre es Undankbarkeit, wenn wir nicht die Herrlichkeiten genießen wollten, die uns hier erscheinen."

Er wies nach dem Fenster zur Rechten.

Die Mitreisenden, die zuerst der lustigen Plauderei behaglich zugehört und die Reisetante wie die aufrichtige Tante diskret belächelt hatten, waren schon länger von der landschaftlichen Schönheit der Gegend erfaßt und gaben sich freudiger Bewunderung hin. Auch Anna, die zum ersten Male eines Hochgebirges ansichtig ward, fühlte sich jetzt von so frischer und lebhafter Begeisterung erfaßt, daß dagegen alles Andere zurücktrat. So ließ denn auch Tante Elfriede den „Volksfeind“ und Paul Heise's „Wahrheit“ bis auf Weiteres gern versinken.

Alle Drei versenkten sich in den Zauber der immer größer hervortretenden und dabei in ihrer reichen Fülle so friedevollen Gebirgsnatur. Im Vordergrunde fette Weiden, mit dunkelgrünen Wäldern umkränzt und hier und da mit stillen, klaren Weihern geschmückt, darüber die schön geschwungenen, aber noch sanft abgerundeten Matten und dann der ernste, hohe Zug der mächtigen, grauen Bergriesen, die dann und wann wie eine wundervolle Verheißung den Durchblick auf ferne, weiße Gipfel verstatteten.

Jubelnd wurde bei Rosenheim die nur bei ganz besonders klarem Wetter sichtbare, heute ganz silberhell leuchtende Pyramide des Groß-Venedigers im Durchblick zwischen zwei mächtigen Berggruppen begrüßt. Die Freude wurde stetiger und herzlicher, als der Zug sich nach Osten wandte und, den Krümmungen des Gebirges folgend, jene Gegenden durcheilte, die Arnold in seinen Studentenjahren fröhlich durchwandert hatte und nun mit herzlichem Willkommen neu begrüßen und den Andern erklären konnte.

Da stieg, im zarten, blauen Dunst verschwimmend, der schön geformte Wendelstein im Süden empor, um bald wieder zurückzubleiben. Aber immer mächtiger schob sich die gewaltige Bergkette heran, die von Rosenheim bis zum geheimnisvollen Untersberge bei Salzburg sich streckt. Da der lange, zackige Grat der Kampenwand, von deren Höhe, wie von einem königlichen Balkone, man rechts die Hochtauern in ihrer ganzen

Herrlichkeit und links die Seen des Salzkammerguts überschaut, während tief unten, wie ein köstlicher Teppich, das dunkelgrüne Thal von Aschau sich dehnt! Und dann der Hochgörn mit den steil abfallenden Wänden und ihrem dunkeln Schleppgewand von Tannenwäldern. Und seht doch! Hoch oben über schwindelnd jähem Absturz der Felsenmauer schwebend, klebend das Schnakenkirchlein, weißleuchtend wie ein Juwel auf farbigem Kleid.

„Und hier auf der linken Seite, in der weiten Ebene, mare Bavaricum, das Bayrische Meer, mein trauter Chiemsee!"

Arnold grüßte ihn mit Entzücken und gedachte der wunderbaren, verborgenen Reize, an denen der große Strom der Touristen achtlos vorüber fluthet, die aber dem stillen, empfänglichen Besucher im Spiel der Farben und Lichter auf der weiten Fläche wunderbar sich enthüllen. Wer hier zwischen Berg und See dahinfliegt, vermag sich keine Vorstellung davon zu machen, wie dieser scheinbar ganz im Flachlande liegende See, wenn man ihn von der stillen Fraueninsel überschaut, in den Riesenkranz der Berge innig eingeschlossen, die Herrlichkeit des Hochgebirges wiederspiegelt vom Wendelstein bis zum Watzman und Untersberge.

Die Herreninsel zieht die Schauluft der Reisenden an durch die trostlose und öde Pracht des mit unsinniger Eile aufgebauten und ewig unfertig zur Ruine verdammten Königs-Palastes. Ein großes Gewühl der aussteigenden und einsteigenden Reisenden erfolgte an der Dampfbotstation Prien. Die Drei blieben allein, und Arnold schilderte mit Jugendlust den Aufenthalt auf der kleinen Fraueninsel, wo im Schatten des schier tausendjährigen Nonnenklosters — den Münchener Malern, Dichtern und einem Kreise „wissender" Naturfreunde aus ganz Deutschland wohlbekannt — die alte, brave, weitberühmte Wirthin Julie ihre trauliche Schenkwirthschaft hielt, und wo Scheffel als fahrender Schüler seine Lieder vom See und Kloster sang.

Und Arnold stimmte nach eigener Komposition an:

„Am Untersberg steigt Gewölk auf;
Die Staufen umziehen sich fahl."

„Nein, bitte, kein schlecht Wetter!" lachte Anna. „Ich möchte im Lichte schwelgen und die Herrlichkeit der Gottesnatur haben."

„Das giebt's erst recht," frohlockte Arnold. „Höre zu:

„Heut wirft mich aus der Stube
Ein starker Sonnenschein.
Wohlauf, mein Fischerbube,
Heut muß gerudert sein!
Die Wasserbahn steht offen,
Die Kampenwand glänzt blau
Und badet ihre Schroffen
In klarem Morgenthau."

Eine sorgenlos glückliche Reisestimmung erfüllte die Herzen. Getragen, gehoben von der mit Weisheit gebändigten Kraft des tobenden Dampfes, dem Menschenklugheit die Bahn vorschreibt, vorwärts geführt mit stolzem Behagen, im Bewußtsein der Herrschaft, welche Gott dem Menschen über die Natur verlieh, erwärmt von der modernen Empfindung einer zweifellosen Sicherheit aller Einrichtungen, genossen sie auch in dieser Form des Reisens eine gewisse Poesie. Sie fühlten sich eins mit der dahinstürmenden Kraft, überflogen alle Hemmnisse der Entfernung, schwangen sich mit der Brücke über den Bach, durchbohrten die Felswand auf dunklem, funkendurchsprühtem Pfade — freudige Herrscher, soweit das Auge reicht. Vorüber glitten die heiteren Landschaftsbilder mit zauberhafter Schnelle. Das alte, behagliche Städtchen Traunstein blieb zurück. Die Reisenden glaubten noch niemals so schnell gefahren zu sein.

Der Zug näherte sich dem Städtchen Freilassing, wo die Bahn von der Salzburger Route nach Reichenhall abzweigt. Befremdet schaute Arnold auf, denn die rasende Geschwindigkeit mäßigte sich nicht. Der Zug stürmte in den Bahnhof und sauste am Stationshaus vorüber.

Da — was wollen die durch einander stürzenden Menschen auf dem Bahnsteige? Was winkt der Mann mit der rothen Mütze und gebärdet sich wie ein Verzweifelnder? Hört den gellen Schrei, oder ist das ein Nothsignal!? Plötzlich — ein furchtbarer Stoß und wieder einer! Gepäckstücke stürzen auf die vorwärts geschleuderten Reisenden herab. Und nun ein seltsam unheimliches, ja fürchterliches Drängen, Schrauben und Knirschen. Aus der Ferne ein bedrohliches Brausen, ein Rasseln und Aechzen — und der Zug kommt zitternd zum Stehen.

Was ist denn geschehen? Was bedeutet diese unheimliche, plötzliche Stille? Die Reisenden sahen einander an. Sie sind wohlbehalten bis auf einige Quetschungen, aber eine bange Ahnung läßt sie erbleichen.

Mit einem Sprunge war Arnold hinaus und vom hohen Trittbrett auf die Erde. Der Zug war weit über die Länge des Bahnsteigs hinausgefahren. Dichte Wolken von Rauch und Staub umgaben die vorderen Wagen.

Der Anblick der furchtbaren Verwüstung, der sich hier dem Herzueilenden bot, war unfaßbar und unverständlich. Da lag eine wüste Masse von Trümmern zusammengehäuft — das war ein Eisenbahnzug gewesen, ein armer, kleiner Lokalzug von sieben Wagen aus Salzburg, gegen den der furchtbar daherwüthende, mächtig lange Courierzug seine ganze Wucht geschmettert hatte. Wie ein erlegtes Unthier allmählich verröchelnd, drohte die vom furchtbaren Gegenstoß bei Seite geschleuderte Lokomotive mit ihrem Tender.

Dann traf Arnold auf wirre Haufen zerbrochener und zermalmter Holz- und Eisentheile, durchsetzt von buntfarbigen Fetzen zerrissener Stoffe, blinkend von Glassplittern. Die Maschine des eignen Eilzuges saß verbogen und mit den Holzrahmen zertrümmerter Wandungen behängt in einem dunkeln, schmutzigen Haufen unerkennbarer Zusammenballung. Ist denn das wirklich einmal ein Eisenbahnwagen gewesen,

dieſer Berg von langen, durch eine ungeheure Gewalt zerſchellten Streifen, dieſe aufgethürmten Stücke und Stückchen zerkleinerten Holzes?

Furchtbare Zeugniſſe einer entfeſſelten, elementaren Wuth! — Da ſtand der untere Boden eines Wagens mit den Rädern auf den Schienen, und zehn Schritte davon lag das ganze Gehäuſe ohne Decke, ohne den Schluß der Seitenwände, ohne erkennbare Sitzbänke, nur noch von einem loſen, durchbrochenen Rahmen zuſammengehalten in Schutt und Schmutz.

Da war ein anderer Wagen wie mit einem Meſſer auseinandergeſchnitten, die vordere Hälfte verſchwunden, zerblaſen, verwandelt in unerkennbare Faſern und Fetzen, die weithin den Boden bedeckten — die hintere, offene Hälfte ganz unbeſchädigt. Die Leute, die hier ſaßen, hatten in ſtarrem Schrecken die Gegenüberſitzenden davon geriſſen und verſchwinden ſehen.

Hatten dämoniſche Gewalten hier ihr Spiel getrieben und ihrer fürchterlichen Zerſtörungsluſt mit ausgeſuchter Bosheit genug gethan? Und wann war denn das alles geſchehen?

Vor einer halben Minute geſchah's, und ein Augenblick hatte dazu genügt. Arnold nahm alle dieſe Bilder in ſeine erregte Seele auf, der ſie ſich mit ſchmerzhafter Treue einprägten. Aber er ſah das alles, ohne zu begreifen, wie das möglich war. Dies traumhafte Schauſpiel hatte eine unheimlich prickelnde Anziehungskraft und einen grauenhaften Reiz der Neuheit. Dann ſchlug die furchtbare Wirklichkeit ihm miteinem Male auf's Herz, als er unter den Trümmerhaufen es ſich regen ſah. Wachsbleiche, blutüberſtrömte Geſichter, zuckende Hände wurden ſichtbar. Die Beamten des Zuges mit verſtörten, blutbeſpritzten Geſichtern, die Bedienſteten der Station eilten hinzu und begannen das traurige Hülfswerk — Alles unter dem drückenden, ſchwerlaſtenden Schweigen.

Erſt allmählich wuchſen die Töne der Klage, die Zurufe der Suchenden und Fragenden, die Befehle und Anweiſungen, die Ausbrüche der Erregung, die Bezeugungen des Mitleids

zu einem mißtönenden, peinlichen Geräusch zusammen. Seitab von den Schienen hatte man die armen Opfer theils zum stillen, klaglosen Verscheiden, theils zum Erwachen in ruheloser Qual neben einander gebettet. Andere lagen im Stübchen des Stationsdieners, dessen wackere Frau unermüdlich um die Leidenden besorgt war und mit thätiger Barmherzigkeit ihre Habe an Bettstücken, Leintüchern und Decken herausgab. Mit schwachen Jammertönen irrte ein todtenblasser Mann um die Trümmerhaufen und rief nach seiner Tochter. Als man das arme, junge Mädchen unter einem Haufen von Brettern platt auf den Erdboden gedrückt, aber sonst unverletzt vorgefunden und dem Vater zugeführt hatte, sank er still zusammen, da ihn die zärtliche Angst nicht mehr aufrecht hielt. Sie hatte ihn bis dahin unempfindlich gegen Schmerzen und Schwachheit gemacht.

Arnold sah dies alles, und ein fast körperlich quälendes Gefühl unsäglichen Mitleids ergriff ihn und weckte eine unwiderstehliche Helferlust. Er mußte etwas thun, um das ertragen zu können.

In die enge Behausung des Bahnwärters am nahen Uebergang der Landstraße über die Schienen hatte man einen schwerverletzten Mann getragen, der in Schmerzen stöhnte und für sein zerschmettertes Bein keine Ruhelage finden konnte. Arnold nahm sich seiner an, legte ihn mit Hülfe eines Bahnarbeiters zurecht und versah Samariterdienste nach Anleitung eines Arztes, der sich im Zuge befunden hatte. Gegenüber den armen Schwerbetroffenen empfand der kraftvolle, junge Mann seine wohlbehaltene Frische wie ein Unrecht, das er durch Liebesthat stillen und sühnen mußte. Unermüdlich erneuerte er die Umschläge aus dem Eimer mit kaltem Wasser, sprach dem schwer Leidenden zu und war herzensfroh, als der Mann aufhörte zu stöhnen und für die gute Lage seinem Pfleger dankte, der mit seinem gewaltigen Gliederbau sanfte und linde Hülfe zu leisten sich bemühte.

Plötzlich erscholl von draußen hundertstimmiges Angstgeschrei. Was für ein neues Unheil bereitete sich vor?

Von Salzburg brauste ein Personenzug auf der eingleisigen Bahn heran und schien grade in den Trümmerhaufen hineinfahren zu wollen, der die Bahnstrecke versperrte. Die schon tief erregte Menge war bei diesem Anblick in lautes Schreien und Weinen ausgebrochen. Hunderte von Händen streckten sich winkend und beschwörend empor. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und glitt dann auf dem vor der Station befindlichen Doppelgleise unschädlich und langsam vorüber, jedes Fenster mit schreckensbleichen und angstvoll starren Gesichtern angefüllt — von beiden Seiten her ein Anblick zum Entsetzen.

Arnold setzte sein Werk mit Pflichteifer fort und empfand dabei eine wohlthuende Befriedigung. Er merkte es nicht, wie es draußen still und immer stiller wurde. Die unverletzte Wagenreihe des Courierzuges war losgekoppelt. Eine neue Maschine war zur Stelle. Die Reisenden sammelten sich. Die alte pflichtmäßige Ordnung war mit unverbrüchlichem Anspruch wieder in ihr Recht getreten. Kaum dreiviertel Stunden waren vergangen, und schon war der Zug zur Weiterfahrt nach Reichenhall fertig.

Plötzlich fuhr Arnold wie aus einem Traum empor und sah sich mit seinem Verwundeten allein — draußen Alles still. Ein scharfer Riß ging durch sein Inneres.

„Anna! Tante Elfriede! Wo sind sie?"

Er rief der Bahnwärterfrau zu, die eben einen Eimer frischen Wassers brachte, sie möge seine Stelle einnehmen, drückte seinem Pflegling mit herzlichem Wunsch die Hand und stürzte hinaus.

Alles leer — weit weg, jenseits des Stationsgebäudes stand der Zug, im Begriff, abzufahren. Nur zwei weibliche Gestalten auf dem Bahnsteig daneben. Ihr Gepäck wurde eben herausgereicht und neben sie gestellt. In langen Sätzen

ſprang Arnold heran, und die Rathloſigkeit ihrer blaſſen Geſichter wich einem hellen Aufleuchten, aber in ſeine Seele fiel ein ſchwerer, dunkler Schatten des Vorwurfs. Wie konnte er ſich das je verzeihen!

Er hatte ſie ja vergeſſen, — ſeine Anna, alle Beide vergeſſen.

Die Begrüßung war eine wehmüthig freudige, tief erregte. Der weichherzige Zugführer hatte bei Arnolds Anblick das Signal zur Abfahrt zurückgehalten. Schnell waren die Drei mit ihrem Gepäck untergebracht. — Der moderne Menſch iſt ein ſeltſam geartetes Weſen. Kaum Einer unter den Hunderten von Reiſenden empfand ein Bangen, als er ſich auf's Neue der Gewalt eines Dampfroſſes überließ; doch durch alle Wagen ſchwirrte die aufgeregte Erörterung über den Hergang des Unglücks und die unverantwortliche Leichtfertigkeit, daß der Eilzug der Führung eines Maſchiniſten überlaſſen geweſen war, der dieſe Strecke noch nie ſelbſtändig befahren hatte. War es wirklich ſo? Oder hatte die Bremſe verſagt? Wer konnte es wiſſen! Er ſollte Freilaſſing für die längſt paſſirte Station Teiſendorf gehalten haben und war mit voller Kraft durchgegangen. Als er die Angſt der dortigen Beamten ſah, war es zu ſpät geweſen. Vielleicht daß im tiefſten Herzen bei den Meiſten auch wie ſtilles, fernes Läuten der Klang ſich regte:

„Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen,"

aber die Aufregung mußte im lauten Gerede ſich Luft machen. Tante Elfriede ſprach in haſtigen Worten ihre tiefe Ergriffenheit aus, wie dem unglücklichen Maſchiniſten zu Muthe ſein müſſe. Anna litt noch unter dem entſetzlichen Eindruck des hundertſtimmigen Angſtgeſchreis, als der zweite Zug von Salzburg ſich nahte. Ihre Augen ſuchten voll innigen Dankes für die gnädige Obhut, die ihnen zu Theil geworden war, den Blick ihres Verlobten, deſſen Hand ſie mit feſtem Druck umſchloſſen hielt, aber unaufhaltſam floſſen Thränen über ihr

blasses Gesicht. Arnold kämpfte mit der immer wachsenden Pein der Selbstanklage: „Du hattest sie vergessen, — dein Liebstes, dein Bestes.“ Er vermochte ihren warmen, vollen Blick nicht zu ertragen.

Alle Schreckensbilder und furchtbaren äußeren Eindrücke wichen vor diesem tief innerlichen Wehgefühl zurück. Wie im Traum betrat er in Reichenhall mit seinen Damen den schattigen Wirthshausgarten gegenüber dem Bahnhof. Mit ihnen empfand er das demüthigende Gefühl von der zähen Tyrannei der Leiblichkeit, die trotz aller erschütternden Eindrücke das fällige Mittagsmahl verlangte und würdigte.

Als sie die Bahnfahrt durch die waldigen Abhänge des Untersbergs über den Hallthurn-Paß nach dem schönen Berchtesgaden fortsetzten und dort ersehnte, stille Einkehr fanden, stellte sich bei Anna und Tante Elfriede die Ruhe wieder ein, die geistig gesunden Naturen bei aufrichtigem Verlangen nach Sammlung bald zu Theil wird. In Arnold wuchs die Unruhe und Selbstqual in der Stille der Umgebung nur um so mächtiger empor.

Er warf sich selbst unablässig vor, wie er in der hohen Erregung jener Stunde mit Anna vor Allen hätte innerlich vereint sein müssen, mit der er das ganze innere und äußere Leben zu theilen gelobt hatte. Und er hatte sie vergessen! Ihre stille, klare Ruhe, die ihn nicht mit aufgeregten Fragen und Vorwürfen bestürmte, sondern sich nur der Gemeinschaft mit ihm erfreute und so herzenswarm entgegennahm, was er ihr kleinlaut und gedrückt von seinem Pflegling im Bahnwärterhäuschen erzählte, den er mit den Handtüchern und Servietten der freundlichen Frau besorgt hatte, demüthigte ihn tief. Er kam sich unwerth und unwahr vor. Und der furchtbare Gedanke der Unwahrheit wurde zum Schreckensbilde einer Schuld, die schwarze Schatten auf sein junges Glück warf.

Ein wundervoller Sonnentag folgte und ließ die Reisenden die heitere Ruhe und kraftvolle, farbenprächtige Schönheit des

Berchtesgadener Thals genießen. Durch den dichten Wald stiegen sie zum Salzberg hinauf und hatten ihre Freude an den behaglichen Gehöften in Busch und Flur, wie sich die Väter nach Gefallen einst angebaut hatten, je nachdem eine Quelle, ein Waldschatten sie gelockt. Die fröhliche Bewohnerschaft in ihrer, vom wankenden Greise bis zum kaum flügge gewordenen Büblein treulich bewahrten, Landestracht, noch nicht von socialer Zwietracht zerrissen oder vergällt, sangeslustig und zutraulich, belebte wohlthuend das helle Landschaftsbild.

„O, wie liebe ich Deutschland!“ rief Anna. „Und daß ich hier ebenso zu Hause sein darf, wie in der Mark Brandenburg, wie wunderschön!“

Am Abend saßen sie auf der Terrasse der „Post“ und sahen den Mond über dem Watzman schweben und die kleinen Spitzen und Grate auf seinem Sattel mit wechselnden Lichtern versilbern. Unten im Garten saßen Führer, Kutscher und Knechte um lange Tafeln hinter den Maßkrügen; die Zither wanderte im Kreise der Kunstfertigen, und fröhliche Lieder, Schnadahüpfeln und Juchzer lösten in unbefangener Lustigkeit einander ab. Tante Elfriede war entzückt und genoß mit vollen Zügen. Sie meinte, es sei, als läse sie „Um Sunnawend“ von Karl Stieler. Arnold fühlte sich von einem wachsenden, dumpfen Wehegefühl gepackt. In der freien, ungehemmten Entfaltung ihres gesunden Wesens erschien ihm Anna immer lieber und schöner. Er selbst verurtheilte sich mit immer stärkerer Unbarmherzigkeit. Er erklärte sich selbst für unwürdig so hohen Gutes und Glückes und verurtheilte sich zu der furchtbaren Buße, ihr gestehen zu müssen, daß er sie nicht wahrhaft liebe, nicht liebe, wie sie es verdiene, geliebt zu werden.

Mit selbstquälerischer Grausamkeit verlangte er von sich als pflichtmäßige Bezeugung der Wahrheit dies entsetzliche Eingeständnis seiner Schuld vor ihr. Seine Schwachheit schob es hinaus. Aber seine Wahrhaftigkeit drang auf Erfüllung.

Inzwiſchen wurde ihm das Glück des Beiſammenſeins zur Qual. Gegenüber jedem freundlichen und liebreichen Blick, den ſie ihm gönnte, jeder unſchuldig liebkoſenden Vertraulichkeit, die er von ihr annahm, dünkte er ſich unwahr und unredlich.

Auf der wundervollen Fahrt über den Königſee am nächſten Tage empfing ſeine kummervolle Seele von der düſtern Umgebung die Anregung zu ſchwarzen und troſtloſen Gedanken.

An der jähen Felswand des rechten Ufers, wo die unergründliche Tiefe der dunkelgrünen Fluth den Blick unheimlich hinabzieht und in Grauſen verſenkt, meldet eine Erinnerungstafel von 1744 den Untergang eines Wallfahrerſchiffes mit vielen armen Seelen. Der Sepp oder Loisl, der das Ruder führte, erklärte auf Tante Elfriede's zaghafte Frage, was man thue, wenn hier ein Nachen umſchlage, kaltblütig: „Da giebt's nix zu thun — da iſt ka Gnad'." Anna ſuchte verſtohlen Arnolds Hand und hielt ſie feſt. Aus ſeinem Herzen ſtieg der heiße Wunſch: „Lieber, ach, viel lieber Hand in Hand hier verſinken, als dieſe Hand zum Abſchied drücken müſſen!"

Von ſeiner herzlichen, oft ſchier knabenhaften Fröhlichkeit war jede Spur entwichen um einer ſchmerzlichen Sanftmuth Platz zu machen. Mit einer gewiſſen demüthigen Dankbarkeit nahm er die ihm noch geſchenkte Liebe an. Die beiden Damen empfanden dieſe Veränderung und verſtändigten ſich leicht dahin, daß es eine Folge der Nervenerſchütterung bei dem Eiſenbahnunglück ſei. Das war nur allzu erklärlich, zumal nach der angeſtrengten Examensarbeit. Mit zarter Schonung gingen ſie darüber hinweg und wandten ihm um ſo inniger ihre liebreiche Fürſorge zu.

Die ſchweigende Majeſtät des Oberſee's that Arnold wohl. Hier ſprach eine Größe zu ihm, vor welcher ſein Schmerz ſich nicht herauswagte. Aber das fröhliche Treiben, das ſie bei ihrer Rückkehr am Strande empfing, als Hunderte von Beſuchern aus Berchtesgaden, Reichenhall und Salzburg durcheinander wogten, dünkte ihm unerträglich. Er war froh, als

sie im Wagen saßen, um die Fahrt durch die Schattengründe der Ramsau, vorüber am Hintersee und über den Hirschbühel anzutreten.

Während dieser schönen, stillen Stunden, in denen er eine süße Ahnung von dem Glück eines dauernden Zusammenseins mit Anna empfing, wie es ihm zugedacht gewesen wäre, rang seine arme Seele mit der Nothwendigkeit, diesem Glück zu entsagen. Gab es denn keine Möglichkeit, diesem furchtbaren Geständnis seines Unwerthes zu entgehn?

Die Wahrheit in ihm sprach ihr unentwegtes, gebieterisches Nein.

Spät Abends langten sie im Gasthaus „Zur Frohnwiese" an, das im thauglänzenden Mondnebel zwischen den schweigenden Wiesen lag. Als Arnold zur Ruhe ging, klang das Posthorn des Wagens, der von Lofer nach Saalfelden geht, wehmüthig durch das Thal, und die verhallende Lieblichkeit des Tones schien ihm das Vergehen seiner Lebenshoffnungen zu bedeuten.

Er schlief mit dem festen Entschluß ein, morgen sein Schweigen zu brechen und mannhaft die Wahrheit zu gestehen. Das unwahrhaftige Glück durfte nicht länger dauern, trotz der bestrickenden Süßigkeit.

Aber dieser neue Tag war wieder so unbarmherzig schön! Dieses im jungen Tageslichte leuchtende, wie von köstlichem Schlafe erfrischte Thal mit den dunkeln Waldbergen und den grünen, lachenden Matten — dazwischen die kühlen blauen Schatten — wollte keinen Gram zu Worte kommen lassen. Wo der Weg in's Prinzgau mündet, hat man für einen Augenblick die Ausschau auf den Großglockner, dann lagern sich bis zum Ende der Fahrt die breiten, silberschimmernden Hörner der Hochtauernkette davor und blicken mit ihrer freundlichen Majestät herab auf die grünen, niederen Berge und den kleinen, blauen See von Zell. Eine Schar von Hotelpalästen drängt sich an seinem Ufer, als wollten sie den Versuch

machen, die Größe der Natur zu verkleinern, aber die Herrlichkeit der göttlichen Großthat läßt gütig das Treiben der Kleinen zu und gönnt Allen, die offene Augen und Herzen haben, den Anblick ihrer unverminderten Schönheit.

Am Abend saßen die Drei auf der Terrasse des Hôtels und schauten in die Mondespracht hinaus. Ueber den See zog sich eine breite Straße von Licht und endete drüben an dem Prachtbau des Schlosses Fischbach, dessen Fenster blitzten, als sei darin eine hohe Festespracht entzündet. Die Thüren zum Salon standen weit auf, und in das befriedigte Schweigen hier draußen tönte gedämpft die Unterhaltung der Gäste von drinnen an den Tischen. Tante Elfriede empfand ein harmloses Vergnügen daran, die einzelnen Persönlichkeiten kennen zu lernen und zu studiren. Die nächste Gruppe an der Thür erfüllte mit so großer Gewissenhaftigkeit die Pflichten gesellschaftlicher Höflichkeit, daß bei den exakt ausgeführten Vorstellungen die Personalien zur allgemeinen Kenntnis kamen. Mehrere Kurgäste aus Gastein befanden sich auf der Heimreise. Sie waren einander dort begegnet, ohne sich näher kennen zu lernen. Hier trafen sie wieder zusammen und tauschten ihre Erfahrungen aus.

Da saß eine überaus liebenswürdig und fein aussehende Frau Doktor Rahlecke aus Lübeck mit ihrer Nichte. Ihr einnehmendes Wesen, dem Tante Elfriede unwillkürlich aus ihrer Monddämmerung sympathisch zulächelte, war der freundliche Anziehungs- und Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Zu ihr trat ein kurzer, bureaukratisch aussehender Herr und begrüßte sie in scharf sächsischem Dialekt: „Ich bin der wirkliche Geheimrath Müller aus Dresden“. Er legte dabei mit tiefer Verbeugung beide Hände auf seine Brust. Sie begannen eine lebhafte Unterhaltung.

Zu ihnen gesellte sich eine wohlhabend aussehende Dame mit den getrübten Vokalen des Welfenlandes: „Ich bin Frau

Senator Rosenbutt aus Braunschweig; die Herrschaften werden von den Sammlungen meines Mannes gehört haben."

Frau Doktor Rahlecke stellte den Herrn vor: „Herr Geheimrath Müller aus Dresden."

„Wirklicher," ergänzte er, legte beide Hände auf die Brust und verneigte sich tief — wie es schien — vor sich selbst.

Beide Damen waren weitgereist und sehr kunstverständig. Das Gespräch war bald in Rom, bald in Florenz, bald in Venedig. Der Geheimrath konnte nicht mit. Aber Tante Elfriede rückte immer näher an die leuchtende Saalthür und hätte sich gern den Damen angeschlossen und an der Unterhaltung betheiligt. Anna ermuthigte sie lachend und hoffte dabei noch einmal die Vorstellung des wirklichen Geheimraths zu genießen, der sich offenbar augenblicklich sehr isolirt fühlte.

Arnold war in stilles Brüten versunken und hörte gedankenlos zu, wie die beiden fremden Damen ihr künstlerisches Entzücken austauschten:

„Botticelli — nicht wahr köstlich?"

„Ach ja — Botticelli!"

Da fuhr der Geheimrath dazwischen: „Meine geehrten Damen, haben Sie den Pastor Otto vor ihrer Abreise in Gastein gesehen?"

„Pastor Otto in Gastein!" Arnold richtete sich auf, und seine traurigen Augen erhellten sich.

„Ist das dein Freund Otto, dein Pastor? Wie kommt er nach Gastein?" fragte Anna.

„Ich muß dir von ihm erzählen, Anna. Es war längst meine Absicht. Du kennst ihn ja noch nicht persönlich. Laß uns ein wenig auf und niedergehen. Tantchen nimmt gewiß gern an der Unterhaltung der Damen da drinnen Theil."

Sie standen auf, um im Mondlicht Angesichts der klar beleuchteten Berge hin und her zu wandeln, und Arnold erzählte:

„Als ich mit vierzehn Jahren zum Confirmanden-Unterricht kam, waren mir, wie den meisten Knaben meines Alters,

religiöse Dinge in ihrer lebensnothwendigen Gültigkeit und Kraft ziemlich fremd. Religion war uns etwas Gegebenes, Wohlanständiges. Ich hatte wenig Veranlassung, darüber nachzudenken. Unser Pastor Otto war ein für seine Jahre jugendlicher und geistig sehr lebendiger Mann. Er wußte den Unterricht in mannigfacher Weise anziehend zu gestalten, und man merkte ihm die eigne Freude am Lehren dabei an. Aber es war noch etwas mehr dabei. Er hatte uns lieb und bemühte sich, seine Ueberzeugung als das, was ihm selbst das Heiligste und Theuerste war, uns lieb zu machen und zum Eigenthum zu geben. Ich war ein zurückhaltender Junge und kannte noch keine innige Freundschaft. Aber zu diesem Manne gewann ich ein rückhaltloses Vertrauen und große Zuneigung. Er sah es mir an, denn als das Unterrichtsjahr schloß, nahm er nicht Abschied von mir, sondern sagte, wir müßten in treuer Verbindung bleiben. Im Großen und Ganzen wünschte er das wohl bei möglichst vielen Schülern; aber bei mir geschah es in einzigartiger Weise. Vielleicht war ich vor Andern empfänglich. Ich theilte ihm alles Wichtige aus meinem äußern und innern Leben mit, und wir standen in einer vollen, geistlichen Gemeinschaft. Ich war damals sehr glücklich in meiner warmen und unmittelbaren Frömmigkeit.

„In jener Zeit — mein väterlicher Freund war auf einer längeren Urlaubsreise — kam ich in einen sehr angenehmen und liebenswürdigen Verkehr mit Leuten, die einen ganz radikalen religiösen Standpunkt hatten und mit ihrer geistigen Freiheit und Voraussehungslosigkeit mir sehr imponirten. Es ist mir in der Erinnerung kaum recht verständlich; aber ich muß dir sagen, ich verlor damals Alles — Alles.

„Pastor Otto hatte im Unterricht den vollen Nachdruck auf die Wahrheit der Ueberzeugung und die Unverbrüchlichkeit des Vertrauens gelegt. Als mir jetzt klar wurde, daß ich Alles fortgeworfen habe, was mich mit meinem alten Freunde verband, daß das Hohe und Heilige, in dem wir uns zu-

sammengefunden hatten, nicht mehr für mich bestehe, erkannte ich es als meine Pflicht, ihm das zu sagen, obwohl ich ein tiefes Schmerzgefühl empfand. Denn nach meiner Meinung konnte das nur den Bruch unseres Vertrauensbundes und den Abschied für immer bedeuten.

„Ich sagte ihm Alles. Ihm mochte wohl zu Muthe sein, als stürze ein mit treuem Fleiße und sorgsamer Liebe aufgebautes Werk zusammen; aber er hatte kein Wort der Klage oder des Vorwurfs für mich. Er sagte nur: „Das ist gut, daß du mir ganz aufrichtig die Wahrheit sagst. Ich verlasse mich bei dir auf zwei Worte der Bibel von großer Schlichtheit und Klarheit. Das eine: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen," und das andere: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." — Und er blieb zu mir liebreich wie früher und von eingehender Herzlichkeit.

„Da fing ich noch einmal an, ihn lieb zu haben. Du weißt, Anna, daß ich mich zurückgefunden habe und mit ihm wieder innerlich eins bin. Aber seit der Zeit ist mir das Gebot der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit in der Liebe ganz unverbrüchlich geworden. Doch es ist sehr schwer, Anna, diesem Gebote immer treu zu bleiben, und doch muß es sein." — Vor seiner Seele erhob sich das Pflichtgebot der Wahrheit. Jetzt war der Augenblick gekommen, und er mußte reden. Die arme Anna war über diese herzliche Aussprache tief beglückt und dankte ihm in ihrer Ahnungslosigkeit aus voller Seele. Sie wollte mehr vom Pastor Otto hören; der Freund ihres Bräutigams war ihr wichtig und werth geworden. Wie kam er plötzlich nach Gastein?

Arnold wußte es nicht, setzte aber wohl voraus, daß der Pastor, der schon früher öfters in der kleinen evangelischen Kapelle des Wildbades den geistlichen Dienst versehen habe, dorthin plötzlich zur Stellvertretung für einen etwa erkrankten Geistlichen berufen sei. Vor seiner Abreise nach dem Examen hatte ihn Arnold nicht mehr gesehen. Aber er mußte mit

ihm sprechen; das stand fest. Vielleicht konnte ihm der treue Freund einen Rath geben. Vielleicht war noch eine Rettung innerhalb der Wahrheit möglich.

Seufzend, doch mit einer geheimen, wehmüthigen Freude nahm Arnold diese Gnadenfrist dahin.

Jetzt gesellte sich Tante Elfriede wieder zu ihnen. Sie war enttäuscht. Frau Senator Rosenbutt hatte von den Sammlungen ihres Mannes erzählt; der wirkliche Geheimrath hatte gemeint, in Dresden hätten sie das alles weit schöner. Dann waren sie Beide so ungemüthlich gegen einander geworden, daß die nette Frau Doktor Rahlecke sich mit ihrer Nichte zurückzog. Und nun saß an der Thür ein Haufen Radler, die empörende Fachgespräche führten. Dazwischen klang das donnernde Organ eines blondzottigen Enaksſohns in sehr knappem Lodengewande, der die jungen Leute anschrie, sie sollten immer hübsch mäßig sein, und den Tisch unter seinen Fäusten krachen ließ. Noch auf der Treppe hörten die Reisenden seine schmetternde Wachtpostenstimme: „Ich bin der Regierungsrath Sanftleben aus Berlin!“

Dem schönen Abend folgte ein heller, kalter Morgen. Der Eisenbahnzug führte seine Passagiere an der brausenden Salzach entlang auf schmalen Galeriebauten, durch Trümmer und über donnernde Brücken, an den Mündungen des Fuscherthals und der Rauris vorüber, unter dem malerischen Taxenbach hin nach Lend — eine ununterbrochene Kette wildschöner Gebirgsbilder.

Dann sagten die Drei dem heulenden Dampfzug für eine längere Reihe von Tagen Valet und ließen sich in die gewaltige Hochgebirgswelt hinein und auf dem steilen Pfade des Klammpasses vom Vierspänner emporschleppen. Es war, als versänke hinter ihnen die bekannte Welt. Jenseits der erschreckend drohenden Felsenthore öffnete sich eine neue, stille Alpenwelt und umfing sie mit der wunderbar reinen und würzigen Luft der Hochmatten.

Die mehrstündige Fahrt war ein andauernder Genuß. Selbst der trübsinnige Arnold seufzte erleichtert auf und hatte ein leises Lächeln der Bewunderung. In Anna's Herzen war bei ihrer liebreich geschärften Beobachtung eine tiefe Sorge um den Geliebten erwacht. Dies veränderte Wesen konnte keine Reizung oder Erschlaffung der Nerven infolge äußerer Einflüsse bedeuten. Sein Wesen hatte ja nichts Unsicheres, Aufgeregtes oder Zerfahrenes. Vielmehr prägten sich bei ihm die Merkzeichen einer festen, traurigen Entschlossenheit aus. Er war offenbar ganz frei in seiner Art, sich zu geben, und es schien, als folgte er einem zielbewußten Vorhaben. Was konnte das sein, das er ihr verbarg?

In ihrer treuen und klaren Weise beschied sie sich, theilte sich auch der Tante nicht mit, die um das Wohlbefinden ihres geliebten und wie sie ihn gerne mit Rücksicht auf seinen eben errungenen Assessorengrad bezeichnete, „hartgeprüften" Neffen schon hinreichend in Besorgnis war. Aber Anna hegte eine stille Hoffnung, Arnold werde im Zusammentreffen mit seinem Freunde eine Beruhigung und Befreiung finden und sie die Lösung ihres Bangens.

Auch Tante Elfriede, der Arnold von dem bevorstehenden Zusammentreffen mit seinem Freunde gesagt hatte, freute sich sehr auf ihn. Droben im Wildbade würde doch sicherlich zu tiefen und bedeutsamen Gesprächen Gelegenheit sein. Da sollte auch die Streitsache „Ibsen contra Heyse," die sie jetzt mit Rücksicht auf Arnolds Angegriffenheit noch nicht ins Gedächtnis zurückrufen durfte, neu vorgelegt werden und vor dem Richterstuhl der Wahrheit ihr entscheidendes Urtheil finden.

So fuhren die drei in Liebe treu verbundenen Menschen dem schönen Wildbade entgegen, ein Jeder aufrichtig mit der tiefgehenden Frage nach dem Rechte der Wahrheit beschäftigt, während der Pastor Otto ruhefroh mit seiner Frau die herrlichen Waldpromenaden durchmaß, ahnungslos, welch ein dreifacher Anspruch des Wahrheitsdranges gegen seine Ruhe sich erhob.

An der letzten Haltestelle in Hof-Gastein, ehe der ansteigende Weg hinauf ins Wildbad beginnt, traf bei der Rast im Straubinger Hôtel Arnold einige Berliner Bekannte. Von ihnen erfuhr er, daß der Pastor Otto für den zuerst bestimmten, plötzlich verhinderten Amtsgenossen die Vertretung an der evangelischen Kurgemeinde übernommen habe und seit einigen Tagen sich oben im Gasthaus Bellevue befinde.

Mit großer Spannung und steigender Bewunderung legten die Reisenden das letzte Stück des Weges zurück und fuhren gegen Mittag in die Straße des weltberühmten Bades ein. Der Gamskarkogel grüßte mit grüngoldenem Schein. Der Rathhausberg und der Graukogel trugen prachtvolle Kappen von Neuschnee. Das kleine evangelische Kirchlein rief ihren patriotischen Herzen einen schweigenden Gruß vom Kaiser Wilhelm zu, und liebkosend warf ihnen der donnernde Riesenfall, vor dessen Mitte sie im scharfen Trabe vorüber fuhren, ein paar Hände voll Schaumfluth ins Gesicht.

Dann hielten sie plötzlich und sahen sich erwartungsvoll auf dem Straubinger-Platze um.

Es war noch reichlich voll im Bade. Denn die verständigeren Gäste meiden den wechselvollen und regensüchtigen Juli und bevorzugen den ausgehenden August und den sicheren September. Da sind die Wiener und Pesther Mammonsleute abgezogen, und die Universitäts-, Gerichts- und Parlamentsferien machen sich mit angenehmer Solidität bemerklich. Nicht lange, so waren die Drei in der behaglichen, kleinen Villa Winkler untergebracht und freuten sich des herzlichen Willkommens der braven Wirthsleute.

Den stillen Sonnabend-Abend wollte Arnold seinem Freunde nicht stören. Morgen aber nach dem Gottesdienste wollte er ihn begrüßen und ein Zusammentreffen mit ihm verabreden. Für heute sollte ihnen der Spaziergang auf der Kaiserpromenade genügen.

Und wie ist er schön, dieser Blick vom Pfade, der den

Schwingungen der Berglinien folgt! Er öffnet eine Reihe der köstlichsten Thalbilder, gekrönt von den Zacken und Häuptern der Bergwände, die den tiefen Grund einschließen. Ganz unten in der Ferne lenkt Hof-Gastein mit seinem schlanken Kirchthurme das Auge befriedigend zu sich herunter, und als Mittelgrund bleibt die freundliche, lebhaft von grünen Wiesen und gelben Feldern gemusterte Thalsohle, darauf die aufgelösten Ortschaften, zahllose kleine, weiße und bräunliche Häuschen und Stadeln liegen — ein Bild behaglicher Siedelung und genügsamen Fleißes oder auch, wie der Fürst Bismarck gern sagte: „wie eine große Schüssel Salat mit Speck und Eiern."

Der Sonntagmorgen brach an. Die kleine Kirchenglocke der evangelischen Kapelle rief mit ihrer freundlichen, hellen Kinderstimme — als klänge heraus, daß die Kinder der Bremer Sonntagsschulen aus ihren Sammlungen sie gestiftet haben — und eine zahlreiche Gemeinde erfüllte das kleine Gotteshaus. Ein traulicher Raum! Die schönen gothischen Spitzbogen mit Alpenblumen ausgemalt, das dunkle, in edlen Formen geschnitzte Gestühl, würdig abgesetzt von den hellen Wänden, der Altarraum bedeutend durch mehrere Stufen über das Schiff erhoben und der gesammte Bau durch die kräftige, massive, äußere Doppeltreppe ausgezeichnet und zu starker Wirkung gebracht. Eine pietätsvolle Erinnerung schmückt nicht nur für alle rechten Deutschen, auch für die Bewohner Gasteins diesen würdigen Raum. Wie oft saß Kaiser Wilhelm hier rechts von dem Altar, in seinem stattlichen Altherrn-Civil, im schwarzen Gehrock und weißer Weste, in der Hand das spanische Rohr mit dem silbernen Knauf drehend, seine blauen, im höchsten Alter noch so kindlich hellen Augen andächtig und weltentrückt in die Luft gerichtet — ein Bild voll Ruhe und Klarheit.

Die Gemeinde sang ihre Lieder aus dem kleinen, in der deutschen Armee üblichen Gesangbuch — auch ein bescheidenes, wohlthuendes Zeichen einer evangelischen Reichsgemeinschaft.

In der Liturgie erhob ein Dilettantenchor die Stimmen und bot einige Stücke herzlich gut gemeinten Kunstgesanges. Dann trat Pastor Otto auf die Kanzel. Arnold grüßte ihn mit einem warmen, liebevollen, von Anna wohl bemerkten und herzlich geleiteten Blick, den der wohlerfahrene Geistliche bald auffing und, ohne dadurch eine Störung zu erleiden, freudig und verständnisvoll zurückgab.

In seiner stattlich aufgerichteten Gestalt, den klaren und ruhigen Augen und der klangvollen Stimme lag etwas Anheimelndes und Vertrauenerweckendes. Er paßte auf diese niedrige, nur wenig über der Gemeinde erhabene Kanzel, um sich mit der Gemeinde in schnell gewonnenem Verständnis gemeinsam unter das Wort Gottes zu stellen. Ein Freund wandte auf ihn gern das Wort von Gottfried Keller an, das dieser einst am Ehrentage eines Geistlichen als einzigen Toast seines Lebens gesprochen hatte: „Es giebt Prediger, die stehen hoch über dem Worte Gottes, und andere, die stehen darunter. Unser Freund hat sich stets tief darunter gestellt. Darum lebe er hoch."

Als der Pastor seinen Text aus dem Johannesevangelium, Capitel 8, Vers 31 und 32 verlas, ging es Arnold durch die Seele, als würde er mit Namen aufgerufen und ihm auf banges Suchen und Fragen eine Antwort angekündigt.

„So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Warheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."

Lag denn die Frage nach der Wahrheit in der Luft der Zeit und trug sie Jedermann auf dem Herzen? Tante Elfriede streifte Anna mit einem leuchtenden Blick, und Anna lehnte ihren Arm leicht an ihres Bräutigams Seite.

Die Predigt wandte sich an die Hörer, als führe der Pastor mit Jedem unter ihnen ein Gespräch und nähme seine Aufmerksamkeit durch Betonung anerkannter Thatsachen gefangen, um sie aus dem gewohnten Gange der Alltäglichkeit

durch das Labyrinth der geheimnisvollen und doch Jedermann vertrauten, thatsächlichen Seelenräthsel zum Licht und Trost des Evangeliums zu führen.

„Die Wahrheit ist überall das Höchste. Jeder erkennt sie an und preist sie. Aber dies einheitsvolle, unzweifelhafte Wort umschließt ein Doppelwesen, je nachdem eine Pilatusstimme oder die Christusstimme sie bezeichnet. Zweifel und übersatte Welterkenntnis entweihen das Kleinod zur Scheidemünze äußerlich flacher Wahrhaftigkeit des Worts. Der Herr zeigt uns, daß die Wahrheit nicht in Worten beruht, sondern daß ihre Kraft den ganzen Menschen durchdringt und heiligt. Die Erfüllung seiner Forderung liegt noch nicht darin, daß du die Wahrheit sagst, wie sie der Wirklichkeit entspricht, nein, er fordert viel mehr: du sollst die Wahrheit thun. Der Denunciant, der Verräther können lauter wahre Worte sagen, aber sie sind doch nicht aus der Wahrheit und thun die Wahrheit nicht. Die strengste, mühselige und wörtlich-sklavische Wiedergabe der Wirklichkeit ist nicht die Wahrheit. Dein Wesen soll als Abbild wiedergeben, was dir anvertraut ist als Urbild der Vollkommenheit und himmlisches Vorbild für deinen Erdenwandel. Wenn es das thut, dann bist du wahr, ja, du bist dann aus der Wahrheit. Der Stümper, der die Züge deines Angesichts mit ängstlicher Genauigkeit abschreibt, lügt. Der Künstler, der dein inneres Wesen erfaßt hat und in sichtbaren Zügen frei darstellt, trifft die Wahrheit als ein wahrhaftiger Künstler.

„Eine thörichte und ärmliche Pädagogik will den Menschen dazu erziehen, daß er einem wohl aufgeräumten Schranke gleicht, den Jeder öffnen kann, um allezeit Alles am rechten Platze zu finden — ohne geheimnisvolle Tiefe, ohne heilige Geheimnisse, ohne keusche Dämmerungen. Diese nüchterne, schamlose Wirklichkeitssucht hat mit dem heiligen Triebe der Wahrheit nichts gemein. Tausend und abertausendmal muß, wer aus der Wahrheit ist, vor der Zudringlichkeit der Welt sich verhüllen und auf ihre Fragen schweigen. Wir bedürfen dessen nach

unſerer Art, daß wir auf einem Punkte von allem andern Weſen frei ſind und uns ſelbſt ganz allein gehören. Darum hegen und pflegen die Kinder ihre unſchuldigen Geheimniſſe, die ſie nur mit dem theuerſten Herzen theilen. Hier bereitet ſich die heilige Gemeinſchaft vor, die der Herr ſelbſt nicht verſchmäht. Er macht ſie zum Sitze ſeiner verborgenen Herrlichkeit.

„Und doch herrſcht ſiegreiche, volle Offenheit und nichts von Lüge bei dem, der aus der Wahrheit iſt.

„Zu einem alten Biſchof ſandte der römiſche Kaiſer ſeine Schergen, er ſolle den vor dem Zorne des Gewaltigen flüchtigen Kämmerer herausgeben, der ſich im Heiligthum verborgen hielt. Der Biſchof antwortete: „Verrathen haben wir nicht gelernt.“ Da ſandte der Kaiſer zum andern Male: „Dann ſage wenigſtens, daß du ſeinen Aufenthalt nicht kennſt, damit meine Majeſtät nicht verletzt werde.“

„Der Biſchof antwortete: „Lügen haben wir nicht gelernt.“

„Da drohte der Kaiſer: „So will ich dir thun, als wärſt du ſelbſt mein flüchtiger Feind.“

„Wohl,“ ſprach der Biſchof. „Leiden haben wir gelernt.“

„Da ſchämte ſich der Herrſcher vor der ſtillen Hoheit eines Menſchen, der aus der Wahrheit iſt, und ſein Zorn verging. Sie gaben Beide ihrem Namen die Ehre. Denn der Biſchof hieß Alethes, das iſt „Wahr“, und der Kaiſer: Probus, das iſt „Ehrlich“.

„Wie wenig Wahrheit und Ehrlichkeit iſt oft unter den Menſchen, die ſich mit Nachdruck die Ehre dieſer Namen beilegen!

„Wie ſtolz bezeichnet die Naturwiſſenſchaft als ihr Recht, nur die erwieſene Wahrheit anzuerkennen, und meint damit das ſinnlich Wahrnehmbare, während ſie das Geiſtige leugnet, das doch genau ſo wirklich und wahrhaftig da iſt. Der Meiſter, der auf dem Grund der Materie ſeine Erkenntniswelt erbaut, hat in ſeinem wiſſenſchaftlichen Syſtem keinen Raum für den Geiſt. Liebe und Treue, Dankbarkeit und Gehorſam finden keinen Platz darin, und doch ſpendet er

seinen Kindern das Eine und forderte von ihnen das Andere. Darum, ob er gleich kein unwahres Wort reden möchte: er ist nicht aus der Wahrheit.

„Die innigste Liebe, die glaubensstarke Hoffnung fordert am Grabesrande eine Wiedervereinigung mit der theuren, abgeschiedenen Seele für „immer und ewig ungetrennt." Und doch — immer und ewig mit einem andern Wesen beisammen sein, das könnte man nicht ertragen. Das ist nur möglich mit Gott. Solche Ueberschwänglichkeit ist nicht aus der Wahrheit.

„Armes Menschenherz! Demüthige dich und lasse über dich das Gericht des Psalmwortes ergehen: „Alle Menschen sind Lügner." In deiner Demuth und in deinem Hochmuth, in deiner Einfalt und in deiner Klugheit, in deinem ungöttlichen Haß und in deiner andächtigsten Liebe: wie viel Unwahrheit!

„Du weißt, wer dem kalten, verlebten Weltmenschen Pilatus sich darstellte als den in die Welt gekommenen Zeugen der Wahrheit. Du kennst den großen Befreier der Gewissen von der Knechtschaft der Lüge und der Angst der Schuld. Auch dir ruft der Vollender der Menschheit zu: „Ich bin die Wahrheit!" und verspricht auch dir: „Ich will euch frei machen." Verzichte auf dich selbst; dann gewinnst du dich selbst wahrhaftig in ihm."

Arnold fühlte sich gefestigt und getröstet, sein großes Opfer zu bringen. Er sah ein, daß die vollste Offenheit seine Pflicht sei. Als nach dem Schluß des Gottesdienstes die große Thür geöffnet wurde, fluthete eine Fülle von köstlich warmem Lichte der Gemeinde entgegen, die das immer eisig kalte Kirchlein verließ. Im strahlenden Sonnenschein erwartete draußen der junge Mann seinen Freund, der ihn freudig begrüßte und die Erklärung dieses unerwarteten Zusammentreffens empfing. Arnold führte dem verehrten Manne seine Braut zur ersten persönlichen Begegnung zu und vermittelte die Bekanntschaft Tante Elfriedens mit der

Pfarrfrau, die ihren Mann hierher begleitet hatte. Sie war eine eigenartige Erscheinung in ihrer trotz reiferen Alters noch immer anmuthenden, eigenthümlich mädchenhaften Feinheit der Züge und Gestalt. Arnold nannte sie: „Tante Julie“ und hatte großes Vertrauen zu ihr, das sie nicht nur um ihres Mannes willen mit herzlicher Neigung vergalt.

Die Gesellschaft schritt in lebhaftem Austausch den breiten Fahrweg dahin und an der Solitüde vorüber. Der Pfarrer freute sich an Annas freudigem und klarem Wesen, und sie verstand bald ihres Bräutigams Anhänglichkeit und Hingebung an diesen Mann, dessen kräftige Erscheinung so warm und hell von frischem, liebreichem Leben sprach. Sie bemerkte, wie er seine freundlichen Augen mit einem ernsten Frageblick auf Arnold ruhen ließ und wie dieser nicht versuchte, seinen trüben und kummervollen Ausdruck zu verleugnen.

Am Nachmittag, so wurde verabredet, sollte Arnold den Pastor von Bellevue abholen, und oben beim Kaffeehaus zur schwarzen Liesel wollten die beiden Damen mit ihnen zusammentreffen. Als der traurige Besucher sich bei seinem Freunde meldete, war Tante Julie schon allein vorangegangen — sie verschwand immer zur rechten Zeit mit großem Zartgefühl und nach ihrer sicheren Ahnung — und Pastor Otto empfing ihn allein. Nach der langen Zurückhaltung und drückenden Verschwiegenheit warf sich Arnold mit stürmischem, überfließendem Jammer in seine Arme und strömte seine Klagen aus, wie unaussprechlich glücklich er gewesen sei, Anna zu finden und zu gewinnen, und wie furchtbar die Erkenntnis seiner Unwürdigkeit und das Schuldgefühl seiner unzureichenden Liebe, die ihrer vergessen konnte, wo die Erhebung des Augenblicks sie recht zur vollen, geistigen Gemeinschaft führen mußte.

„Und du liebst sie wirklich so tief, mein lieber Sohn?“

„Ueber Alles liebe ich sie. Darum darf sie nicht die Meine werden, und ich darf sie über meinen Unwerth nicht täuschen!“

„Und darum willst du sie verlassen?“

„Ich muß ja, ich muß, mein Freund, mein Vater!“

Arnold schlug die Hände vor sein Gesicht, und es war wirklich ein beweglicher Anblick, diesen langen, kraftvollen, jungen Mann unter der Aufrichtigkeit seines Schmerzes zucken und zittern zu sehen, wie einen weinenden Knaben.

„Und sie?“ wollte Pfarrer Otto fragen. Aber er bezwang sich, und obwohl seine Augen feucht glänzten, spielte etwas wie ein liebreiches Lächeln um seinen ausdrucksvollen Mund. Sein Herz empfand den thränenvollen Humor davon, daß ein aufrichtiges, junges Herz sich plagte und grämte im Schuldgefühl einer mangelnden Liebe, wo grade ein schöner Ueberschwang der Liebe in ihrer Demuth den Beweis ihrer Echtheit gab. Er beugte sich nieder und legte seine Hand beruhigend auf Arnolds gesenkte Stirne.

„Fasse dich, mein lieber Sohn. Wir wollen überlegen, was zu thun ist.“

„Sie müssen es ihr sagen, daß ich sie nicht heirathen darf, und ihr mein Wort zurückgeben.“

„Ich nicht, mein Junge — nimmermehr,“ sagte Pfarrer Otto mit ehrlichem Erschrecken. „Weißt du nicht mehr, wie die Wahrheit dich schon einmal frei gemacht hat? Was du mir einst gestandest, war schwer auszusprechen und schwer zu tragen, aber doch war ein Segen in der Aufrichtigkeit. Und du bist ihr erst recht die Wahrheit schuldig. Keine fremde Hand darf an das Heiligthum ihres Herzens rühren.“

Arnold richtete sich auf. Sein blasses Gesicht zeigte einen Zug männlicher Willenskraft, den sein Freund noch nicht an ihm bemerkt hatte und der ihn mit der Zuversicht erfüllte, daß die bevorstehende Aussprache den gewünschten Segen, Klärung und Versöhnung der Widersprüche, bringen müsse. Aber wenn nun Anna bei diesen erschreckenden Enthüllungen an sich selbst dachte und tief verletzt würde, daß er auf sie verzichten wollte? — Nein, das junge Mädchen war von so

kräftigem Hauche geistlicher Gesundheit und kluger Güte umflossen, daß sie das Leiden und die Hülfsbedürftigkeit ihres Verlobten erkennen und liebreich heilen mußte.

Einige Male sah der Pastor sie im Laufe des schönen, geselligen Abends prüfend an, und es wollte ihm bange werden vor der bevorstehenden Entscheidung. Aber immer faßte er wieder Muth, wenn er die heitere Zuversicht bemerkte, womit sie ihrem Arnold in die sehnsüchtig klagenden Augen sah.

Als das Brautpaar mit Tante Elfriede den steilen Fußweg zur Kaiserpromenade und der Villa Winkler hinabgestiegen war, kehrten die Pfarrersleute auf dem wundervollen oberen Wege über die Schreckbrücke nach Bellevue zurück. Das Verhältnis der Beiden hatte etwas Bräutliches behalten in zarter Rücksichtnahme und Innigkeit und zugleich etwas vom Bunde zweier guter, bewährter Freunde. Sehr heiter und unterhaltend in angenehmer und anregender Gesellschaft, suchten sie doch die köstlichsten Stunden des Lebens in der trauten Gemeinschaft ihrer Einsamkeit. Alle Ereignisse des Tages bekamen für sie in der gemeinsamen Betrachtung ihren rechten Werth, und der Austausch ihrer Erfahrungen war die Krone jedes Tages.

In dieser unbedingten Vertraulichkeit gab es ein unberührtes Gebiet — das der seelsorgerlichen Verschwiegenheit. Der Frau lag es so fern, nach irgend etwas zu fragen, das er ihr nicht entgegenbrachte, daß er sie wohl neckisch, aber mit tiefer, innerer Freudigkeit, beschuldigte, ihr fehle zur echten Weiblichkeit die nothwendige Eigenschaft der Neugierde. Was er aber bei ihr suchte, Berathung mit richtigem Gefühl und christlichem Takte, das wurde ihm reichlich zu Theil. Dazu begegneten sie sich in einer seltenen Uebereinstimmung des Geschmacks und der Neigungen. So führten die beiden alternden Leute ein verborgenes, glückliches Liebesleben, das seinen Grund und Bestand in der ernsten Wahrhaftigkeit fand, mit der sie einander betrachteten und straften.

Ein würdiger Superintendent fragte einmal einen Geistlichen: „Wer soll des Pastors Beichtiger sein?“ Der antwortete prompt und pünktlich: „Seine Frau.“ Frau Otto würdigte ihres Mannes Wirksamkeit und Leistung der herzlichsten Anerkennung, aber sie war eine liebesstrenge Richterin und bewahrte ihn vor Schwächen des Amtes und Bequemlichkeiten des Alters.

Als jetzt das Ehepaar den wundervollen, schönen Abend auf dem Heimweg genoß und den verflossenen Tag nachempfand, beschäftigten sich Beide mit zwei jungen, liebewerthen Gestalten. Beide sahen eine geheimnisvolle Wolke über ihnen schweben; aber sie sprachen das nicht aus. Mit dem Glauben der Liebe überließen sie das alles dem nächsten oder einem fernen Tage, und die schöne, selbstgewisse Offenheit und Wahrheit konnte unter dieser freien und willigen Verschwiegenheit nur gedeihen.

Eine wunderschöne Stätte in der Umgebung des Wildbades ist das Weitmoserschloß am Abhange der Gstanzer Berge über dem alten Hof-Gastein. Die Vergangenheit redet hier ihre ernste Sprache. Der kaiserliche Rath Christoph Weitmoser, der Sohn des alten Erasmus, des ersten großen Bergwerksherrn und zugleich des Hortes der evangelischen Lehre im Gasteiner Thale, hat es im Jahre 1538 gebaut. Wohlerhalten steht das Herrenhaus mit seinen beiden stattlichen Thürmen. Aber die schöne Zirm-Täfelung ist aus allen Zimmern bis auf eins entfernt, und nur eine alte Pelzhaube mit güldenem Boden, die einst Frau Weitmoser getragen, bezeugt den Reichthum des Geschlechts, das vordem hier hauste. Unter einem Holzdach im Hofe kann man ausruhen und bei der einfachen Bewirthung, welche die jetzt dort wohnende Bauernfamilie zu bieten vermag, die wundervolle Aussicht über das Thal genießen, ja noch tief in das vom Tischlkargletscher überragte Kötschachthal hineinblicken. Nirgends aber zeigt sich der dreihäuptige Gamskarkogel in seiner ganzen Herrlichkeit

der Entfaltung so frei und übersichtlich, wie hier, mit den riesenhaften Falten seiner grüngoldenen Matten bis zum königlichen Scheitel umhüllt.

Hier saß die kleine Gesellschaft unter der langen Borkenlaube und sah die beginnende Herrlichkeit der abendlichen Flammengluth sich entzünden. Tante Elfriede schwärmte den geliebten Berg an:

„Er ist so schön, so menschlich nahe, so ganz verständlich."

Die Andern lachten; aber ihr Lachen war fröhlicher Beifall. Das war eine Stunde köstlichen Behagens und ersehnten Ausruhens aller unruhigen Lebensgeister. — „Jetzt ein tieferes Gespräch!" klang es verlangend in Tante Elfriedens Brust, und flugs machte sie den Pastor Otto auf dem noch lange nicht erschöpften Thema von der Wahrheit fest. Pastor Otto ging gern darauf ein und sprach in seiner ernst-humorischen Weise, fern von aller amtlichen Salbung, über diesen unerschöpflichen Gegenstand, der aus dem Umgang mit den Menschen heraus täglich neue Seiten der Betrachtung und Erfahrung bietet.

„Der Begriff der Wahrheit" — meinte er — „scheinbar so einfach, feststehend und zweifellos, schwimmt in den Vorstellungen der Menschen wie eine Molluske im klaren Seewasser — bestimmt umrissene Formen, aber vom plumpen Griff nicht zu erfassen! In der Wahrheit liegt etwas Unüberwindliches, Unwiderstehliches. Dem größten Sünder, der seine Schuld gesteht, kann man nicht mehr zürnen; man muß ihm verzeihen. Die Wahrheit entwaffnet uns, und wenn auch seine Sünde die Lüge war.

„Heinrich Riehl wurde als kleiner Knabe von seinen Mitschülern wegen Lügens durchgeprügelt, weil er ihnen Rittergeschichten erzählte, die nicht gedruckt, sondern von ihm ersonnen waren. Einem anderen Schriftsteller ist's besser ergangen. Er hat eine Geschichte aus der Vergangenheit dieser Gegend geschrieben und den Schauplatz auf jenen Hof ver-

legt, der dort drüben vom Ardacker her im Glanz der Abendsonne herüberleuchtet. Jener „Lutherhof von Gastein“ ist und bleibt nun die historisch beglaubigte Stätte, wo Martin Lodinger einst seinen Landsleuten Luthers Lehre verkündigte und sein Tagebuch schrieb. Bereits hat man dort am Berge ein Waidmesser mit seinen Initialen gefunden; ich bin sehr besorgt — man findet wohl noch mehr.

„Ja, was ist die große, historische Wahrheit?

„Ich will nicht zu viel Werth darauf legen, daß Adolph Stahr das Bild des Kaisers Tiberius von seiner überlieferten Scheußlichkeit zu reinigen unternommen hat. Ich will nur darauf hinweisen, wie man das Bild des großen Cromwell zu einer plumpen Karikatur verzerrte, wie man aus dem studirten Edelmann einen Schlächter, aus dem größten Engländer einen verworfenen, mörderischen Schurken, aus seinem heroischen und muskulösen Christenthum eine niedrige und abgeschmackte Heuchelei gemacht hat.

„Wie behandelte man den großen Organisator, den Schöpfer des unvergleichlichen, einheitlichen preußischen Beamtenthums, Friedrich Wilhelm den Ersten, bis vor kurzer Zeit! Jüngst hat ein Historiker den Beweis angekündigt, daß Heinrich der Vierte nie in Canossa war, wohl aber Byzanz erobert hat und als Sieger in Jerusalem eingezogen ist.

„Die Wahrheit dieser Thatsache wäre nicht undenkbar. Erwägen Sie, wie spärlich die Quellen aus jener Zeit fließen, wie damals ein Chronist noch unbefangener wie heute vom andern abschrieb, wie der Begriff einer gewissenhaften und wahrheitsgetreuen Geschichtsschreibung überhaupt nicht bestand, wie man vielmehr die Thaten der Vorzeit mit Singen und Sagen ebenso behandelte und wiedergab wie alte Heldenlieder; und dann vor allen Dingen! wie neben der fruchtbaren Schöpferfreude die Tendenz der Partei hoch über der Wahrheit stand! Byzantinische und römische Kleriker waren die Väter der Geschichte. Und wie man einem Heinrich dem Vogler als

Vorläufer des großen Otto zur Verherrlichung allerlei von diesem entliehene Siege und große Hunnenschlachten andichtete, oder andererseits Heldenthaten des zweiten Otto, wie den Dänensieg und den Lanzenwurf in den Ottensund, auf die Sammelgröße des ersten übertrug, so konnte einer bestgehaßten Persönlichkeit, wie Heinrich der Vierte war, sehr leicht alles Mögliche weggenommen oder angehängt werden. Es handelte sich ja hier nicht um die Wahrheit, sondern nur um den Zweck des Berichts. Allerdings würde ich auf den angekündigten Beweis sehr gespannt und auf das Gelingen desselben nicht recht gefaßt sein."

„Mir schwindelt!" rief Tante Elfriede. „Alles nicht wahr? Keinen sicheren historischen Boden mehr unter den Füßen, keine Wahrheit?" — In der That hatte sie ein Taumel des Entzückens ergriffen über dies hochbedeutende Gespräch.

In Arnolds armes Herz aber traf jede Erwähnung des Wortes Wahrheit wie der furchtbare, dröhnende Schlag einer Glocke. Es war das Todtengeläute seines Glücks. Die Stunde war gekommen.

Er stand mit einem bittenden Winke gegen Anna auf, als wollte er mit ihr auf einen Aussichtspunkt unterhalb des Schlosses hinaustreten, wo der grüne Anger sich gegen den Thalweg hinabzieht. Die Andern ließen sich in ihrer anziehenden Unterhaltung nicht stören.

Sie schmiegte sich fest an ihn und umfaßte seinen Arm mit beiden Händen. Ihre treuen, guten Augen suchten seinen dunkelnden Blick, sein erbleichendes Gesicht. Sie standen Angesichts der friedenathmenden, segensschönen Landschaft und sahen nichts davon. Arnold wandte sich zur ihr herum und blickte mit zuckenden Lippen in ihr jetzt auch blaß werdendes Gesicht. Sein Aussehen war so todestraurig, daß sie im tiefsten Herzen erschrocken rief:

„Arnold — um Gottes Willen — sprich zu mir! Was hast du, mein Armer, Geliebter?"

Da war der Augenblick gekommen. Schonungslos gegen sich selbst, aber zart und schonend gegen die Heißgeliebte wollte er sein Geständnis machen. So hatte er sich's vorgenommen. Nun fielen die Worte abgerissen — rauh und herb von seinen Lippen.

„Anna — ich kann dich nicht heirathen — ich darf nicht — meine Liebe ist unwerth."

Sie fuhr zusammen, als hätte sie ein gewaltsamer Stoß getroffen. Sie schwankte einen Augenblick und setzte sich dann schnell am Abhang nieder, die Hände um ihre Kniee gefaltet. Sie sah still vor sich hin und wartete, daß er mehr spreche.

Er vermochte es nicht. Es schüttelte ihn. Er warf sich neben ihr nieder und rang vergeblich nach Worten. Das grausame Schweigen konnte sie nicht ertragen. Mit einem Seufzer stillen Heldenthums wandte sie sich zu ihm und sah ihn mit einem Blick unendlichen Mitleids an. Als er immer noch nicht sprach, legte sie mit einer schüchternen Bewegung ihre Hand leise auf sein dichtes, gewelltes Haar und bat:

„Arnold, sage mir Alles."

Der liebreiche Ton und die barmherzige Liebkosung zeigte ihm, daß sie gar nicht an sich selbst dachte, sondern nur in Angst um ihn sich verzehrte. Das brach ihn vollends nieder und löste jeden Widerstand in ihm auf. Im hastigen Strom, sich überstürzend, mit trockenem Schluchzen gemischt, drang das Geständnis hervor. Er sagte ihr Alles. Er klagte sich an. Er nannte seine Liebe eine Unwahrhaftigkeit, die in der Stunde der Bewährung sich in ihrer Hohlheit erwies. Er sagte ihr Lebewohl, um im Elend des Verlustes und der Armuth zu vergehn.

Mit einem starren Erstaunen hörte Anna ihm zu. Sie hielt die Hände vor das Gesicht, und Thränen flossen reichlich darunter hervor. Aber wunderbar, wie diese Thränen wohl thaten! Ihr blasses Antlitz hatte sich wieder gefärbt, ja allmählich stieg eine dunkle Röthe darauf empor und verlieh den Augen in Thränen einen leuchtenden Glanz. Aus ihrer Rath-

losigkeit der Ueberraschung dämmerte wie ein schöner Morgen leises Verständnis, dann lichte Gewißheit. Sie stand vor einem Räthsel, das sich durch Angst und Zweifel hindurch zu einer köstlichen Klarheit erschloß. Aus Thränen wurde ihr ein Glück geboren, tiefer, reicher und schwerer wiegend als damals die Stunde ihrer Verlobung in sich schloß. Durch den Aufruhr seiner edlen Verirrung hindurch erkannte sie die Hingebung dieses Herzens, das sich von der Geliebten losreißen wollte — aus Liebe, das ihr als Morgengabe ihres Seelenbundes das höchste, mit dem eigenen Glück erkaufte Geschenk darbot: die Wahrheit.

Sie rang einen Augenblick mit ihrer Bewegung und that ein glühendes Stoßgebet zum Himmel. Denn sie empfand die heilige Pflicht, das unaussprechliche Glück, das sich hier kundthat, mit tapferer Liebe festzuhalten, die Nebel zu zerstreuen und des Preises sich würdig zu machen.

Arnold wartete voll Ergebung auf sein Urtheil und sehnte und fürchtete sich zugleich, die liebe Stimme zu vernehmen, die ihm nun den Abschied bieten mußte. Mit niedergeschlagenen Augen saß er neben ihr. So konnte er nicht sehen, was aus ihren Augen sprach.

„Arnold, du hast mich vergessen über einer Helferpflicht. Das kannst du dir nicht verzeihen. Arnold, du bist sehr stolz und groß, daß du um des einen Vergehens willen dazu dich verurtheilst, dein Glück hinzugeben, weil du dich nicht würdig fühlst. Wie streng richtest du dich selbst! Wie klein komme ich mir dagegen vor in meiner mädchenhaften Gedankenlosigkeit! Ich vergesse oft das Höchste und Wichtigste in leichtherziger Zerstreuung und habe mein Glück, ohne nach meinem eigenen Werthe zu fragen, mit demüthigem und dankbarem Jubel hingenommen. Ich wollte versuchen, mich dafür dankbar und würdig zu zeigen; ein Lohn meiner Vortrefflichkeit sollte es nicht sein. Nicht einmal mit Wahrheit wollte ich es mir verdient haben. Unwahr dünkte es mich vielmehr, wollte ich sagen:

ich bin es werth. Aber unwahr würde ich mich auch schelten, wollte ich mir das verliehene hohe Glücksgeschenk in Leid verkehren."

Arnold hatte still vor sich hingeblickt, trostlos, hoffnungslos. Er sah vor sich Alles grau und öde. Unwillkürlich kam ihm die trübe, lichtlose Stimmung wieder, mit der er einmal an der Nordsee nach einer Sturmnacht am kleinen Fischerhafen stand im dichten Nebelmorgen. In der Nacht war draußen ein Schiff auf die Düne geworfen. Wo war es geblieben? Man sagte: verloren. Kein Mensch konnte in diesem Nebelgrau Hülfe bringen. So war nun sein Leben geworden.

Aber als Anna's sanfte Stimme von der Demuth sprach, mit der sie das unverdiente Glück empfing, und von der Wahrheit, mit der sie es festhalten wollte und es nicht in Leid umdeuten, da kamen die grauen Nebel in Wallung und ballten und schoben sich, und ein stilles Leuchten entglomm und machte den Nebel helle von innen heraus. Anna sprach weiter:

„Arnold, du hast damals nicht an mich gedacht. Das hat großes Leid über uns gebracht. Denkst du auch jetzt nicht an mich und willst du noch größeres Leid über dich — über mich bringen?"

Da riß mit einem Male vor Arnold der Nebel entzwei. Und was ihn von innen erleuchtet hatte, das war die Sonne, die färbte Alles mit bunten Lebensfarben, Himmel und Meer und den Strand — da war nichts mehr grau.

„Anna, meine Anna!" schrie er plötzlich auf, „du hast mich lieb, und ich sollte dir Leides thun? O meine blinde Selbstsucht!" Er warf seinen Kopf in ihren Schoß, und eine köstliche Gabe stiller Thränen ward ihm geschenkt. Sie legte wieder leise die Hand auf sein Haupt. Aber der Wiederhall seines Jubelschreies führte sein erst so trauriges, nun so herrliches Erinnerungsbild weiter.

Fröhliche Stimmen erklangen durch das letzte, zerflatternde Nebelgewölk. Näher und näher kam's. Das gestrandete

Schiff war wieder losgekommen. Der Lootse führte es in den Hafen, und das gerettete Schiffsvolk jauchzte und sang hinein in den wonnigen, jungen Lebenstag.

Anna sprach weiter:

„Arnold, du hattest mich vergessen. Du sollst mich noch öfter vergessen. Wenn Noth dich ruft und Gefahren deinen männlichen Helfermuth wecken, dann denke nicht an mich. Du sollst ein Richter in deinem Volke werden und dich nicht vor der Menschen Gunst beugen oder ihre Rache fürchten. Du sollst nicht die Folgen anschauen, wenn du Recht sprichst und Recht thust. Arnold, du bist ein stolzer Mann, daß du deinen Fehler so scharf ahndest. Aber daß du diesen Fehler begangen und Alles vergessen hast, außer der Noth, die zu dir schrie — Arnold, ich bin stolz auf dich!“

„Anna!“ Mehr konnte er nicht sagen. Erwacht, erlöst aus seinem schweren Traum und Bann sah er sich nun im erneuten Leben. Wahr hatte er sein wollen, wie ein Held, der sein Herz opfert, und die Unwahrheit war er im Begriff gewesen zu thun. Die Predigt seines Freundes, die so wunderbar seinem Jammer entgegenkam, hatte er im tiefsten Grunde doch nicht gehört. Aber Anna hatte sie gehört —: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“

Der Gamskarkogel stand in seiner grüngoldenen Flammenpracht. Von seinem Hochthron leuchtete der Abglanz der unsichtbaren Sonne. Er strahlte auf ein Paar herab, das in demüthigem Glücke sich beugte und bewundernd aufschaute, als leite er ihre Blicke zu unfaßbarer Herrlichkeit.

— — — — — — — — — — — — —

Tante Elfriede war tief befriedigt. Diese beiden Pfarrersleute waren ganz nach ihrem Herzen. Sie hatte volles Verständnis gefunden, und aus ihren schönen, jungen Augen leuchtete ihr frisches, liebreiches Herz.

Da bog das junge Paar um die Ecke des alten Gebäudes und kam Arm in Arm auf die Gruppe zu. Der Glanz des

Abendhimmels schien die Beiden zu umgeben und zu geleiten; es wurde förmlich hell, wo sie gingen.

Mit gespannten Augen, als sähen sie etwas ganz Besonderes, blickten ihnen die Drei entgegen.

„Kinder!“ rief Tante Elfriede entzückt, „Ihr kommt ja daher wie die gute Stunde.“

„Ich sehe eine ganze, gute Zukunft und noch mehr,“ sprach leise die Pfarrfrau.

Der Pastor war aufgesprungen, und das Glück der erfüllten Hoffnung leuchtete aus seinen hellen Augen. Als wollte er sich an Arnold messen, umfaßte er ihn mit einem festen, kurzen Druck und sagte: „Mein Junge, wie groß bist du geworden!“

Arnold hielt ihn einen Augenblick fest und flüsterte ihm mit beseligtem Antlitz zu: „Anna ist größer als ich. Ich wollte wahr sein und die Wahrheit sagen. Aber sie ist aus der Wahrheit und thut sie.“

Zur Erinnerung an Albert Knapp,

den geistlichen Liederdichter und Herausgeber der ersten Christoterpe, geb. 25. Juli 1798.

Von C. Kayser.

Einst wallte durch die deutschen Lande
Verjüngt mit jedem jungen Jahr
Im schmucken, festlichen Gewande
„Ein Mädchen hold und wunderbar."

Mit diesen Worten hat vor neunzehn Jahren Karl Gerok bei der Einführung der „neuen Christoterpe" ihrer Vorgängerin gedacht. Heute bei der Wiederkehr des hundertsten Geburtstags des seligen Albert Knapp kommen uns die schönen Verse wieder in den Sinn, mit welchen Gerok seinen „verehrten Meister" damals gefeiert hat:

Wohl mancher Mund ist stumm geworden
Und schläft im stillen Bette lang,
Der einst in freudigen Accorden
Das Lob des Hochgelobten sang.
Wohl hat manch edler Harfenschläger
Den Erdenpsalm, dem wir gelauscht,
Im Chor verklärter Palmenträger
Mit höhern Melodien vertauscht.

Es war im Jahre 1832, als der damalige Diakonus in Kirchheim unter Teck, der ermuthigenden Aufforderung seiner Freunde folgend, das „Taschenbuch für christliche Leser" herausgab. Was das neue Unternehmen neben so manchen da-

mals bestehenden Almanachen und Taschenbüchern bezweckte, war, „vornehmlich den gebildeten Laien in Prosa und Poesie eine Gabe christlicher Liebe zur Stärkung und Förderung im evangelischen Glauben und Leben darzubieten", zugleich auch „die oft so weit zerstreuten Verfasser und Leser näher zu verbinden". Daß Albert Knapp der rechte Mann dazu war, hat er in den zwanzig Jahren bewiesen, in welchen er durch seine eigenen reichlich sprudelnden Beiträge sowie durch die edle Kunst, alte und neue Freunde zu gewinnen und festzuhalten, die Christoterpe zu einem Sammelplatz der besten Geister gemacht hat. Da finden wir den frommen Naturforscher G. H. v. Schubert neben dem originellen Missionsmann C. G. Barth, die Dichter H. Puchta, Ph. Spitta, W. Hey neben den Professoren R. Hagenbach, H. Kurtz, J. P. Lange und Ullmann — ja, auch Daniel Schenkel fehlte damals nicht unter der später von ihm so hart geschmähten Pietistenschar — und neben den süddeutschen Theologen Palmer, Steudel, Bomhard finden wir die norddeutschen F. Sack, F. Theremin, Rud. Stier und C. W. Krummacher. Als besondere Zierden seien noch der ehrwürdige E. M. Arndt, der tiefsinnige Frankfurter Bürgermeister Fr. v. Meyer und der heute noch in hohem Alter und alter Geistesfrische lebende Victor von Strauß erwähnt. Es muß doch Einer einen guten Empfehlungsbrief vorzuweisen haben, wenn sich ihm so viele Thüren öffnen, und es muß eine bedeutende Persönlichkeit sein, die den Mittelpunkt solch illustren Kreises bildet. Das Lebensbild Albert Knapps bestätigt uns das. Es sei uns drum vergönnt, in wenigen Strichen dies Bild zu zeichnen, um in dem Jahr, da man in seiner schwäbischen Heimat am 25. Juli sein Gedächtnis feiert, auch im Leserkreis der „neuen Christoterpe" sein Andenken zu erneuen.

In der alten Universitätsstadt am Neckar war Alb. Knapp als der Sohn eines juristischen Beamten geboren. Seine Kindheitsjahre fallen in die Zeit, da der Vater, als

Oberamtmann in das romantiſche Alpirsbach verſetzt, einen Flügel des ehemaligen Kloſters bewohnte. Die Romantik der düſtern Schwarzwaldlandſchaft, die geheimnisvollen Kloſtermauern mit ihren bedeutſamen Erinnerungen regten die lebhafte Phantaſie des Knaben mächtig an, und bis in's ſpäte Alter hinein begleiteten ihn die Eindrücke und Träume dieſer alten Kloſterherrlichkeit. Als ſpäter ſchwere Lebenswege den Vater wieder nach Tübingen führten, wo er die unſchuldig verlorene Lebensſtellung in vollen Ehren wieder gewann, waren es neben dem Studium der alten Klaſſiker Natur und Kunſt, vornehmlich die Poeſie, die des Knaben und Jünglings Herz ausfüllten. Auch als Student hat mehr als die Theologie Schiller, Goethe und Shakeſpeare ihn begeiſtert. Die edle Muſika füllte manche Stunde aus, da er ohne eigentliche Schulung ſeinen Beethoven frei aus dem Gedächtnis ſpielte. Deutſche Burſchenideale ließen den jungen Schwärmer gar manchmal die ſtrengen Ordnungen der tübinger Stiftsdisciplin überſchreiten. Da brauſte der junge Moſt und wollte überſchäumen. Auf den Höhen, die das reizende Neckarthal umſäumen, dichtet er und träumt im Blick auf die herüberſchimmernden Hohenſtaufenberge von alter deutſcher Herrlichkeit und von einer neuen, die er im Buſen trägt voll Heimweh und ungeſtilltem Sehnen.

Da kommt die Zeit, wo der Jüngling eintreten muß — ach ſo frühe ſchon! — in ernſte Berufsarbeit. Der Zweiundzwanzigjährige ſoll als Vikar in Feuerbach bei Stuttgart einer heilsbegierigen Gemeinde das Evangelium verkündigen! Gar Manchem iſt der ſchroffe Uebergang zum Anſtoß geworden, daß er Kirche und Theologie dahinten ließ, um ſeinen Jugendidealen zu folgen. Alb. Knapp trieb die Forderung des geiſtlichen Amtes in ernſte Kämpfe hinein. Nicht zwar um die hiſtoriſche Wahrheit des Chriſtenthums oder ſeiner einzelnen Lehren — ſondern um die perſönliche Heilsgewißheit ringt er. Hier war es ſein Jugendfreund Ludwig Hofacker, jener

früh vollendete Prediger der Gerechtigkeit, der an einem Novembertag 1820 ihn „beschwor, zum treusten Hirten zu gehen". Vergeblich suchte er den tiefen Eindruck los zu werden. „Da brach," so erzählt sein Tagebuch, „endlich das alte Eis der Selbstsucht und des Eigenwillens, und ein göttliches Lichtmeer überfluthete mich." — „Dich, meinen Heiland empfand ich da; ob ganz, weißt Du allein; vielleicht war auch Phantasie mit im Spiel; aber ich weinte und wollte zurück zu Dir als verlorener Sohn. Meine Buße floß durch meine Predigten, die Gemeinde fühlte es und hörte Deine Stimme." Neben den Briefen Hofackers und dem Büchlein von Martin Boos „Christus für uns" war es der Umgang mit frommen Laien, unter denen Eberhard Wörner,*) ein schlichter Fabrikaufseher, bald sein innigster Freund wurde, was den zum lebendigen Glauben Erweckten mächtig förderte. Hatte er doch in den nächsten Jahren besonders in der Vikarszeit zu Gaisburg noch viel mit der falschen Meinung zu kämpfen, als ob er nur predigen dürfe, was er momentan in seiner Empfindung völlig erlebte. Anstatt auf die objektiv gegebene Heilsgnade legte er zu viel Gewicht auf seine subjektiven inneren Erlebnisse und härmte sich oft in tage- und nächtelangem Gebetsringen ab um neue Gnadenblicke von Oben. In einer solchen Stimmung traf ihn einst ein Freund nach halb durchweinter Nacht am frühen Sonntagmorgen. Noch fehlte dem Aermsten das Thema der Predigt, die er jetzt halten sollte. Und nun begehrt der Freund ein Confirmationsgedicht für eine Stuttgarter Bürgerstochter. Unter den Beängstigungen dieser Stunde schrieb er das Lied:

Eines wünsch' ich mir vor allem Andern,
Eine Speise früh und spät ꝛc.

„Ist etwas Gutes daran," so sagt Knapp davon, „so ist's wahrhaftig nicht mein Verdienst; denn ich sprach darin nicht

*) Er hat ihm in der Christoterpe 1850 ein herrliches Denkmal der Liebe gesetzt.

aus, was ich im Gefühle hatte, sondern was ich in der äußersten Verlassenheit von Gott wünschte.“ Aber zeigt uns das nicht die wahre und reine Quelle christlicher Dichtung? Aus der Tiefe der Seelennoth, aus dem Ringen nach Licht und Leben geboren, vermag sie auch in anderen Herzen solche Empfindungen zu erwecken oder ähnliche Schmerzen zu stillen.

Der redliche Kämpfer sollte nicht vergeblich ringen. Immer besser lernte er, abzusehen von allem eignen Thun und völlig freudig zu vertrauen auf die einmal erworbene Gerechtigkeit seines Erlösers. Und damit gewann sowohl seine pastorale Arbeit als auch sein Singen und Dichten Kraft und Segen. Unermüdlich im Predigen, hingebend in der Seelsorge am Krankenbette, hat er immer noch Zeit zu ausgiebiger Korrespondenz, und der Strom der Lieder fließt ihm mühelos aus der Feder. Ueber Alles theuer ist ihm die Pflege der brüderlichen Gemeinschaft. Es gab eine Zeit, wo seine Privatversammlung von 400 Männern besucht war. Schlichte Weingärtner und Handwerker sind seine Freunde und stehen im geistlichen Austausch des Gebens und Nehmens mit dem begabten jungen Prediger. Da kommt der Ruf ins erste selbständige Amt. Als Diakonus zieht er 1825 nach Salz am Neckar. Ein harter Boden war's gegenüber dem fruchtbaren Acker in Stuttgarts Nähe. Bezeichnend ist das Wort jenes braven Oberförsters, der den wunderlichen Helfer nicht verstehen kann: „Privatim ist er ganz freundlich und bescheiden, besteigt er aber die Kanzel, so fängt er mit den Leuten sogleich Händel an, sagt, daß sie alle verlorene Sünder seien und sich zum Gekreuzigten bekehren sollen, wie wenn sie Raub und Mord verübt hätten.“ Und nun zählt der gute Mann seinen Tageslauf her vom Morgenkaffee bis zur Abendsuppe mit seinen Amtsgeschäften und Gesellschaftsschoppen und schließt, „das wird doch keine Sünde sein? Was will denn der kuriose Helfer von unser Einem?“ Fehlte es hier am rechten Resonanzboden, so öffnete sich ihm die

christliche Liederdichtung als weites Wirkungsfeld. Liebe Freunde in Basel ermuntern ihn zur Herausgabe seiner Lieder. Lange sträubte er sich dagegen, aus Furcht vor der Eitelkeit des alten Menschen. Hatte er doch gleich nach seiner Bekehrung alle seine Jugendgedichte dem Feuer übergeben, wie er damals auch seinen geliebten Flügel fahren ließ. Aber jetzt lernte er in christlicher Besonnenheit auch die Dichtergabe als Gottes anvertrautes Pfand verstehen. Schon jene ersten Bändchen seiner „christlichen Gedichte" lassen ihn als begnadeten Sänger der christlichen Kirche erkennen. Hier finden wir schon das schöne Abendlied:

Abend ist es; Herr, die Stunde ist noch wie in Emmaus,
Wo aus deiner Jünger Munde diese Bitte kommen muß:
Bleib bei uns im Erdenthal! Halt mit uns dein Abendmahl,
Und dein Friedensgruß erfülle, Herz um Herz mit heil'ger Stille.

Kirchliche Festlieder wie das auf Ostern: „Heil! Jesus Christus ist erstanden", auf Passion: „An dein Bluten und Erbleichen", auf Pfingsten: „Geist des Lebens, heilge Gabe", das Konfirmationslied: „Vor dir, Todesüberwinder", und die herrlichen Missionsgesänge: „Einer ist, an dem wir hangen", „Hier stehen wir von nah und fern", „Der du zum Heil erschienen", finden sich schon in dieser ersten Sammlung. Kein Wunder, daß Knapps Dichtername bald weithin unter den Christen bekannt und geliebt wurde. Unter den neueren Liederdichtern hat keiner so wie er den Kirchenton getroffen und jene wundersame Verschmelzung eigenster persönlicher Empfindung mit dem gemeinsamen Glaubensbesitz der Gemeinde gefunden. Das verdankt er aber nicht nur seiner persönlichen dichterischen Begabung und religiösen Entwickelung, sondern der hingebenden Beschäftigung mit der christlichen Liederdichtung. Wer sich erinnert, in welchem Zustande die meisten Gesangbücher in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts sich befanden, wird den Wunsch eines mit den köstlichsten Schätzen des Kirchenliedes bekannten Mannes ver-

stehen, diese wieder ans Licht zu ziehen und den Gemeinden zugänglich zu machen. Dies Bestreben führte Knapp schon in Salz zu eingehenden hymnologischen Studien. Da staunt er über ungeahnte Reichthümer. Zugleich aber bildet er seinen eigenen Stil an den Vorbildern der Vergangenheit. Aus diesen Studien ist ihm der „Evangelische Liederschatz für Kirche und Haus" erwachsen, der 1837 bei Cotta erschien und von dem er selbst noch die 3. Auflage vorbereiten durfte. Er enthielt 33130 Nummern, die aus 80- bis 100 000 christlichen Liedern ausgewählt sind. Dazu fügte er ausführliche Register und kurze biographische Notizen über die Dichter. Diese mühsame Arbeit sah er aber nur als ein Freudenopfer an, das er dem Herrn darbrachte. Daß er alle die Herrlichkeit erschauen darf, die auf den weiten Fluren der Christenheit erblühte, ist ihm ja nur Grund zum Dank:

Ich danke dir! Ich will es nie vergessen,
Daß du mich auf die Morgenflur gesandt,
Den Thau zu sehn, der glänzend, unermessen,
Doch kaum beachtet netzt dein Christenland.

So sang er in seiner Zueignung zum Liederschatz. In der That hat er die erste Frucht dieser großen Arbeit genossen. Sein eignes Dichten hat er in der Schule der großen Meister geläutert und seine Laute dabei so rein gestimmt, daß sie in dem Konzert der alten und neueren Harfenschläger symphonisch mitklingt. Und doch nichts von epigonenhafter Nachahmung, nichts von Anempfindung fremder Gefühle! Durch die Sängerscharen geht Knapp seinen eigenen Gang. Er bedarf keiner Anlehen. Ueberströmend fließt ihm der Liederquell. Sein durch den Geist der Gnade geadeltes Naturell hat den Charakter der Fülle, des Reichthums. Nicht „knapp" — so charakterisirt ihn Gerok,*)

Erblühen uns der heil'gen Dichtung Spenden,
Du ladest uns zu königlichem Schmaus
Und streust Juwelen aus mit vollen Händen.

*) Blumen und Sterne S. 289.

So hat sich sein Dichten auch nicht auf das geistliche Gebiet beschränkt, sondern je mehr er in seinem religiösen Leben aus dem Kindes- und Jünglingsalter zum vollen Mannesalter Jesu Christi ausreifte, desto besser hat er auch das „Alles ist euer" verstehen und üben lernen. „Dem Christen gehört die weite Welt. Sein Geist und Herz darf sich überall, nur nicht im Reich der Sünde und Eitelkeit ergehen und überall den finden, der Alles erfüllt." So sprach sich der Dichter in der Vorrede zum III. Band seiner Gedichte aus: Freilich behielt die Verehrung Gottes die erste Stelle, und vor dem Throne des Erlösers legt er seine Harfe nieder:

Vor deinem Throne liegt mein Saitenspiel!
Du bist's, o Herr, der ihm die Töne leihet;
So sei dein Ruhm auch meines Liedes Ziel
Und deiner Treue jeder Laut geweihet.

Aber mit freudetrunkenem Blick versenkt er sich in die Herrlichkeit der Natur, wie er sie nicht nur in seinem schönen Vaterlande sondern auf längeren und kürzeren Reisen in die Schweiz, nach Tirol und Salzburg und endlich in das Land der Sehnsucht, Italien, unternehmen darf. Auf keinem Berggipfel steht er, ohne die Leier zu rühren. Nach der Ortlerspitze schaut er in heller Mondnacht:

Hellsilbern durch der Mitternacht
Gestirntes Himmelblau
Erhebt in stiller Gottespracht,
Sich dein Titanenbau.

Und jubelnd blickt er nach Italien hinab:

Darf ich dich auch ersehn, o süßes Land,
Das frühe schon der Schönheit Erbtheil fand — —
Ach sei gegrüßt, du meiner Liebe Ziel,
Holdsel'ge Pflegerin von Kunst und Lied,
Du Land, darauf die Rose niederfiel,
Als Gott den Ländern Blumenflor beschied.

Am Bodensee und Gandersee, auf der Yburg und dem Straßburger Münster, beim Anblick mächtiger Felsen und brausender Wasserfälle, überall, wo ihn der Geist der Schöpfung anweht, giebt er in schwungvollen oft hymnenartigen, immer individuell empfundenen Liedern seinem Gefühle Ausdruck, „man vernimmt das Flügelrauschen eines großartigen poetischen Schwunges.“ Mag man immerhin auszusetzen haben, daß er fast nie unterläßt, erbauliche Reflexionen einzuflechten! Ihm ist eben diese Verbindung völlig ungesucht; denn alles Vergängliche ist ihm nur ein Gleichnis des Ewigen und die Natur das große aufgeschlagene Bilderbuch seines Gottes.

Als weiterer Gegenstand seiner Dichtungen sei die Geschichte hervorgehoben. Die Gestalten des alten Testaments in ihrer großartigen Plastik, daneben die heiligen Worte und Vorgänge des neuen Bundes stehen ihm oben an. Aber auch die Weltgeschichte von Alexander bis Napoleon bietet ihm reichen Stoff, den er in seiner „auf's Grandiose und Pompöse angelegten Phantasie“ behandelt. Einen Kranz vaterländischer Lieder windet er um die Hohenstaufen-Geschichte, die ihm durch ihre schwäbischen Erinnerungsstätten von Jugend an besonders vertraut war und die er in eigenartiger Weise ins Licht seiner christlichen Weltanschauung setzt. Wir müssen's uns versagen, Proben aus diesen 89 Dichtungen mitzutheilen, und man muß sie ganz genießen, um darin den echt schwäbischen Dichter lieben zu lernen. — Daß der Landsmann Schillers, mit dessen Lyrik er manches Verwandte hat, auch diesen Heros besungen, daß er Goethe einen poetischen Nachruf gewidmet hat, der bei Freunden und Gegnern Aufsehen erregte, Dante und Shakespeare besang, wie die großen Tondichter älterer und neuerer Zeit, bestätigt, daß ihm nichts wahrhaft Großes und menschlich Edles fern und fremd war. Aber am trautesten klingen doch die Weisen, mit denen er sein Heim und die Ereignisse des engsten Familienlebens besingt.

Damit treten wir noch einmal ein in das einsame Haus

des Diakonus von Salz am Neckar. Es sollte nicht lange so bleiben, 1828 durfte er in dasselbe als seine liebe Hausfrau das edle, fromme Fräulein von Beulwitz einführen, eine Schülerin des von ihm hochverehrten Stadtpfarrers Dann, die ihm eine rechte Gehilfin, auch für sein heiliges Amt wurde. Leider sollte er nur sieben Jahre das Glück ihrer Gemeinschaft genießen. Ihr sang er die Strophe nach:

Geh zum Schlummer, ohne Kummer,
Theures, gottvertrautes Herz!
Nun ist's stille, deine Hülle
Schläft hier aus den letzten Schmerz,
Und die Liebe, wenn auch trübe,
Schaut durch Thränen himmelwärts.

In Kirchheim unter Teck, wohin das junge Paar drei Jahre zuvor übergesiedelt war, hat er sie zur letzten Ruhe gebettet (1835). Im folgenden Jahre kam er nach Stuttgart, wo ihm in der Wittwe seines Freundes Osiander eine zweite Lebensgefährtin zugeführt wurde. Er bekleidete dort zuerst das Diakonat der Hospitalkirche, von wo er 1837 zum Oberhelfer an der Stiftskirche und 1845 zum Stadtpfarrer an St. Leonhard befördert wurde.

Zu den beiden Töchterlein, welche sich die Gatten einander zugeführt, wurde ihnen eine stattliche Schar von Kindern geschenkt. Als die treffliche Frau 1849 unerwartet aus dem glücklichen Familienkreise abgerufen ward, stand Knapp mit sieben Kindern, drei Töchtern und vier Söhnen, vor der Nothwendigkeit, zum dritten Mal einen Ehebund zu schließen. Eine innige Freundin seiner seligen Gattin, Minette Lerche, reichte ihm die Hand zu einem gesegneten Bunde. Mit ihr durfte er noch vierzehn Jahre pilgern, manches Leid theilen, manche Erquickung genießen, bis sie seine treue Pflegerin in der letzten viermonatlichen Krankheit wurde, von der ihn am 18. Juni 1864 ein seliger Tod erlöste, im 66. Jahre seines Lebens.

Alle diese Lebensschicksale spiegeln sich in seinen Liedern:

Die Freude an den Kindern, die er jubelnd begrüßt und deren Taufe er in mehreren klassisch gewordenen Taufliedern besingt, denen er zu Geburts- und Konfirmationstagen poetische Segenswünsche darbringt. Aber auch die Trauer über so manch ein früh zurückgefordertes Kleinod spricht sich ergreifend aus:

Schlaf wohl, mein Kind, mein Erstlingssohn,
Du liebliches Gebild von Thon.
Wie schnelle wirst du wieder Erd'
Und doch in deinem Gott verklärt.

Und als ihm ein hoffnungsvoller, frommer Sohn im ersten theologischen Studienjahre entrissen murde, da sang ihm der tiefbetrübte Vater in mehr als 50 „Liedern der Sehnsucht" die herzbewegende Klage der Liebe nach, aber nicht ohne den Trost, den der Gläubige in tiefster Trauer haben darf:

Betret' ich einst aus Gnaden jene Stufen,
Wo Scheiden hat ein End',
O, dann hoff ich dir selig zuzurufen:
„Wir waren nie getrennt!"

So hat er dem Vater, der Mutter, Geschwistern und Freunden schöne Palmzweige aufs Grab gelegt, und kein ernsteres Lebensereignis durfte ohne einen zarten Liederschmuck bleiben. Viele dieser Gelegenheitsgedichte gehören zu den bleibendsten, werthvollsten Gaben seiner Muse und sind unsern Gesangbüchern einverleibt.

Auch die Kirche hatte den Segen seiner poetischen Gabe zu genießen. Nicht als ob er in der Predigt auf besonderen rhetorischen Schmuck geachtet oder mit geistreichen gereimten Dispositionen geprunkt hätte. Nein, hier stand er im strengsten Dienst des Wortes. So wichtig ihm auch bei der Predigt die möglichst vollkommene Ausarbeitung war und so sorgfältig er sich derselben bis ins Alter unterzog, — mit der Poesie hatte das nichts zu thun. Er wollte keine Gemüthserregung, sondern Herzensbekehrung und ernsten Heiligungstrieb erwecken. So waren auch seine Erbauungsstunden, die er als Vermächtnis seiner ersten Gattin begonnen und bis in seine letzte Krankheit

hinein als ein wichtiges Stück seines Amtes gepflegt hat, schlichte Auslegungen des Gotteswort's. Aber was er thun konnte, um die liturgisch armen Gottesdienste seiner Heimat zu bereichern, das that er. So trug er direkt durch Mitarbeit in der Kommission und indirekt durch seinen „Liederschatz" dazu bei, daß Württemberg das erste gute Gesangbuch erhielt. Da verschaffte er seinen Lieblingen Gottfried Arnold, Ch. R. Zinzendorf und Anderen eine wohlverdiente Stelle, sorgte für einen möglichst guten, wenn es noth that, auch poetisch verbesserten Text, indem er ein kirchliches Gesangbuch nicht für ein Archiv alter Lesarten, sondern ein lebendiges Erbauungsbuch der gegenwärtigen Gemeinde hielt. Man hat ihm zwar hie und da sein starkes Eingreifen in die Dichtungen älterer Sänger zum Vorwurf gemacht, aber er hat es stets mit feinem poetischen Geschmack und verständnisvoller Rücksicht auf die Gemeinde gethan. So ist ihm denn auch die Freude widerfahren, daß viele seiner Lieder, die so recht den kirchlichen Volkston treffen, in unsere Gesangbücher übergegangen sind. Wer ihn da lieb gewonnen hat, wo er neben seinen Landsleuten Hiller und Bengel, seinen Zeitgenossen Spitta und Puchta und seinen Geistverwandten Zinzendorf und Arnold seinen Ehrenplatz einnimmt, der wird gerne auch nach den reichen Liedersammlungen greifen, die er uns geschenkt. Da sei denn auf die neue Auswahl hingewiesen, die in trefflicher und billiger Ausgabe 1895 in Berlin erschien, aber auch auf das Lebensbild, das sein Sohn Joseph nach des Vaters Aufzeichnungen verfaßt hat.

Denn erst wenn wir den Mann genauer kennen, den lieben demüthigen Christen, den ernsten Buß- und Gnadenprediger, den freundlichen Familienvater und treuen Freund, den unermüdlich thätigen Arbeiter und den fröhlichen Genossen der Wanderung in Gottes herrlicher Natur, wenn wir ihn kennen in seinem Ringen und Kämpfen, in seinem Dulden und Siegen, verstehen wir seine Lieder recht zu würdigen.

Und das ist der Wunsch, den wir an seinem 100. Geburtstage für den Begründer der „Christoterpe“ auf dem Herzen haben, daß ihn die deutsche evangelische Christenheit als einen ihrer edelsten Sänger liebe und ehre. Er selbst hatte ja einen viel bescheideneren — und doch bei Licht besehen größeren Wunsch:

Nur einen Wunsch ich habe
Und weiß es, er ist rein:
Dereinst an meinem Grabe
Ein Gotteskind zu sein,
Dem auf die Gruft man schreibe
Das Zeugnis kurz und gut:
„Ein Glied an Christi Leibe
Schläft hier auf Christi Blut.“

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schriften von R. Kögel.

Andachten. Gehalten im Königl. Domkandidatenstift zu Berlin. Brosch. 2 M., geb. m. Goldschn. 3 M.

Aus dem Vorhof ins Heiligthum. Ein Jahrgang evangelischer Zeugnisse über alttestamentliche Texte. Erster Band: Von Advent bis Sonntag Jubilate. Zweiter Band: Von Sonntag Cantate bis zum 27. Sonntag nach Trinitatis. Broch. 10 M. 80 Pf., geb. m. Goldschn. 13 M. 60 Pf.

Geläut und Geleit durch's Kirchenjahr. Ein Jahrgang Predigten zumeist über neutestamentliche Texte. Zwei Bände. Broch. 11 M., geb. m. Goldschn. 14 M.

Das Evangelium Johannis. In Predigten und Homilien ausgelegt. 2 Bände. Broch. 15 M., geb. m. Goldschn. 18 M. In einen Halbfranzband geb. 17 M.

Der Brief Pauli an die Römer in Predigten dargelegt. Broch. 6 M., geb. mit Goldschn. 7 M. 40 Pf.

Der erste Brief Petri in zwanzig Predigten ausgelegt. Broch. 3 M. 60 Pf., geb. mit Goldschn. 4 M. 80 Pf.

Der Brief des Jacobus in fünfundzwanzig Predigten ausgelegt. Broch. 4 M., geb. mit Goldschn. 5 M. 20 Pf.

Das Vaterunser in elf Predigten ausgelegt. Broch. 2 M., geb. mit Goldschn. 3 M. 20 Pf.

Die Seligpreisungen der Bergpredigt in neun Predigten ausgelegt. Broch. 1 M. 80 Pf., geb. mit Goldschn. 3 M.

Pro domo. Fünf evangelische Predigten, geh. im Reformations-Jubeljahr zu Amsterdam, Berlin u. Wittenberg. Broch. 1 M. 50 Pf.

Vaterländische und kirchliche Gedenktage. Reden und Ansprachen. Broch. 5 M., geb. mit Goldschn. 6 M. 50 Pf.

Kirchliche Gedenkblätter an die Kriegszeit 1870/71. Evangelische Zeugnisse aus dem Dom zu Berlin. Broch. 1 M. 40 Pf.

Am Sterbebette und Sarge Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm. Ansprachen und Reden vom 8. bis zum 22. März 1888 gehalten. Broch. 1 M., geb. 2 M.

Ethisches und Aesthetisches. Broch. 2 M. 40 Pf., geb. mit Goldschn. 3 M. 60 Pf.

Gedichte. Broch. 3 M. 40 Pf., geb. mit Goldschn. 4 M. 50 Pf.

Deine Rechte sind mein Lied. Geschichten und Aussprüche zu den Psalmen. Broch. 4 M. 80 Pf., geb. m. Goldschn. 6 M.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schriften von Emil Frommel.

Das Evangelium Lucä
in Predigten und Homilien ausgelegt.
2 Bände.
(Die vier Evangelien in Predigten und Homilien ausgelegt.
Herausgeg. v. Rud. Kögel, III. Abtheilung.)
Broch. 15 M., geb. mit Goldschnitt 18 M.
In einen Halbfranzband geb. 17 M.

Aus Lenz und Herbst.
Erinnerungen.
Vierte Auflage.
Broch. 3 M., geb. m. Goldschn. 4 M. 20 Pf.

„E. Frommel hat einen unversiegbaren Quell von sinniger und poetischer Betrachtung in sich. An frischer Kraft, Irdisches und Himmlisches mit einander zu verbinden und mit feinem Humor die ewigen Dinge dem Herzen nahe zu bringen, hat er in der christlichen Litteratur der Gegenwart nicht seines Gleichen. So ist auch dies neue Buch geschrieben." 2c. 2c. Deutsche evangel. Kirchenzeitung.

Festflammen.
Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche.
Zehnte Auflage.
Broch. 3 M., geb. m. Goldschnitt 4 M. 20 Pf.

„Es giebt Bücher, die unter aller Kritik sind. Aber es giebt auch Bücher, die über aller Kritik stehen; und zu denen gehört das neue Frommel'sche Buch." 2c.
Kirchl. Anzeiger der ev. Gemeinde zu Cöln.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schriften von Max Frommel.

Herzpostille.

Evangelien-Predigten für das ganze Kirchenjahr.

Fünfte Auflage.

Broch. 6 M., geb. m. Goldschn. 8 M.

Hauspostille.

Epistel-Predigten für das ganze Kirchenjahr.

Dritte Auflage.

Broch. 6 M., geb. m. Goldschn. 8 M.

Pilgerpostille.

Predigten für das ganze Kirchenjahr nach freien Texten.

Zweite Auflage.

Broch. 7 M. 20 Pf., geb. m. Goldschn. 9 Mk. 50 Pf.

Einwärts — Aufwärts — Vorwärts!

Pilgergedanken und Lebenserfahrungen.

Siebente Auflage.

Broch. 3 M. 60 Pf., geb. m. Goldschn. 4 M. 80 Pf.

Charakterbilder zur Charakterbildung.

Altes und Neues.

Vierte Auflage.

Broch. 2 M. 80 Pf., geb. m. Goldschn. 4 M.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schriften von Wilhelm Baur.

Soeben erschien:

Gesammelte Schriften

von

Wilhelm Baur,

weil. Dr. th., Generalsuperintendenten der Rheinprovinz ꝛc.

Erster Band:

Christliche Männer und Frauen aus alter und neuer Zeit.

Broch. 6 M., geb. 7 M.

Zweiter Band: **Aus Gottes Welt und Gottes Reich.**

Dritter Band: **Aus dem Quell der Wahrheit und dem Meer der Liebe**

werden binnen Jahresfrist folgen.

Das

deutsche evangelische Pfarrhaus.

Seine Gründung, seine Entfaltung und sein Bestand.

Vierte neubearbeitete Auflage.

Broch. 5 M. 60 Pf., geb. 6 M. 80 Pf., geb. m. Goldschn. 7 M.

Lebensbilder

aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes.

Broch. 6 M., geb. 7 M.

Christus und die Gemeinde.

Ein Jahrgang Predigten über freie Texte.

2 Bände.

Broch. 7 M. 50 Pf., geb. m. Goldschn. 10 M.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Die vier Evangelien

in Predigten und Homilien ausgelegt.

In Verbindung mit Anderen

herausgegeben von

D. Rudolf Kögel.

Erste Abtheilung:

Das Evangelium Matthäi

in Predigten und Homilien ausgelegt

von

D. theol. Oskar Fank,

Geh. Kirchenrath in Leipzig.

2 Bände. 3. Aufl. Broch. 15 M., geb. m. Goldschn. 18 M.

In einen Halbfranzband geb. 17. M.

Zweite Abtheilung:

Das Evangelium Marci

in Predigten und Homilien ausgelegt.

von

D. theol. Ernst Dryander,

Generalsuperintendent in Berlin.

2 Bände. 3. Aufl. Broch. 12 M., geb. m. Goldschn. 15 M.

In einen Halbfranzband geb. 14 M.

Dritte Abtheilung:

Das Evangelium Lucä

in Predigten und Homilien ausgelegt

von

D. theol. Emil Frommel,

weil. Oberconsistorialrath und Hofprediger in Berlin.

2 Bände. Broch. 15 M., geb. m. Goldschn. 18 M.

In einen Halbfranzband geb. 17 M.

Vierte Abtheilung:

Das Evangelium Johannis

in Predigten und Homilien ausgelegt

von

D. theol. Rudolf Kögel,

weil. Oberhofprediger ꝛc. in Berlin.

2 Bände. 2. Aufl. Broch. 15 M., geb. m. Goldschn. 18 M.

In einen Halbfranzband geb. 17 M.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Die Apostelgeschichte St. Lucä
in Predigten und Homilien.
Eine Sammlung biblischer Zeugnisse
von
Wilh. Baur, Max Frommel, Karl Gerok,
C. Chr. Luthardt, C. J. Meier, G. Menken u. A.

Herausgegeben
von
Georg Hiller,
Pfarrer.

Broch. 7 M. 50 Pf., in Halbfranz geb. 9 M. 50 Pf.

Alttestamentliche Bibelstunden.
Zur Einführung der Gemeinde in das Verständnis der Heilsgeschichte.

Bearbeitet von
W. Grashoff,
Consistorialrath in Meppen.

Erster bis dritter Band: Die fünf Bücher Mose. — Vierter Band: Das Buch Josua, der Richter und Ruth. — Fünfter Band: Die Bücher Samuelis, Salomo und das Hohelied. — Sechster Band: Die Bücher der Könige und die Klagelieder Jeremiä. — Siebenter Band: Die Propheten Hesekiel und Daniel.

Band 1—4, 6 u. 7: broch. à 2 M. 40 Pf., geb. à 3 M. 20 Pf.
Band 5: broch. 3 M., geb. 4 M.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schriften von E. Dryander,

D. theol., Generalsuperintendenten der Kurmark ꝛc. in Berlin.

Das Evangelium Marci

in Predigten und Homilien ausgelegt.

Zwei Bände.

Dritte Auflage.

(Die vier Evangelien, herausgegeben von Rud. Kögel. II. Abtheilung.)

Broch. 12 M., geb. m. Goldschn. 15 M., in einen Halbfranzband geb. 14 M.

Der erste Brief Johannis

in Predigten ausgelegt.

Broch. 3 M. 60 Pf., geb. m. Goldschn. 4 M. 80 Pf.

Schriften von O. Funk,

D. theol., Geh. Kirchenrath ꝛc. in Leipzig.

Das Evangelium Matthäi

in Predigten und Homilien ausgelegt.

Zwei Bände.

Dritte Auflage.

(Die vier Evangelien, herausgegeben von Rud. Kögel. I. Abtheilung.)

Broch. 15 M. geb. m. Goldschn. 18 M., in einen Halbfranzband geb. 17 M.

Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes.

Predigten.

Zehnte Auflage.

Broch. 4 M., geb. 5 M. 25 Pf.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schriften von O. Funcke.

Reisebilder und Heimatklänge 1., 2. u. 3. Reihe — **Neue Reisebilder und Heimatklänge** — **Schule des Lebens** — **Willst du gesund werden** — **Paulus zu Wasser und zu Land** — **Wie der Hirsch schreit** — **Welt des Glaubens** — **Seelenkämpfe und Seelenfrieden** — **Tägliche Andachten**, 2 Bände — **Englische Bilder** — **Wandel vor Gott** — **Freud, Leid, Arbeit** — **Verwandlungen** — **Brot und Schwert** — **Christliche Fragezeichen** — **Christi Bild in Christi Nachfolgern** — **Jesus und die Menschen** — **Wie man glücklich wird und glücklich macht** — **Du und deine Seele** — **Fußspuren.**

Dieselben können in folgenden Ausgaben bezogen werden:

I. Große Ausgabe.

Preis pro Band broch. 3 M., geb. 4 M., geb. m. G. 4 M. 20 Pf. (**Fragezeichen** kostet broch. 2 M., geb. 3 M., geb. m. G. 3 M. 20 Pf., **Freud, Leid, Arbeit, Fußspuren, St. Paulus** und **Welt des Glaubens** broch. à 4 M., geb. à 5 M., geb. m. G. à 5 M. 20 Pf.)

II. Wohlfeile Volks-Ausgabe.

1) In 28 Heften à 1 M. oder 11 Doppelbänden à 3 M. geb.

2) Aus der wohlfeilen Volks-Ausgabe einzeln.

Diese Ausgabe umfaßt 19 Bände, von denen „Tägliche Andachten" 2 Bände gebunden 6 M., die übrigen 17 Bände je 2 M. 50 Pf. geb. kosten.

In dieser Ausgabe kann also **jedes einzelne Werk O. Funcke's**, mit Ausnahme der drei zuletzt erschienenen: **Du und deine Seele, Fußspuren,** und **Wie man glücklich wird** 2c., in hübscher und gediegener Ausstattung zu äußerst wohlfeilem Preise bezogen werden.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Schild und Pfeil.

Mit einem Vorwort von **D. Emil Frommel,** | und einem Nachwort von **D. Otto Funcke.**

Dritte vermehrte Auflage.

Broch. 3 M., geb. m. Goldschn. 4 M. 20 Pf.

„. . . Er bietet uns kleine sonnige Erzählungen, kurze, treffende Bemerkungen und ernste Mahnungen, der Hauptsache des Lebens zu gedenken. Sein Bestreben, einen Schild wider die Angriffe des Unglaubens vorzuhalten und selbst den treffenden Pfeil der Wahrheit wider die Lüge der Zeit zu schleudern, wird nicht vergeblich sein." 2c. **Neue Preuß. Zeitung.**

„. . . Wer einen Angehörigen oder Freund mit einem Buche erfreuen will, das nicht bloß anzieht, sondern ernst anregt, aber auch mitten im tiefsten Ernst immer anziehend bleibt und nie Langeweile aufkommen läßt, der mag getrost zu ‚Schild und Pfeil' greifen." 2c. **Schwäb. Merkur.**

„. . . Es ist geist[illegible] A in doppeltem Sinne, des heiligen Geistes voll und dem, was man in der W. . ‚Geist' nennt, in jeder Beziehung gewachsen." 2c. **Theol. Litteraturbericht.**

„. . . In überaus interessanter und geistreicher Weise macht es Erfahrungen und Begegnisse des täglichen Lebens oder der wissenschaftlichen Forschung zu Gleichnissen des Ewigen." 2c. **Deutsche ev. Kirchenzeitung.**

Blicke in Herz und Welt.

Von d. Verf. von

„Schild und Pfeil".

Zweite Auflage.

Broch. 3 M., geb. m. Goldschn. 4 M. 20 Pf.

„. . . Es ist dieselbe Frische des Humors, die gleiche Schlagfertigkeit volksthümlicher Apologetik, dieselbe gesunde Ursprünglichkeit, das gleiche Talent, die Wahrheit an den Mann zu bringen. Es muß ein schönes Ding sein, wenn einem das Beobachten und Schreiben so leicht wird." **Theol. Litteraturblatt.**

„. . . Wie interessant, wie spannend, wie ergreifend vermag er zu schildern! Wie allseitig ist sein Blick; Ernst und Freude, Sonnenschein und Regenwolken, wie sie das menschliche Wesen durchziehen, durchwehen auch diese Blätter."
Monatl. Litteraturbl. Reading.

„Das ist wieder einmal ein Buch, das nicht nach der Schablone gearbeitet ist. Bei tief frommem Sinn hat sich der geistvolle Verfasser die Weite und Freiheit des Blicks gewahrt, und bei tiefstem Ernste, wie ihn die christliche Lebensanschauung und Lebenserfahrung erzeugt, ist der Ton, den er anschlägt, ebenso humoristisch als ironisch. Das Buch kann gebildeten Gläubigen, die gesunde Erbauungslektüre suchen, wie ehrlichen Zweiflern, die sich gegen die Anläufe der falschen Zeitrichtung waffnen wollen, zum Segen werden." 2c.
Deutsche Reichspost.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Der große Leidensweg
am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Hesba Stretton.

Bevorwortet von

Otto Funcke.

Zweite Auflage.

Broch. 4 M., geb. 5 M.

„Tiefergriffen sind wir von der Lektüre des vorliegenden Buches. Wir haben von manchem Exempel der Intoleranz aus Rußland gehört, aber daß die Unterdrückung und Verfolgung Andersdenkender von der orthodoxen russischen Kirche und Staatsregierung in unserm Jahrhundert so weit getrieben werden könnte, war uns unbekannt. . . . . Die Schilderungen sind nicht romanhaft erfunden, sondern beruhen auf wahrheitstreuen Berichten eines bekannten russischen, jetzt im Exil in England lebenden Schriftstellers. Was über Lehre und Verfassung des „Stundismus" gesagt ist, stammt aus andern Quellen. . . . . Das Ganze erscheint in dem Gewande einer Erzählung und die Verfasserin versteht die Kunst des Erzählens. Da ist Anschauung und Leben; mit größter Spannung folgt man ihr von Anfang bis zum Schluß. . . . . **Wir können nur wünschen, daß das Buch in die weitesten Kreise dringe und die Augen der ganzen civilisirten Welt auf das Martyrium der armen Verfolgten richten helfe. Zum Vorlesen in Familien, zur Aufnahme in Volks- und Schülerbibliotheken ist es sehr geeignet;** auch die reifere Jugend wird davon reichen Gewinn haben; sein Inhalt kann nur veredelnd auf jeden Leser wirken. Wir haben lange nicht eine Lektüre in der Hand gehabt, die uns so gefesselt und ergriffen hätte."

Leipziger Zeitung v. 17. Oct. 95.

Ein russischer Geistlicher schreibt über das Buch:

„ . . . . Ich habe gestaunt, wie **wunderbar treu und wahr** die im Westen so schwer verständlichen Verhältnisse geschildert sind. Kein Wort zu viel, nirgend Bitterkeit, nur **erhabene und überwältigende Sachlichkeit! Meisterhaft!** Heller Jubel erfüllt mein Herz, daß Gottes Güte jener so unglaublich verfolgten Schar solche Fürsprache erweckt hat. Gesegnet sei jedes Wort in ihrem Interesse! Ich hoffe, diese Darlegung des himmelschreienden Nothstandes unzähliger zu lebendigem Glauben erweckter Christenherzen wird Tausende zu brünstiger Fürbitte erwecken. Das walte Gott!"